11

19588
p'
B. III, 11.
10

# Wilhelm von Humboldt's

# gesammelte Werke.

---

## Dritter Band.

---

**Berlin,**
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1843.

Coburger
Landes-
Bücherei

# Inhalt.

Seite

Aeschylos Agamemnon. Metrisch übersetzt. . . 1 — 96

(Leipzig 1816. 4. XXXVII und 86 S.)

Die Eumeniden. Ein Chor aus dem Griechischen des Aeschylos. . . . . . . . . . . . . . 97—102

(Berlinische Monatsschrift herausgegeben von Biester. 1793. Bd. 22. S. 149—156.)

Socrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit. . . . . . . 103—141

(Joh. Friedr. Zöllner's Lesebuch für alle Stände. Theil 8. S. 186—256. Berlin 1787. 8.)

Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne. Aus Briefen. . . . . . . . . . . 142—172

(Goethe's Propylaeen. 1799. Band III. Stück 2. S. 66—109.)

Seite

Der Montserrat, bey Barcelona. . . . . . . . 173—212

(Allgemeine geographische Ephemeriden, herausgegeben von Gaspari und Bertuch. Band XI. Stück 3. März 1803. S. 265—313.)

Reiseskizzen aus Biscaya. (Handschriftlich.) . . 213—240

1. St. Jean de Luz. . . . . . . . . . . . 213—216
2. Spanische Gränze. . . . . . . . . . . 216—221
3. Guipuzcoa. Anblick des Landes. . . . . 222—235
4. Vitoria. . . . . . . . . . . . . . . . 235—240

Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. . . . . . . . . . . . 241—268

(Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1820—21. Berlin 1822. 4. S. 239—60.)

Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluſs auf die Ideenentwicklung. . 269—306

(Ebend. 1822—23. Berlin 1824. 4. S. 402—430.)

Berichte aus den Verhandlungen des Vereins der Kunstfreunde im Preuſsischen Staate. . . . . 307—383

Sonette. (Handschriftlich.) . . . . . . . . . . . 384—428

1. Die Milchstraſse . . . . . . . . . . . . . . 384
2. Niobe . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 385

Seite

3. Die Danaiden . . . . . . . . . . . . . . . . . . 386

4. Hoffnung der Liebe . . . . . . . . . . . . . . 387

5—9. Phantasien. I—V. . . . . . . . . . . . . 388—392

10—12. Des Lebens Ausgang. I—III. . . . . . . 393—395

13. Letztes Eigenthum . . . . . . . . . . . . . . 396

14. Saat Gottes . . . . . . . . . . . . . . . . . 397

15. Kypris . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 398

16. Andromeda . . . . . . . . . . . . . . . . . 399

17. Die Nymphe . . . . . . . . . . . . . . . . . 400

18—20. Friede mit dem Schicksal. I—III. . . . . 401—403

21. Die Klamm . . . . . . . . . . . . . . . . . . 404

22. Wurzeln und Zweige . . . . . . . . . . . . . 405

23. Freigebigkeit der Natur . . . . . . . . . . . 406

24. Morgengrufs der Geliebten . . . . . . . . . 407

25. Die glückliche Zeit . . . . . . . . . . . . . 408

26. Der Blitzableiter . . . . . . . . . . . . . . . 409

27. Die Dryas . . . . . . . . . . . . . . . . . . 410

28. Licht und Dunkel . . . . . . . . . . . . . . 411

29. Penelope . . . . . . . . . . . . . . . . . . 412

30. Frauenliebe . . . . . . . . . . . . . . . . . 413

31. Amor im Wagen . . . . . . . . . . . . . . . 414

32. Die Stummheit . . . . . . . . . . . . . . . . 415

33. An Ihn . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 416

34. Petrarca . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 417

35. Kranz und Gedicht . . . . . . . . . . . . . 418

36. Der Schwan . . . . . . . . . . . . . . . . . 419

37. Die Weinrebe . . . . . . . . . . . . . . . . 420

| | | Seite |
|---|---|---|
| 38. | Reiz der Heimath | 421 |
| 39. | Der Montserrat | 422 |
| 40. | Die Gegenwart | 423 |
| 41. | Corinna | 424 |
| 42. | Das Reich der andern Welt | 425 |

# Aeschylos Agamemnon.

Metrisch übersetzt *).

---

## Einleitung.

Unter allen Werken der Griechischen Bühne kommt keines dem Agamemnon an tragischer Erhabenheit gleich. So oft man dies wundervolle Stück von neuem durchgeht, empfindet man tiefer, wie bedeutungsvoll jede Rede, jeder Chorgesang ist, wie alles Einzelne, wenn gleich äufserlich scheinbar locker verbunden, innerlich nach Einem Punkte hinstrebt, wie jeder aus zufälliger Persönlichkeit geschöpfte Bewegungsgrund entfernt ist, wie nur die gröfsesten und dichterischsten Ideen die überall waltenden und herrschenden sind, und wie der Dichter dergestalt alles blofs Menschliche und Irrdische vertilgt hat, dafs es ihm gelungen ist, das reine Symbol des menschlichen Schicksals, des gerechten Waltens der Gottheit, des ewig vergeltenden Verhängnisses hinzustellen, das unerbittlich Schuld durch Schuld so lange rächt, bis ein Gott mitleidsvoll die zuletzt begangene versöhnt.

Dike und Nemesis, die beiden reinsten Götterbegriffe des Alterthums, an welche der einfach erhabne Sinn der Griechen die ganze Weltregierung knüpfte, so dafs unter

---

*) Der erste Abdruck (Leipzig 1816. 4.) ist mit der Widmung „an Caroline von Humboldt geborne von Dacheröden" versehen.

ihrer Leitung Begebenheit sich aus Begebenheit entwickelte, sind es, auf denen der ganze Sinn und Begriff der Dichtung ruht. Die früheste geschichtliche Ueberlieferung gestaltete sich in dem glücklichen Griechischen Geiste von selbst zum Stoffe der Kunst, ein Vorzug, der wohl hauptsächlich der in ihrem ersten Ursprung dichterischen Sprache zuzuschreiben ist, da die Form immer die Materie besiegt, die nur, wo jene mangelhaft ist, sich in ihrer rohen Unbeholfenheit hervordrängt; die Ereignisse in Argos, in Theben, in Ilion scheinen sich an einander zu reihen, wie der gelungenste Flug der Einbildungskraft sie auf der Bühne zu ordnen vermöchte. Das Geschlecht der Pelopiden gehört vorzugsweise zu diesen, ohne alle vorgängige Bearbeitung, dichterischen Stoffen. Eine Reihe schwerer Blutschuld folgt von Myrtilos Ermordung an auf einander; Atreus und Thyestes Zwist, die Schlachtung der Kinder des letzteren, Iphigenias Opfer, Agamemnons Ermordung; jeder der Strafbaren handelt weniger durch sich selbst, als vom Verhängnifs getrieben, um Werkzeug der Strafe und der Rache zu seyn; endlich ahndet Orestes den Tod des Vaters an der eigenen Mutter, und nun setzen zwei heilende Gottheiten dem Frevel ein Ziel, versöhnen ihn, beschwichtigen die Eumeniden, und verbannen auf immer den „Wahnsinn des Wechselgemords" aus dem Hause der Plistheniden. Aeschylos Tetralogie, der Agamemnon, die Choëphoren und die Eumeniden, durchlaufen den ganzen letzten Theil dieser gräuelvollen Frevel, aber schon der Agamemnon allein enthält, in Erinnerung und Andeutung, die ganze Folge von ihrem Ursprunge an, die Kassandras Weissagungen auf die erhabenste Weise an einander knüpfen. Auch dafs Orestes diesem Verderben den Gipfel aufsetzen wird, verkündigt sie, so dafs das aufgeregte Gemüth schon in diesem Stück allein die Beruhigung findet, ohne die jede

künstlerische Wirkung ihre wahre Auflösung vermiſst. Neben der Frevelreihe der Pelopiden geht, nicht ohne Schuld von allen Seiten, der Krieg vor Ilion, und die Zerstörung der Stadt her. Paris hat durch die Entführung der Helena das Verderben über Troja gebracht; Agamemnon und Menelaos haben für die Beleidigung ihres Hauses ganz Griechenland in den Kampf geführt, haben „unwilligen Muth den zum Tod Hinwandernden geweckt," und viele, für das Weib eines Andren Gefallene deckt feindlicher Boden. Diese doppelte Reihe von Ereignissen, von denen die eine nur den Argeiischen Königsstamm angeht, die andre ganz Griechenland und Asien, Alles, was die damalige Welt Groſses kannte, umfaſst, verknüpft das Opfer der Iphigenia, und auſser allem diesem wird das Haupt Agamemnons von der Last des Glückes, den bedeutendsten und langwierigsten Krieg, den man bis dahin erfahren hatte, beendigt zu haben, durch das Gewicht der Zerstörung einer Stadt uralter Macht und Reichthums, den Untergang eines groſsen und weitgepriesenen Königsstammes niedergedrückt. So ist der zurückkehrende König, wie er seine Heimath betritt, wie mit nicht zu überspringenden Netzen umstellt. Väterschuld und eigne, heimlich schleichender Volkshaſs und Neid des Schicksals ziehen ihn unwiederbringlich ins Verderben, und er fällt mehr vom Verhängniſs, als dem Arm seines Weibes, die selbst wieder einem gleichen Geschicke entgegengeht.

Obgleich der Begriff der Nemesis an mehr, als Einer Stelle, vorzüglich aber in dem Chorgesange, auf den das Erscheinen der Kassandra folgt, angedeutet ist, waltet doch der des strafenden Rechtes vor. Der Chor legt sogar hierüber seine Meynung an einer Stelle (v. 732—742.) ausdrücklich dar. Es ist ein irriger Wahn, sagt er, wenn man glaubt, daſs auf das groſse Glück immer Unsegen folge; in

dem Hause des Gerechten pflanzt es sich harmlos fort, und nur da, wo es mit Frevel gepaart ist, führt es von Stufe zu Stufe des Unheils. Diese ewig wachsame Gerechtigkeit der Gottheit, die manchmal späte, aber immer unfehlbare Ahndung des Unrechts, die sich der Frevelhafte selbst durch die Verblendung zuzieht, in welche ihn die Uebelthat verstrickt, wird auf die mannigfaltigste und erhabenste Weise durch das ganze Stück gefeiert. Götterscheu und Frömmigkeit sprechen sich stärker und reiner, als in irgend einem andren, darin aus, und es ist überhaupt mehr, als sonst eines, reich an Lehren und Weisheitssprüchen. Es kommt dies grofsentheils von dem Vorwalten der lyrischen Formen her, da dem Chor viel mehr darin eingeräumt ist, als in den späteren Tragödien. Die Chorgesänge selbst aber sind, auf eine den Pindarischen ähnliche Weise, mit der kraftvollen, alterthümlichen Einfachheit behandelt, nicht in der durchgängigen Farbe milder und leichter Anmuth, wie bei Sophokles, obgleich auch diese sich in einzelnen Stellen findet, noch mit der Ueppigkeit der Bilder, die man in ihnen oft bei Euripides antrift.

Klytämnestra ist der Hauptcharakter des Stücks, da eigentlich sie allein handelt. Im Anfange erscheint sie zwar listig und verstellt über einem tief versteckten Anschlag brütend, und bis zur Vollendung spielt der Dichter nur durch Andeutungen des Chores ihrer Entschuldigung vor, doch läfst sie selbst deutlich genug blicken, was sie vollenden will; aber nachdem die That geschehen ist, tritt sie frei und sicher, in schauderhafter Gröfse, mit ihrem Geständnifs und ihrer Rechtfertigung ans Licht. Jeder Bewegungsgrund, der mehr in besondrer Individualität, als dem einfachen Naturcharakter liegt, ist hier entfernt; einer Leidenschaft zu Aegisthos wird nirgend gedacht; gleiche Begierde sich zu rächen hat beide verbunden; sie erwähnt

seiner nur als eines Beistandes, einer Stütze. Die einzige Triebfeder ihres Handelns ist der Schmerz um Iphigenia, den sie auch auf die natürlichste Weise, als das Gefühl der in ihren Hofnungen getäuschten Mutter, angiebt; mein Kind, sagt sie, hat er geopfert, die liebste meiner Wehen. Nur als ein hinzukommender Grund erscheint die Eifersucht auf Kassandra, und nur als eine Rechtfertigung auch ihrer Ermordung. Der Tod der Iphigenia ist der nächste Grund der ganzen Handlung des Stücks; die beiden Massen der Schuld und der Schicksalsmisgunst, die sich gegen Agamemnon aufthürmen, verknüpfen sich in ihm; daher fängt auch das Stück fast mit der Erzählung ihres Opfers an, und wie es die Art der ältesten Griechischen Dichter, und vorzüglich des Aeschylos ist, die Haupttriebfedern, so wie Alles, worauf die Wirkung vorzüglich berechnet wird, in grofser Breite und Festigkeit hinzustellen, damit das Ganze sicher auf ihm ruhen könne, die weiteren Entwicklungen aber kurz zu behandeln; so ist dem Tode der Iphigenia ein ganzer, und der längste Chorgesang gewidmet, der mit dem herrlichen Bilde der Abfahrt nach Ilion, eines erscheinenden Zeichens, und einer Weissagung des Kalchas beginnt. Die Freude, die ihr die Rache gewährt, führt Klytämnestra in der gröfsesten Furchtbarkeit, und mit der bittersten Ironie aus; Iphigenia wird dem Vater bei den Schatten entgegen kommen, ihn am Acheron begrüfsen, wie es der Tochter geziemt. Nirgend thut sie einen bedauernden Rückblick auf die That; sie ist nicht Agamemnons Weib gewesen, sie ist der Rachdämon des Geschlechts, das sich selbst den Untergang bereitet. Eine desto stärkere Wirkung bringt, gegen das Ende des Stücks, die Milde hervor, mit der sie sich, mit jedem Geschick zufrieden, wenn nur des ewig vergeltenden Gemordes ein Ende wird, nach Versöhnung sehnt, die aber erst dem zu Theil wer-

den kann, der bloſs als Werkzeug, und auf den unmittelbaren Befehl der Gottheit gehandelt hat.

Aegisthos tritt nur auf, um auch von seiner Seite zu beurkunden, daſs er in dem Enkel den Frevel des Ahnherrn strafte. Sein ganzer Zwist mit dem Chor kann beim ersten Anblick überflüssig, und das Stück besser mit den letzten Anapästen, die Klytämnestra sagt, zu enden scheinen. Aber diese letzte Scene gleicht dem Schluſston eines Accords, ohne den die wahre Auflösung fehlen würde, vorzüglich in dem Gegensatz der Heftigkeit Aegisths, und der nun milden Klytämnestra, und in den schönen Versen: (1642. 1643. 1646. 1649.)

Laſs' uns stiften neues Leid nicht, o der Männer theuerster!
Schon zu mähen dieses Viele, ist uns Ernte jammervoll;
— — — — was wir thaten, muſste seyn.
Dieses ist des Weibes Rede, wenn Gehör ihr einer leiht.

Auf dieselbe Weise könnte man auch vielleicht die, sonst so dichterische Beschreibung der Trennung des Menelaos vom übrigen Heer durch einen Sturm für eine entbehrliche Episode halten. Aber die Frage muſste beantwortet werden, ob Menelaos nicht zurückkehrte, die That verhindern, oder rächen könnte? Auſserdem war der Abfahrt beider Könige im ersten Chorgesange gedacht, es durfte bei der Rückkehr nicht bloſs Einer genannt werden. Ein solches Streben nach dichterischer Symmetrie und Vollständigkeit ist der Griechischen Dichtung und Kunst besonders eigen.

Agamemnon wird eben so sehr, und sogar mehr durch dasjenige gezeichnet, was seinem Erscheinen vorhergeht, als durch dies Erscheinen selbst. Er soll, als der gröſseste und glücklichste Sterbliche, den die Götter je mit Ruhm und mit Sieg gekrönt haben, auftreten. Dies wird durch die Erzählung von der Einnahme Trojas, dem Triumphzug

des Heers nach der Heimath, der Freude, diese nach zehnjähriger Abwesenheit wiederzusehen, die sich in dem Herold auf eine so rührende Weise ausspricht, vorbereitet. Aber zugleich wird alle diese Erhabenheit, als den unmittelbar nachfolgenden Fall drohend, dargestellt. So tritt der König selbst auf, und nach wenigen Worten über die Gröfse des vollbrachten Unternehmens, und die Nothwendigkeit nunmehr Stadt und Haus zu ordnen, athmen alle seine Reden nur Besorgnifs vor dem Neid und der Misgunst des Geschicks, Milde, wie gegen Kassandra, und die Sehnsucht, sein Leben fern von Glanz, in weiser Mäfsigkeit und fröhlicher Heiterkeit zu beschliefsen. Dieser Wunsch, in bewegender Einfachheit, vor der, die ihm den Tod bereitet, und wenige Augenblicke, ehe sie die That vollendet, ausgedrückt, bringt die rührendste Wirkung hervor. Bei seinem Fall spricht er blofs die tödtlich empfangene Wunde aus. Das so meisterhaft behandelte Ausbreiten der Purpurteppiche wird nicht als eine mitwirkende Ursach, sondern nur als ein Bemühen Klytämnestras vorgestellt, den Neid der Götter und Menschen durch überirrdische Ehrenbezeigungen auf ihr Schlachtopfer zu häufen. Es macht, dafs Agamemnons Stimmung, seine Neigung, die Last seines Ruhms und seiner Gröfse zu vermindern, sich besser aussprechen kann, und giebt zu einigen sehr dichterischen Schilderungen Anlafs.

Kassandra füllt den schrecklichsten Moment des Stückes aus, den zwischen Agamemnons Eintritt in den Pallast, bei dem sein Schicksal nicht mehr zweifelhaft ist, und seiner Ermordung. Nichts im ganzen Alterthum reicht an die Erhabenheit dieser Scene, ist gleich erschütternd und rührend. Die nun als Gefangene dienende Königstochter löst nach und nach ihr starres Schweigen; bricht erst in Wehklagen, blofse unarticulirte Laute und Ausrufungen, dann in Weis-

sagungen aus; anfangs in dunkle; darauf, wo auch das Silbenmafs so schön und bedeutungsvoll von den wechselnden Chorweisen zu den festen und klaren Trimetern übergeht, entfernt sie jedes Dunkel; unverhüllt soll der Seherspruch der Sonne entgegen treten. Die furchtbarsten Bilder aus der Vorzeit des fluchbeladenen Hauses, in das sie, todbestimmt, gehen soll, wechseln mit den rührendsten ihrer Jugend, des Glücks, das sie ehemals genofs, des Untergangs ihrer Vaterstadt. Mit wenigen, aber den lebendigsten Zügen ist das Elend einer, immer Unglück verkündenden, aber nie von ihren Mitbürgern geglaubten Weissagerin gezeichnet; und über der ganzen Scene liegt, wie das Dunkel einer schwülen Gewitternacht, die düstre Farbe eines ewig drohenden Verhängnisses, unglückschwangrer Verheifsungen. Kassandras Unglück, und das ihres Stammes ist rettungslos, und wendet sich nicht wieder zum Bessern. Das Geschlecht der Pelopiden dauert fort, und erhebt sich wieder, Zeus gedenkt noch nicht, es zu vertilgen, (v. 666.) aber dem Priamos brachten seine Frömmigkeit und seine Opfer kein Heil, die Götter sind von Ilion gewichen, es steigt nicht wieder aus der Asche empor. Die Schilderung eines solchen Unglücks findet ihre dichterische Auflösung nur in starrer Ergebung, in entschlossenem Umfassen des Unvermeidlichen. Auch antwortet der Chor auf alle Gründe, die Kassandra dafür anführt, dafs sie dem vorausgesehenen Tode nicht zu entfliehen versucht: (v. 1278.)

niemals vernehmen solches Wort die Glücklichen.

Die Chöre sind nur bis zu Agamemnons Eingehen in den Pallast, als Monologen, zwischen die Scenen gestellt. Von da aus schreitet die Handlung zu bewegt vor, und die Gesänge des Chors mischen sich den Scenen selbst ein. Die vier grofsen einzelnen Gesänge bereiten die Handlung vortreflich vor, und unterstützen ihren Gang. Der erste

ist eine vollständige, aber lyrische Exposition des ganzen folgenden Stücks, von desto gröſserer Wirkung, als sie das hereinbrechende Unglück noch dunkel und ungewiſs andeutet. Schon bei der Abfahrt der Atreiden zeigten sich zwar günstige, aber zugleich mit Sorge erfüllende Zeichen. Möge nicht kindrächender Groll im Hause zurückgeblieben seyn! Nun folgt eine ausführliche Schilderung des unseligen Opfers, das der Grund zur Rache ward, und ungewisse Ahndung der Zukunft. Der zweite und dritte beziehen sich auf den Krieg und den Untergang Ilions; jener, bei dem der Chor, da der Herold noch nicht erschienen ist, noch des Ausgangs nicht gewiſs zu seyn glaubt, spricht mehr von dem Verluste, den Hellas erlitten, dem Murren des Volkes darüber, dem heimlich gegen die Atreiden schleichenden Haſs; dieser, wo der Herold das groſse Vollbrachte verkündigt hat, und Agamemnon auftreten soll, stellt die Zerstörung der ſeindlichen Stadt, als die gerechte Ahndung für Paris Frevel dar. Der vierte, wo Klytämnestra, bei Agamemnons Eingehen in das Haus, eben den bedeutungsvollen Anruf an Zeus gerichtet hat, (v. 949. 950.) drückt nur verwirrte, dunkle Besorgniſs und Schwermuth, unbestimmte Ahndung auf übermäſsiges Glück folgenden Unheils aus.

Der einzelnen Handlung des Stücks ist — und darauf beruht groſsentheils seine so mächtige Wirkung — ein ungeheurer Hintergrund gegeben. Von der ersten Scene an bis zum Erscheinen Agamemnons steht der ganze Troische Krieg mit allem Verderben, das er über einzelne Familien Griechenlands brachte, und allem Glanze, mit dem er die Nation verherrlichte, dem Zuschauer lebendig vor Augen; eine Fackelreihe verbindet in einer glanzvollen Nacht Asien und Europa. Dadurch daſs der Dichter gerade diese Sage heraushob, gewinnt er nicht nur eine der reizendsten und

dichterischsten Schilderungen, und erregt eine für seinen Zweck ungleich dankbarere Spannung der Erwartung auf die Bestätigung der ersten Verkündigung, sondern der Fall Ilions wird nun auch ungleich lebendiger vor die Einbildungskraft geführt, und der Gang des Ganzen erhält eine viel gröfsere Raschheit durch das unmittelbar nachfolgende Erscheinen des Agamemnon, so dafs man die schon im Alterthum gerügte Unwahrscheinlichkeit leicht der magischen Wirkung des Wundervollen verzeihen kann. Wenn man bedenkt, dafs den Griechen, wie aus dem Anfang der Geschichte Herodots sichtbar ist, der Troische Krieg gleichsam als eine Vorbedeutung ihrer späteren Siege über die Perser galt, und dafs die Entsündigung Orests der Anlafs wurde, dafs Pallas selbst das angesehenste Gericht in Athen gründete, so fühlt man, wie auch diese Umstände die Wirkung des Stücks vermehrt haben müssen, so wenig es des hinzukommenden Interesses solcher historischen Beziehungen bedarf.

Dafs, wie so eben erwähnt ward, das Erblicken des Flammenzeichens und die Rückkehr Agamemnons nur durch wenige hundert, ohne Unterbrechung gesprochene und gesungene Verse getrennt sind, wird den mit den Werken des Alterthums Vertrauten nicht wundern. Man würde sogar schon irren, wenn man bestimmt und fest annähme, dafs Aeschylos die Rückfahrt hätte in Eine Nacht zusammendrängen, oder ihr die natürliche Zeit lassen wollen. Dem ersten widerspricht er nicht undeutlich in der Erzählung der Zerstreuung der Flotte durch einen Sturm, und durch die Schilderung des Herolds, wie das Heer auf seinem Zuge die Kriegsbeute den Tempeln angeheftet hat. (v. 565—567.) Das letzte würde gänzlich den schönen und raschen Gang des Stückes stören, in dem die durch das Fackelzeichen erregte zweifelnde Erwartung eine au-

genblickliche Auflösung fordert. Die Frage selbst konnte nicht in einem Dichter von Aeschylos Zeit entstehen, und es enthielt in seinem Begriff einer Tragödie keinen Widerspruch, den Agamemnon und sein Heer unmittelbar erscheinen zu lassen, ohne darum von der Länge oder Kürze seiner Fahrt Rechenschaft abzulegen. Die alten Kunstwerke verschmähen sehr häufig diese Sorgfalt, die einzelnen Glieder ihrer Darstellung auch gewissermafsen äufserlich, und wie es in der Natur zu seyn pflegt, zu verknüpfen. Auch die bildende Kunst benutzt diese Freiheit, und es ist ungefähr ebenso, wenn auf Basreliefs und geschnittenen Steinen die Pferde, auch in voller Bewegung, ohne alle Andeutung des Geschirres, blofs vor den Wagen gestellt sind. Die Alten konnten indefs auch leicht über solche Nebendinge hinweggehen, da sie es so meisterhaft verstanden, die Einbildungskraft bei den wesentlichen zu fesseln. Dies wird vorzüglich in lyrischen Dichtungen klar, die einen ganz andren, mehr aus dem Gemüth selbst herkommenden Zusammenhang fodern, als die an sich mehr, bei den Griechen aber, bei denen alles objectiv ist, nur auf andre Weise objectiven epischen. Das Lyrische und Epische, das in der ausgebildeten Tragödie in dem Begriff einer, als augenblicklich gegenwärtig vorgestellten Handlung einzeln verschwindet, erscheint bei den Alten noch mächtig in ihr geschieden. Im Agamemnon waltet bei weitem das Lyrische vor, und indem vom ersten bis zum letzten Verse vorzüglich, aber doch nicht allein, durch den Chor, durch blofs gestaltlose Anregung von Empfindungen die entsprechende Stimmung im Zuschauer hervorgebracht wird, werden zugleich mit der gröfsesten Festigkeit und Bestimmtheit auftretende Gestalten hingestellt, mehr einzeln, als in enger Verbindung, mehr still und ruhig, als in zu reger Bewegung, so dafs vor der Einbildungskraft gewissermafsen

eine Verbindung musikalischer und plastischer Eindrücke entsteht. Diese Verknüpfung der am meisten entgegengesetzten, aber an sich mächtigsten aller Künste ist der neueren Dichtkunst fremd, und so auffallend groſs und ergreifend nur in Aeschylos und in Pindaros. Bei diesem ist es, der Natur seiner Dichtungen nach, vielleicht noch mehr der Fall; man erinnere sich nur an Iasons Erscheinen auf dem Markt von Iolkos, an den auf Zeus Scepter schlummernden Adler, und so viele andere Stellen; in diesem Sinne könnte man ihm wohl bestreiten, was er in einem andren so schön sagt, daſs er kein Bildner ist, auf festem Fuſsgestell weilende Gebilde zu machen. Im Agamemnon wird das Gemüth durch die Besorgnisse des Chors, die dunkeln, aber immer furchtbaren Andeutungen Klytämnestras, die Wehklagen und Weissagungen Kassandras vom ersten Verse an, wie mit schwermüthigen Melodien, mit trüben und schwarzen, aber unbestimmten Ahndungen erfüllt, und auf diesen Grund nun treten, auf ihm bewegen sich die groſsen, theils furchtbaren, wie Klytämnestra, theils herrlichen Gestalten, wie Agamemnon und Kassandra. Welcher schönere Gegenstand, auch für die plastische Kunst, könnte gedacht werden, als Kassandra auf dem Wagen des Mannes, der sie gefangen aus ihrer zerstörten Vaterstadt geführt hat, und vor der Thür des Pallastes, der ihm und ihr den Tod bringt! Hiermit übereinstimmend sind nun auch Sprache und Stil, nicht so zart verschmolzen, so geschmeidig, und sich dem Gespräch nähernd, wie bei Sophokles, aber einfach, kraftvoll, grandios, alterthümlich, manchmal selbst abgebrochen, dunkel und fast überreich.

Ein solches Gedicht ist, seiner eigenthümlichen Natur nach, und in einem noch viel anderen Sinne, als es sich überhaupt von allen Werken groſser Originalität sagen läſst, unübersetzbar. Man hat schon öfter bemerkt, und die Un-

tersuchung sowohl, als die Erfahrung bestätigen es, daſs, so wie man von den Ausdrücken absieht, die bloſs körperliche Gegenstände bezeichnen, kein Wort einer Sprache vollkommen einem in einer andren gleich ist. Verschiedene Sprachen sind in dieser Hinsicht nur ebensoviel Synonymieen, jede drückt den Begriff etwas andres, mit dieser oder jener Nebenbestimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus. Eine solche Synonymik der hauptsächlichsten Sprachen, auch nur (was gerade vorzüglich dankbar wäre) des Griechischen, Lateinischen und Deutschen, ist noch nie versucht worden, ob man gleich in vielen Schriftstellern Bruchstücke dazu findet; aber bei geistvoller Behandlung müſste sie zu einem der anziehendsten Werke werden. Ein Wort ist so wenig ein Zeichen eines Begriffs, daſs ja der Begriff, ohne dasselbe, nicht entstehen, geschweige denn festgehalten werden kann; das unbestimmte Wirken der Denkkraft zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen. Nun ist es ein individuelles Wesen, von bestimmtem Charakter und bestimmter Gestalt, von einer auf das Gemüth wirkenden Kraft, und nicht ohne Vermögen sich fortzupflanzen. Wenn man sich die Entstehung eines Worts menschlicher Weise denken wollte (was aber schon darum unmöglich ist, weil das Aussprechen desselben auch die Gewiſsheit verstanden zu werden voraussetzt, und die Sprache überhaupt sich nur als ein Product gleichzeitiger Wechselwirkung, in der nicht einer dem andren zu helfen im Stande ist, sondern jeder seine und aller übrigen Arbeit zugleich in sich tragen muſs, gedacht werden kann), so würde dieselbe der Entstehung einer idealen Gestalt in der Phantasie des Künstlers gleich sehen. Auch diese kann nicht von etwas Wirklichem entnommen werden, sie entsteht durch eine reine Energie des

Geistes, und im eigentlichsten Verstande aus dem Nichts; von diesem Augenblick aber tritt sie im Leben ein, und ist nun wirklich und bleibend. Welcher Mensch, auch aufser dem künstlerischen und genialischen Hervorbringen, hat sich nicht, oft schon in früher Jugend, Gebilde der Phantasie geschaffen, mit denen er hernach oft vertrauter lebt, als mit den Gestalten der Wirklichkeit? Wie könnte daher je ein Wort, dessen Bedeutung nicht unmittelbar durch die Sinne gegeben ist, vollkommen einem Wort einer andren Sprache gleich seyn? Es mufs nothwendig Verschiedenheiten darbieten, und wenn man die besten, sorgfältigsten, treuesten Uebersetzungen genau vergleicht, so erstaunt man, welche Verschiedenheit da ist, wo man blofs Gleichheit und Einerleiheit zu erhalten suchte. Man kann sogar behaupten, dafs eine Uebersetzung um so abweichender wird, je mühsamer sie nach Treue strebt. Denn sie sucht alsdann auch feine Eigenthümlichkeiten nachzuahmen, vermeidet das blofs Allgemeine, und kann doch immer nur jeder Eigenthümlichkeit eine verschiedene gegenüberstellen. Dies darf indefs vom Uebersetzen nicht abschrecken. Das Uebersetzen, und gerade der Dichter, ist vielmehr eine der nothwendigsten Arbeiten in einer Literatur, theils um den nicht Sprachkundigen ihnen sonst ganz unbekannt bleibende Formen der Kunst und der Menschheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, zuzuführen, theils aber, und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutsamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Denn es ist die wunderbare Eigenschaft der Sprachen, dafs alle erst zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geist der Nation, die sie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem höheren, und immer mannigfaltigeren gesteigert werden können. Es ist nicht zu kühn zu behaupten, dafs in jeder, auch in den

Mundarten sehr roher Völker, die wir nur nicht genug kennen, (womit aber gar nicht gesagt werden soll, dafs nicht eine Sprache ursprünglich besser, als eine andre, und nicht einige andren auf immer unerreichbar wären) sich Alles, das Höchste und Tiefste, Stärkste und Zarteste ausdrücken läfst. Allein diese Töne schlummern, wie in einem ungespielten Instrument, bis die Nation sie hervorzulocken versteht. Alle Sprachformen sind Symbole, nicht die Dinge selbst, nicht verabredete Zeichen, sondern Laute, welche mit den Dingen und Begriffen, die sie darstellen, durch den Geist, in dem sie entstanden sind, und immerfort entstehen, sich in wirklichem, wenn man es so nennen will, mystischen Zusammenhange befinden, welche die Gegenstände der Wirklichkeit gleichsam aufgelöst in Ideen enthalten, und nun auf eine Weise, der keine Gränze gedacht werden kann, verändern, bestimmen, trennen und verbinden können. Diesen Symbolen kann ein höherer, tieferer, zarterer Sinn untergelegt werden, was nur dadurch geschieht, dafs man sie in solchem denkt, ausspricht, empfängt und wiedergiebt, und so wird die Sprache, ohne eigentlich merkbare Veränderung, zu einem höheren Sinne gesteigert, zu einem mannigfaltiger sich darstellenden ausgedehnt. Wie sich aber der Sinn der Sprache erweitert, so erweitert sich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dies Beispiel anzuführen, nicht die Deutsche Sprache gewonnen, seitdem sie die Griechischen Silbenmafse nachahmt, und wie vieles hat sich nicht in der Nation, gar nicht blofs in dem gelehrten Theile derselben, sondern in ihrer Masse, bis auf Frauen und Kinder verbreitet, dadurch entwickelt, dafs die Griechen in ächter und unverstellter Form wirklich zur Nationallecture geworden sind? Es ist nicht zu sagen, wieviel Verdienst um die Deutsche Nation durch die erste gelungne Behandlung der antiken Silben-

maſse Klopstock, wie noch weit mehr Voſs gehabt, von dem man behaupten kann, daſs er das klassische Alterthum in die Deutsche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung ist in einer schon hoch cultivirten Zeit kaum denkbar, und sie gehört ihm allein an. Denn er hat, was nur durch diese mit dem Talente verbundene Beharrlichkeit des Charakters möglich war, die denselben Gegenstand unermüdet von neuem bearbeitete, die feste, wenn gleich allerdings noch der Verbesserung fähige Form erfunden, in der nun, so lange Deutsch gesprochen wird, allein die Alten deutsch wiedergegeben werden können, und wer eine wahre Form erschafft, der ist der Dauer seiner Arbeit gewiſs, da hingegen auch das genialischste Werk, als einzelne Erscheinung, ohne eine solche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demselben Wege bleibt. Soll aber das Uebersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht, oder was sie doch anders besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue. Diese Treue muſs auf den wahren Charakter des Originals, nicht, mit Verlassung jenes, auf seine Zufälligkeiten gerichtet seyn, so wie überhaupt jede gute Uebersetzung von einfacher und anspruchloser Liebe zum Original, und daraus entspringendem Studium ausgehen, und in sie zurückkehren muſs. Mit dieser Ansicht ist freilich nothwendig verbunden, daſs die Uebersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt, aber die Gränze, wo dies ein nicht abzuläugnender Fehler wird, ist hier sehr leicht zu ziehen. So lange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Uebersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Uebersetzer, daſs er seinem Original nicht gewachsen ist. Das Gefühl des uneingenomme-

nen Lesers verfehlt hier nicht leicht die wahre Scheidelinie. Wenn man in ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen noch weiter geht, und auch das Fremde selbst vermeiden will, so wie man wohl sonst sagen hörte, dafs der Uebersetzer schreiben müsse, wie der Originalverfasser in der Sprache des Uebersetzers geschrieben haben würde, (ein Gedanke, bei dem man nicht überlegte, dafs, wenn man nicht blofs von Wissenschaften und Thatsachen redet, kein Schriftsteller dasselbe und auf dieselbe Weise in einer andren Sprache geschrieben haben würde) so zerstört man alles Uebersetzen, und allen Nutzen desselben für Sprache und Nation. Denn woher käme es sonst, dafs, da doch alle Griechen und Römer im Französischen, und einige in der gegebenen Manier sehr vorzüglich übersetzt sind, dennoch auch nicht das Mindeste des antiken Geistes mit ihnen auf die Nation übergegangen ist, ja nicht einmal das nationelle Verstehen derselben (denn von einzelnen Gelehrten kann hier nicht die Rede seyn) dadurch im Geringsten gewonnen hat?

Dieser hier eben geschilderten Einfachheit und Treue habe ich mich, um nach diesen allgemeinen Betrachtungen auf meine eigene Arbeit zu kommen, zu nähern gesucht. Bei jeder neuen Bearbeitung habe ich gestrebt immer mehr von dem zu entfernen, was nicht gleich schlicht im Texte stand. Das Unvermögen, die eigenthümlichen Schönheiten des Originals zu erreichen, führt gar zu leicht dahin, ihm fremden Schmuck zu leihen, woraus im Ganzen eine abweichende Farbe, und ein verschiedener Ton entsteht. Vor Undeutschheit und Dunkelheit habe ich mich zu hüten gesucht, allein in dieser letzteren Rücksicht mufs man keine ungerechte, und höhere Vorzüge verhindernde Forderungen machen. Eine Uebersetzung kann und soll kein Commentar seyn. Sie darf keine Dunkelheit enthalten, die aus

schwankendem Wortgebrauch, schielender Fügung entsteht; aber wo das Original nur andeutet, statt klar auszusprechen, wo es sich Metaphern erlaubt, deren Beziehung schwer zu fassen ist, wo es Mittelideen ausläfst, da würde der Uebersetzer Unrecht thun, aus sich selbst willkührlich eine den Charakter des Textes verstellende Klarheit hineinzubringen. Die Dunkelheit, die man in den Schriften der Alten manchmal findet, und die gerade der Agamemnon vorzüglich an sich trägt, entsteht aus der Kürze, und der Kühnheit, mit der, mit Verschmähung vermittelnder Bindesätze, Gedanken, Bilder, Gefühle, Erinnerungen und Ahndungen, wie sie aus dem tief bewegten Gemüthe entstehen, an einander gereiht werden. So wie man sich in die Stimmung des Dichters, seines Zeitalters, der von ihm aufgeführten Personen hineindenkt, verschwindet sie nach und nach, und eine hohe Klarheit tritt an die Stelle. Einen Theil dieser Aufmerksamkeit mufs man auch der Uebersetzung schenken, nicht verlangen, dafs das, was in der Ursprache erhaben, riesenhaft und ungewöhnlich ist, in der Uebertragung leicht und augenblicklich fafslich seyn solle. Immer aber bleiben Leichtigkeit und Klarheit Vorzüge, die ein Uebersetzer am schwersten, und nie durch Mühe und Umarbeiten erringt; er dankt sie meistentheils einer ersten glücklichen Eingebung, und ich weifs nur zu gut, wieviel meine Uebersetzung mir hierin zu wünschen übrig läfst.

Bei der Berichtigung und Auslegung des Textes habe ich mich der Hülfe des Herrn Professors Hermann erfreut. Mit einer neuen Ausgabe des Aeschylos beschäftigt, hat mir derselbe die Freundschaft erzeigt, mir von seiner Bearbeitung des Agamemnons alles mitzutheilen, was mir bei der Uebersetzung nützlich seyn konnte. Durch diese gütige Unterstützung, ohne die ich, vorzüglich die Chorgesänge nie gewagt haben würde, dem Publicum vorzulegen, bin

ich in Stand gesetzt worden, meiner Uebersetzung einen durchaus neu geprüften Text zum Grunde zu legen, und jeder Kundige wird bald gewahr werden, wieviel glückliche Veränderungen einzelne Stellen erhalten, wieviel aufserdem die Chöre und Anapaestischen Systeme durch richtigere Versabtheilung gewonnen haben. Die sich auf den Sinn beziehenden Veränderungen des Textes sind in den Anmerkungen von Herrn Professor Hermann selbst kurz angegeben worden, die das Metrum betreffenden zeigt die Vergleichung der Uebersetzung mit den vorigen Ausgaben.

Diesem Texte bin ich nunmehr auch so genau, als es mir möglich war, gefolgt. Denn ich habe von jeher die eklektische Manier gehafst, mit welcher Uebersetzer manchmal unter den hundertfältigen Varianten der Handschriften und Verbesserungen der Kritiker, nach einem nothwendig oft irre leitenden Gefühl, willkührlich auswählen. Die Herausgabe eines alten Schriftstellers ist die Zurückführung einer Urkunde, wenn nicht auf ihre wahre und ursprüngliche Form, doch auf die Quelle, die für uns die letzte zugängliche ist. Sie mufs daher mit historischer Strenge und Gewissenhaftigkeit, mit dem ganzen Vorrath ihr zum Grunde liegender Gelehrsamkeit, und vorzüglich mit durchgängiger Consequenz unternommen werden, und aus Einem Geiste herfliefsen. Am wenigsten darf man dem sogenannten ästhetischen Gefühl, wozu gerade die Uebersetzer sich berufen glauben könnten, darauf Einflufs gestatten, wenn man (das Schlimmste, was einem Bearbeiter der Alten begegnen kann) nicht dem Text Einfälle aufdringen will, die über kurz oder lang andren Einfällen Platz machen.

Auf den metrischen Theil meiner Arbeit, vorzüglich auf die Reinheit und Richtigkeit des Versmafses, da diese die Grundlage jeder andren Schönheit ist, habe ich soviel Sorgfalt, als möglich, gewandt, und ich glaube, dafs hierin

kein Uebersetzer zu weit gehen kann. Der Rhythmus, wie er in den Griechischen Dichtern, und vorzüglich in den dramatischen, denen keine Versart fremd bleibt, waltet, ist gewissermafsen eine Welt für sich, auch abgesondert vom Gedanken, und von der von Melodie begleiteten Musik. Er stellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es sich in Worte ergiefst, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen ist. Die Form jeder Anmuth und Erhabenheit, die Mannigfaltigkeit jedes Charakters liegt in ihm, entwickelt sich in freiwilliger Fülle, verbindet sich zu immer neuen Schöpfungen, ist reine Form, von keinem Stoffe beschwert, und offenbart sich an Tönen, also an dem, was am tiefsten die Seele ergreift, weil es dem Wesen der inneren Empfindung am nächsten steht. Die Griechen sind das einzige Volk, von dem wir Kunde haben, dem ein solcher Rhythmus eigen war, und dies ist, meines Erachtens, das, was sie am meisten charakterisirt und bezeichnet. Was wir bei andren Nationen davon antreffen, ist unvollkommen, was wir, und selbst (wenn man einige wenige, bei ihnen sehr gelungene Versarten ausnimmt) die Römer besitzen, nur Nachhall, und zugleich schwacher und rauher Nachhall. Man hat bei Beurtheilung der Sprachen und Nationen viel zu wenig auf die gewissermafsen todten Elemente, auf den äufseren Vortrag geachtet; man denkt immer Alles im Geistigen zu finden. Es ist hier nicht der Ort dies auszuführen; aber mir hat es immer geschienen, dafs vorzüglich der Umstand, wie sich in der Sprache Buchstaben zu Silben, und Silben zu Worten verbinden, und wie diese Worte sich wieder in der Rede nach Weile und Ton zu einander verhalten, das intellektuelle, ja sogar nicht wenig das moralische und politische Schicksal der Nationen bestimmt, oder bezeichnet. Hierin aber war den Griechen das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich

wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will. Die Deutsche Sprache scheint unter den neueren allein den Vorzug zu besitzen, diesen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen. Denn er ist der Erhöhung fähig; eine Sprache muſs, gleich einem Instrument, vollkommen ausgespielt werden, und noch mehr Uebung bedarf das Ohr vieler, durch die Willkühr der Dichter irre gewordener, auch an nicht so häufig vorkommende Versmaſse weniger gewöhnter Leser. Ein Uebersetzer, vorzüglich der alten Lyriker, könnte oft nur gewinnen, indem er sich Freiheiten erlaubte; wenige werden ihm in den Chören genau genug folgen, um den richtigen, oder unrichtigen Gebrauch einer Silbe zu prüfen; ja bei gleicher Richtigkeit ziehen, wie schon Voſs sehr wohl bemerkt hat, viele eine gewisse Natürlichkeit einer höheren Schönheit des Rhythmus vor. Allein hier muſs ein Uebersetzer Selbstverläugnung und Strenge gegen sich ausüben; nur so wandelt er in einer Bahn, auf der er hoffen kann, glücklichere Nachfolger zu haben. Denn Uebersetzungen sind doch mehr Arbeiten, welche den Zustand der Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt, wie an einem bleibenden Maſsstab, prüfen, bestimmen, und auf ihn einwirken sollen, und die immer von neuem wiederholt werden müssen, als dauernde Werke. Auch lernt der Theil der Nation, der die Alten nicht selbst lesen kann, sie besser durch mehrere Uebersetzungen, als durch eine, kennen. Es sind ebensoviel Bilder desselben Geistes; denn jeder giebt den wieder, den er auffaſste, und darzustellen vermochte; der wahre ruht allein in der Urschrift.

Zuerst habe ich es dahin zu bringen gesucht, daſs auch der ungeübtere Leser über das Silbenmaſs nicht zweifel-

haft bleiben könne. Es giebt im Deutschen eine grofse Anzahl mittelzeitiger Silben, die nicht allein ohne Nachtheil, sondern auch mit Erhöhung der Mannigfaltigkeit des Wohllauts bald kurz, bald lang gebraucht werden können. In hexametrischen, und überhaupt in allen Gedichten, wo dieselbe Versart durchaus, oder doch mit wenigen Unterbrechungen fortgeht, setzt sich der Rhythmus in dem Ohre so fest, dafs jeder nur irgend geübte Leser, ohne Schwierigkeit, erkennt, wie er Länge und Kürze auf die mittelzeitigen Silben zu vertheilen hat. Allein wo, wie in einer Griechischen Tragödie, die mannigfaltigsten Versfüfse verbunden sind, ist kein Leser im Stande, das richtige Mafs aufzufinden, wenn ihm der Dichter nicht dadurch zu Hülfe kommt, dafs er sich an festere Regeln hält, als sonst nothwendig scheinen. Selbst die Alten erlauben sich die Verlängerung einer kurzen Silbe durch die Arsis des Verses meistentheils nur im daktylischen Metrum. Ich habe es mir daher zum Grundsatz gemacht, die mittelzeitigen Silben an den Stellen des Verses, die ein bestimmtes Mafs erheischen, mit äufserst wenigen Ausnahmen, entweder immer lang, oder immer kurz zu gebrauchen. Pronomina und Praepositionen habe ich schlechterdings immer verkürzt, diejenigen Stellen ausgenommen, wo ihnen der Sinn selbst vorherrschende Länge giebt, die es mir daher auch überflüssig geschienen hat, durch verschiedenen Druck, wie sonst gewöhnlich ist, herauszuheben. Der Trimeter gewinnt noch aufserdem ungemein, wenn alle nothwendige Längen und Kürzen in ihm recht bestimmt gegen einander abstehen. Die aus der Mittelzeitigkeit vieler Silben entstehende Mannigfaltigkeit kann er doch in den unbestimmt bleibenden Stellen benutzen. Conjunctionen, welche die auf sie folgenden Sätze regieren, wie als, oder gewissermafsen elliptisch den vorhergehenden in sich enthalten, wie denn,

habe ich meistentheils lang gebraucht. Einige habe ich versucht, nach der Art der Griechen, dem Sinn der Rede gemäfs, enklitisch, oder betont, zu behandeln. So nun und nur z. B. lang im Trimeter v. 311, 312.

jetzt möcht' ich unaufhörlich dieses Wort, wie du
es hier erzählst, bewundernd hören nur von dir

ich möchte nichts andres thun, als immer aufs neue von dir hören. Dagegen kurz in dem aufgelösten Dochmischen 1126. Verse:

wo nur entspringt der Pfad göttlicher Kunde dir?

Ich mufs es dahingestellt seyn lassen, ob dies Beifall finden dürfte, aber wenigstens wird man Uebereinstimmung mit mir selbst antreffen. Mittelzeitige Endsilben, wie —bar und —sam, habe ich nur höchst selten lang gebraucht. Bei dieser Vorsicht, das Versmafs nicht zweifelhaft werden zu lassen, und namentlich bei der beständigen Verkürzung der Pronominum und Praepositionen war eine andre Klippe zu vermeiden, nicht durch Verkürzung solcher Silben, die durch ihre Elemente und deren Verbindung eine Verlängerung in der Aussprache bewirken, wie uns, mir, ihm u. a. m. das Ohr zu beleidigen. In den Trimetern lassen sich diese Silben in die unbestimmten Stellen des Verses vertheilen, allein bei den übrigen Versarten ist dies selten möglich. Doch habe ich durch nie kurz, auch immer lang gebraucht. Zu Anfangssilben der Anapästischen Verse hätte ich gern noch seltner Silben genommen, die, ungeachtet ihrer entschiednen Kürze, doch, bei der hinzukommenden Hebung des Versanfanges, leicht im Lesen zu lang gehalten werden. Diese Gewohnheit der Hebung ist aber, wenn Anapästen und Chorverse richtig gelesen werden sollen, durchaus zu verbannen. In den Griechischen Namen habe ich mich so nah, als möglich, an die Geltung der Griechischen Silben gehalten. Daher sind Agamemnon, Mene-

laos immer wie dritte Paeone, nie wie Ditrochaeen zu lesen. Bei dem Namen Klytämnestra, der ein erster Epitritus ist, und bei uns, wegen der Senkung der Endsilbe ein Antispast werden würde, habe ich eine vielleicht willkührlich und hart scheinende Ausnahme gemacht, da ich ihn auch als einen dritten Paeon behandle. Allein da kein Deutscher Leser den Namen Klytaémnéstrá aussprechen wird, und im Anapästischen Verse die erste Länge des Namens immer hätte in eine Tonhebung fallen müssen, wie z. B.

Da von Tyndaros Stamm, o Klytämnestra,

so hätte er in diesem nie einen Platz finden können. Da eben dies der Fall mit jedem Antispastischen Worte im Deutschen ist, so habe ich auch Alexandros als dritten Paeon brauchen müssen. Strophios und Priamos müssen, da wir keine aus zwei, oder mehreren Kürzen bestehende Wörter haben, noch, unsrer Tonsetzung nach, aussprechen können, bei uns Daktylen werden. Allein so wie in Deutschen Ableitungen denselben Namen eine lange Silbe zuwächst, habe ich die ursprüngliche Kürze der Endsilbe wieder eintreten lassen; und so hoffe ich, wird niemand folgenden Vers: (525.)

so büſsten zwiefach die Priamiden ihre Schuld

so lesen, daſs er zwiefach zum Trochaeus machte. Von der Regel, die Endsilbe zweisilbiger, von einer Länge anhebender Namen zu verkürzen, habe ich mir nur einmal eine Ausnahme v. 151. erlaubt, wo ich Kalchas als zwei Längen, deren erste einen Spondeus beschlieſst, die zweite einen Daktylus anhebt, zu brauchen versucht habe. Atreus hat mir geschienen immer als Spondeus gelten zu müssen.

Was die Schönheit aller Verse so sehr erhöht, allein vorzüglich den Trimetern des Aeschylos soviel Kraft und Gröſse giebt, die harmonische Vertheilung und Verschrän-

kung der rhythmischen und prosodischen Einschnitte, und die Sorgfalt für vollklingende Wortfüfse ist im Deutschen überaus schwer, und in der gleichen Vollkommenheit unmöglich zu erreichen. Ich habe nach meinen Kräften dahin gestrebt, und wenigstens die allzuhäufigen einsilbigen Ausgänge zu vermeiden gesucht, welche die Natur unsrer Sprache und Construction bis zum Ueberdrufs herbeiführt. Der Abschnitt nach der sechsten Silbe, wo er der einzige ist, mufs allerdings im Trimeter vermieden werden. Allein neben einem andren, überwiegenderen, schadet er dem Verse nicht, der, seinem übrigen Bau nach, nicht leicht mit dem gewöhnlichen Alexandriner verwechselt werden kann. Auch die griechischen Tragiker haben diesen Abschnitt, und in einigen Versen diesen allein. Ein wahrer Alexandriner ist v. 44. in Sophokles Elektra. Den von Porson gerügten Abschnitt nach der ersten Silbe des fünften Fufses, wenn diese lang ist, habe ich mehr vermieden, weil er den Vers fast immer schwerfällig macht, als weil er nicht bei den Tragikern gefunden würde. Dafs er sogar häufig, und wenn man auch die Regel ganz gelten lassen will, als gesetzmäfsige Ausnahme steht, wenn die folgende Länge ein einsilbiges Wort ist, leidet keinen Zweifel. Der Anapästische Vers schliefst zwar, auch wenn kein Daktylus unmittelbar vorhergeht, einigemal bei Aeschylos mit einem Daktylus. Allein man mufs diese wenigen Fälle doch wohl als Ausnahmen ansehen, da es bei Sophokles nur ein einzigesmal (Oed. Col. v. 235.) und nicht in einem rein Anapästischen System vorkommt. Auch hat dieser Ausgang, vorzüglich, wenn der Schlufsdaktylus auf einen Anapästen folgt, wirklich etwas dem Ohr Ungefälliges. Ich habe mir ihn daher nie erlaubt. In der Art, wie die Anapästen in die Wortfüfse einschneiden, habe ich bei den Tragikern eine Regel bemerkt, die es im Deutschen fast un-

möglich seyn würde, nachzuahmen. Sie verlangen nemlich, daſs, wenn die letzte Silbe des Anapästen ein einsilbiges Wort ist, auch die erste ein Wort ausmache, oder beginne wie v. 90.

der im Kreis des Olymps

und Anapästen, wo in diesem Fall die erste, oder gar die beiden ersten Silben Endsilben des vorhergehenden Wortes sind, wie v. 45.

zu der Hülfe des Kriegs von dem heimischen Land

finden sich bei Aeschylos und Sophokles *) nur äuſserst selten, häufiger bei Euripides, und bei Aristophanes so oft, daſs sie nicht mehr angezeigt zu werden verdienen.

Bei den Chorversen habe ich mich nie begnügt, die Längen und Kürzen gleichsam mechanisch nachzuahmen, sondern bin immer von der Festsetzung des Silbenmaſses ausgegangen. Nur so läſst sich der Rhythmus bewahren, und nur so ist es möglich, die Aenderungen anzubringen, welche das Versmaſs erlaubt. Auf diese Weise aber widersetzt sich unsre Sprache auch der regelmäſsigsten Nachbildung keiner Versart. Mit den Abänderungen muſs man jedoch behutsam umgehen; die Tragiker erlauben sich dieselben in den Chören nicht häufig, und der Grund dieser Stätigkeit scheint mir groſsentheils in dem Bau ihrer Strophen zu liegen. Mehrere Verse (Cola) haben, vorzüglich, wenn nicht zuviele Füſse in denselben auf einander folgen, eine oft so groſse Aehnlichkeit unter einander, daſs sie, als zu mehreren Versarten zugleich gehörig angesehen werden können. Sie verlieren aber diese Aehnlichkeit, wenn

*) Zu diesen seltnen Ausnahmen gehören Aesch. Persae v. 47. Agam. v. 1555. wo aber das einsilbige Wort es nur durch Apostrophirung wird, Choëph. v. 1007. Soph. Ajax. v. 104. wo aber die beiden kurzen Silben in eine lange zusammengezogen werden können, Phil. v. 491.

man sie nach den Gesetzen einer von diesen umändert, oder behalten sie wenigstens nicht bei jeder Umwandlung bei. So kann z. B. v. 1132.

froh ich genährt empor

sowohl ein logaödischer, als ein choriambischer, und dochmischer Vers seyn. Aendert man ihn aber, nach den Gesetzen dieser letzteren Versart, so um:

froh ich genährt aufwuchs

oder

froh ich und ungetrübt war

so entfernt er sich gänzlich von den beiden ersteren Versarten. Nun scheint es Grundgesetz bei der Zusammenfügung der Strophe zu seyn, bei der Verbindung verschiedener Versmaſse lieber die einander ähnlichen, als unähnlichen Formen zu wählen; ja manchmal wird durch solche, zwei Silbenmaſsen zugleich angehörenden Verse der Uebergang von einem zum andren gleichsam vorbereitet. Zu einem Beispiel kann die dritte Strophe des ersten Chorgesangs dienen. (v. 185—197.) Sie fängt mit Iamben an, hat in der Mitte (v. 189.) einen bestimmt Antispastischen Vers, und schlieſst mit einem rein Choriambischen System. Die allgemeine Verwandtschaft dieser Silbenmaſse liegt im Iambus, der sich eben so gut dem Antispasten, als dem Choriamben anschlieſst. Daher auch zwei bloſs Iambische, und sich keinem andren Versmaſs nähernde Verse (187. 191.) eingeschoben sind. Allein für die übrigen Iambischen Verse sind nur solche Formen gewählt, die auch Antispastische seyn könnten, und das Choriambische System wird durch zwei Verse (192. 193.), die den Choriamben und Antispasten zugleich angehören, eingeführt. Diese kunstvolle Harmonie stört nun der Uebersetzer, der sich in solchen Fällen auch sonst ganz erlaubte Aenderungen verstattet, und man dürfte, wenn man vollkommene Genauigkeit erreichen

könnte, dies also nur da thun, wo auch solche Gründe nicht eintreten. Ein merkwürdiges Beispiel der Stätigkeit der Verse in den Chören giebt ein Vers, den Aeschylos im Agamemnon oft gebraucht, und der in folgenden Gestalten vorkommt:

v. 234. Wie sonst nach Anrede, weil
231. und sanft des Mitleids Geschosse
363. zu achten nicht derer, sagt einer wohl
220. da achtet nicht mehr des Vaters Wehruf
190. und Argos Volks Blüthe welkte matt dahin.

Diese Verse können Antispastische, oder Asynarteten aus bloſs Iambischen, oder zugleich aus Iambischen und Trochaeischen Versen seyn. Allein wenn man alle Stellen, wo sie vorkommen, mit einander vergleicht, so bleibt schwerlich ein Zweifel übrig, daſs der Anfang in allen ein zweisilbiger überzähliger Iambischer Vers ist, an den sich bald (v. 220.) ein ganz gleicher, bald (v. 190.) ein dreifüſsiger, bald ein einzelner Iambus, mit (v. 231.) oder ohne (v. 234.) eine überschieſsende Silbe, bald aber (v. 363.) ein Antispast anschlieſst. Hiernach wäre also die fünfte Silbe gleichgültig, sie ist aber bis auf v. 754. beständig lang, wovon mir der Grund bloſs darin zu liegen scheint, daſs der Dichter in diesen, übrigens bloſs Iambischen Asynarteten die den Antispastischen Versen, mit denen er sie in derselben Strophe verband, ähnliche Form bewahren wollte. Ich bin daher nur ungern in drei Stellen davon abgewichen. Selbst was auf den ersten Anblick durchaus gleichgültig scheint, beruht manchmal auf nicht zu vernachlässigenden Gründen. So z. B. erlaubt der Antispastische und Dochmische Vers unbedenklich die Auflösung jeder der beiden Mittellängen des Antispasts in zwei kurze Silben, und bei aufgelösten die Zusammenziehung solcher zwei Kürzen in eine Länge. In der Scene der Kassandra, und in der vorletzten des gan-

zen Stücks, der mit der Klytämnestra, in welchen beiden der dochmische Rhythmus vorherrschend ist, sind fast alle Antispasten ganz, oder zum Theil in Kürzen aufgelöst, was im Deutschen wegen der nothwendigen Bewahrung des Rhythmus, da die erste der beiden aus der Auflösung der Länge entstandenen Kürzen immer betont seyn mufs, manche Schwierigkeit findet. Dennoch war es schlechterdings nothwendig, in diesen Scenen soviel Auflösungen, als möglich, auch in der Uebersetzung, beizubehalten, da gerade durch diese Auflösungen der klagende und jammernde Charakter verstärkt wird, der diese Scenen bezeichnet.

Dieser Bewahrung des Rhythmus durch richtige Tonsetzung mufs ich noch mit einigen Worten gedenken. Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, dafs in keine Versart ein Rhythmus aufgenommen werden kann, der mit ihrem Grundrhythmus in Widerspruch steht, dafs daher der Daktylische Vers sich senkende Spondeen liebt, der Anapästische sich hebende fordert, der Antispast bei gleichschwebenden am schönsten ist. Es folgt zugleich daraus, dafs, wo diese Verse die Auflösung einer Länge gestatten, die zwei Kürzen genau an die Stelle derselben treten müssen, und also in den Trimetern und Anapästen die Daktylen und Tribrachen, so wie in den Antispasten die aufgelösten Kürzen der Mittellängen die vorletzte Kürze betonen müssen. Dies Betonen einer Kürze ist nun in unsrer Sprache allerdings möglich, da man sich einen ganz falschen Begriff unsrer Metrik machen würde, wenn man sich einbildete, Ton und Länge wären in derselben Eins und dasselbe, und könnten gleichsam mit einander verwechselt werden. Denn unsre Aussprache unterscheidet, auch im gewöhnlichsten Reden, sehr gut das Verweilen der Stimme von dem Heben derselben, und wenn auch Länge bei uns ohne Betonung nicht gedacht werden kann, sondern sie vielmehr im-

mer dem Hauptton folgt, so hören doch Kürzen durch das Heben der Stimme in der Betonung gar nicht auf, Kürzen zu bleiben, und werden nicht dadurch in Längen verwandelt. Die Unmöglichkeit einer tonlosen Länge schliefst daher gar nicht die Möglichkeit einer betonten Kürze aus. Allein gewifs ist es, dafs wenn der Leser genau unterscheiden soll, wo die Kürze wirkliche, aber betonte Kürze ist, man in dem Gebrauch der Kürzen und Längen selbst den festeren Regeln folgen mufs, von denen ich weiter oben sprach. Auch alsdann noch ist es nichts weniger, als leicht, in allen einzelnen Fällen richtig zu unterscheiden, welche Silbe wirklich, als betont, gelten kann? und auf der andren Seite zu vermeiden, dafs nicht, statt der betonten Kürze, eine zur Länge werdende Mittelzeit eintrete. Es mangelt über diesen Punkt noch unter uns sowohl an hinreichend sichren Grundsätzen, als an häufigen und zuverlässigen Beispielen, und ich möchte daher nicht behaupten, dafs ich nicht in diesem Theile der metrischen Behandlung, der, wegen der vielen aufgelösten Dochmischen Verse, im Agamemnon sehr wichtig ist, hier und da gefehlt haben sollte. Worüber jedoch kein Zweifel obwalten kann, ist, dafs eine entschieden kurze Silbe, die in einem Wort auf eine entschieden lange folgt, nie betont seyn kann. Verse daher, die Daktylen, wie folgende, enthielten, habe ich in meinen späteren Umarbeitungen des Agamemnon alle, ohne Ausnahme, verbessert.

Ilion besitzet Argos Heer an diesem Tag.
Strophios aus Phokis jene doppelt drohende
Folge, so du folgen willst, vielleicht auch folgst du nicht.
Doch der Himmlischen hört einer, es sey Zeus,
Blieben daheim hier ungeehret zurück.
Oben und tief dort

Das Gleiche habe ich auch bei allen Versen, die unbestreit-

bar aufgelöste Antispastische sind, gethan, und es nur ungern, und blofs aus höheren Rücksichten in wenigen Fällen selbst da aufgegeben, wo die Verse zwar nicht an sich antispastisch gelesen zu werden brauchen, wo aber, nach meiner obigen Auseinandersetzung, der Dichter mit Fleifs ihnen eine Doppelnatur (zugleich als Antispastische und Choriambische) erhalten hat, welche sie nun in meiner Uebersetzung verloren haben. Beispiele dieser Art sind v. 192. 193. 206. Auf gleiche Weise habe ich die Verse verändert, welche allzusehr sinkende Spondeen hatten, wie z. B.

Verschiednen Schicksals Doppelloos zwiefach getheilt
Herold der Schaaren Argos, Heil und Freude dir!
Ledas Entsprofsne, meines Hauses Wächterin,
Kraftlos hin, gleich unmündigem Kind,
Rufend den dreimal

In allen diesen Versen wird jedoch, wenn auch der Rhythmus gestört ist, das Versmafs selbst nicht zweifelhaft. Allein der aufgelöste Antispast läfst sich in vielen Fällen schlechterdings nur am Rhythmus von andren Versarten unterscheiden. So kann von folgenden beyden, dem Versmafse nach, vollkommen gleichen Versen nur der letzte für einen Dochmischen gelten, der erste ist unverkennbar blofs ein Choriambischer, und dieser Unterschied wird einzig durch die Betonung begründet.

Bittreres Mittel, Zukunft
Schwer zu entscheiden ist dies

Um nun die Betonung hervorzubringen, mufs man eine Kürze wählen, die sich vor der ihr unmittelbar folgenden merklich hervorhebt. So erhebt sich zum Beispiel ein Pronomen, oder eine Conjunction über eine Praeposition, oder den Artikel:

v. 499. Genug erschienst uns feindlich du am Skamandros einst.

v. 1290. Nicht wie ums Gebüsch der Vogel jammr' ich furchtbewegt.
355. Den erhabenen Zeus ehr' ich, den Gasthort
769. Und im Innren erfreut sehn sie der Nacht gleich.
1122. Und wo entstammend rauschten dir von Gott gesandt
1142. O Heerdenzahl, fromm von des Vaters Hand

oder irgend ein einsilbiges Wort, selbst der Artikel, über eine entschieden kurze Anfangssilbe des folgenden Worts:

v. 1585. Und wünschet den Pelopiden grausen Untergang
684. Zu dem gewaltigen Hader

oder eine Anfangssilbe, auf welche eine offenbar gegen sie tonlose folgt:

v. 772. dem bleibet des Manns Aug' unerkannt nicht
975. sehr ist unerfreulich

oder die vorletzte, sich über eine Endsilbe erhebende Silbe; diese Classe betonter Kürzen ist die zweifelhafteste, und wo das Ohr sich am leichtesten täuschen kann:

v. 474. und verführerischer sich verbreiten Weibergerüchte leicht.
1251. statt väterlichen Altares harret rauchend bald
1255. ein vaterrächend, muttermörderisches Gewächs.
1116. statt des Gestöhns, die grauröthliche Nachtigall
1126. wo nur entspringt der Pfad göttlicher Kunde dir?
1130. Skamandros heimathlicher Vatertrank
1383. was für ein meerentspült trinkbares kostetest

oder eine, ihrer Natur nach, mehr, als die zunächst folgende Silbe, betonte Endsilbe:

v. 1143. einst für der Mauern Beschirmung geopfert, Heil
1149. hereinbrechend, heifst furchtbar und feindgesinnt

oder endlich, wo eine solche Endsilbe an sich zwar unbetont ist, allein durch die gewöhnliche, in daktylischen Wörtern, oder denen, die einen solchen Schlufs haben, die Endsilbe hebende Aussprache Betonung gewinnt:

v. 313. Es haben Ilion die Achaier an diesem Tag.

Dies ist aber die am wenigsten zu empfehlende Art, da sie eine fehlerhafte Betonung begünstigt.

Dies wäre ungefähr dasjenige, was ich bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Uebersetzung berücksichtigt wünschte. Schließlich muß ich noch bemerken, daß ich dieselbe im Jahr 1796 anfieng, sie 1804 in Albano umarbeitete und endigte, und daß seitdem nicht leicht ein Jahr verstrichen ist, ohne daß ich daran gebessert hätte.

Ich sage dies nicht, um mir diese Sorgfalt zum Verdienst anzurechnen, sondern damit es zur Entschuldigung diene, wenn vielleicht an dieser oder jener Stelle die Leichtigkeit und Geschmeidigkeit vermißt würde, die durch häufigeres Umarbeiten oft verloren geht.

Frankfurt am Main, am 23. Februar 1816.

---

Personen.

Der Wächter.
Chor Argeiischer Greise.
Klytämnestra.
Der Herold.
Agamemnon.
Kassandra.
Aegisthos.

---

# Prolog.

## 1. Scene.

### Der Wächter allein.

Die Götter fleh' um dieser Arbeit End' ich an,
der langen Jahreswache Ziel, zu welcher hier,
dem Hunde gleich, gelagert auf der Atreiden Dach,
ich schaue rings der Nachtgestirne Kreis umher,
und die den Winter führen, gleich dem Sommer, uns,
die lichten Herrscher, strahlumglänzt in Aethershöh,
die Sterne, wann sie sinken, andrer neu Erstehn.

Auch jetzt beacht' ich sorglich hier das Fackellicht,
der Flamme Zeichen, bringend Ruf von Ilion,
und ihrer Stürmung Kunde. Denn so heischet es
des Weibes mannhaft kühnes, tückisch hoffend Herz.
Wann hier mich nachtdurchirrend Lager, thaubenetzt,
von Traumgesichten freundlich nie besuchet, hält;
denn, statt des Schlafs, steht immer Furcht zur Seite mir,
dafs nie ich, schlummernd, schliefse fest das Augenlied;
wann dann Gesang mich, oder Klaggetön erfreut,
Heilmittel so versuchend, schlafabwehrendes,
dann wein' ich seufzend dieses Hauses Misgeschick,
des nicht, wie vormals, trefflich mehr verwalteten.
O, käme jetzt mir dieser Arbeit End' heran
im Schein des nächtigen Heilverkünderflammenlichts.
Triumph, Triumph!
Gegrüfset sey mir, Strahl der Nacht, der Helligkeit
des Tags entgegen Argos glänzt, und vieler, bald
ob diesem Glück geweihten Reigen Festgesang.
Agamemnons Gattin eil' ich es zu verkündigen;
vom Lager schnell aufstehend, mög' im Hause sie
ein lautes Segensjauchzen diesem Fackelglanz
alsbald entgegentönen, wenn hin Ilion,
erstürmet, sank, wie dieser Flammenbot' es strahlt.
Ich selbst beginne solcher Freude Reigentanz.
Denn glücklich werd' ich wenden jetzt der Herrscher Loos,
da dieser Fackelwachen höchster Wurf gelang.
Des Fürsten vielgeliebte Hand, des kehrenden,
in meine Hand zu fassen, dies nur werde mir.
Vom Andren schweig' ich; schwere Fessel bindet fest
die Zunge. Aber dieses Haus bekäm' es einst
nur Sprache, zeugt' am besten selbst. Gern red' ich wohl
mit Kundigen, doch Unkund'gen bleib' ich unerkannt.

(Er geht ab.)

---

## 2. Scene.

### Chor.

Zehn Jahre nun sind's, seit Priamos Feind
Recht heischend mit Macht,
Menelaos, der Fürst, Agamemnon zugleich,
zwiefältig mit Thron, und dem Stab der Gewalt
von Kronion geehrt, der Atreiden Gespann,
zu der Hülfe des Kriegs von dem heimischen Land
fern lösten den Zug
einst tausend Argeiischer Segel;
aus der Brust die Begier laut schnaubend des Kampfs,
wie der Geier Geschlecht, die, betrauernd in Schmerz
die geraubete Brut, um das felsige Nest
hochwirbelnd sich drehn,
mit der Fittige Schlag durchrudernd die Luft,
nun die schützende Müh
des verödeten Lagers verlierend.
Doch droben vernimmt bei den Himmlischen Zeus,
Pan, oder Apollon, des Vögelgeschreis
Wehklagegestöhn,
und er sendet herab der entsiedelten Brut
spät rächende Strafe den Frevlern.
So sendete auch die Atreiden dahin
der das Gastrecht schützt, der gewaltige Zeus
Alexandros zur Schmach; abmattenden Kampfs
Müh lang um das männerumbuhlete Weib
mit zum Boden gestemmt arbeitendem Knie,
mit zersplittertem Speer in der Reihen Beginn
dem Achaiischen Volke bescheidend,
und den Troern zugleich. Wie nun es ist, so
ist's, aber es führt das Geschick es zum Ziel.
Nicht Weinen versöhnt, nicht Klagegestöhn,
nicht Jammern den nie auslöschenden Zorn
ob des Opfers vermisseter Flamme.

Wir aber beraubt nun der Ehre des Zugs,
weil nieder die Last uns des Alters gedrückt,
einst blieben daheim,
kindähnlich die Kraft aufstützend dem Stab.
Denn jüngeres Mark, wie es strebend sich regt
tief in der Brust, ist
greisähnlich, und darbt noch der Stärke des Kampfs.
Was dem Alter erliegt, wenn herbstlich das Laub
hinwelket, das schleicht dreifüfsigen Pfad
nichts besser als schwach unmündiges Kind,
an der Helle des Tages ein Traumbild.

(Indefs der Chor dies spricht, werden die umstehenden Altäre mit Geschenken beladen, und die Opferflamme steigt empor. Klytämnestra erscheint in der Ferne, um die Altäre beschäftigt. Der Chor naht sich ihr noch nicht, sondern redet sie nur von fern an.)

Doch, Königin, sprich!
Klytämnestra, du Tochter von Tyndaros Stamm,
welch Schauspiel hier? was des Neuen erscholl?
welch plötzlich Gerücht
hiefs Opfer dich senden vertrauend umher?
Denn Aller Altar, der Beschirmer der Stadt,
dort oben und tief,
der im Kreis des Olymps, und der Schützer des Markts,
flammt jetzo von Opfergeschenken.
Von des heiligen Oels süfs schmeichelndem Duft
rein athmend umwallt,
mit der Gabe genährt aus dem Herrscherpallast,
hebt hier sich und dort zu dem Himmel hinan,
auftanzend, die lodernde Flamme.
Jetzt sagend von dem, was zu sagen vergönnt,
und zu reden erlaubt,
sey helfender Arzt mir der ängstlichen Pein,
die mit Sorge mich oft, und mit Ahnden erfüllt;
doch strahlt auch hell aus dem Opfergeduft

oft Hoffen mir auf, abwehrend der Brust
die in Wehmuth nagende Trauer.

(Da Klytämnestra, noch mit dem Opfer beschäftigt, nicht auf die Fragen der Greise achtet, fangen sie indefs einen Chorgesang an.)

Strophe.

Feiernd zu singen vermag ich die heilvoll reisige Heersmacht,
jener Erhabnen; Vertrauen, mir, götterentstammt, noch
haucht dies Lied ein,
Kriegsschaarjugend in Vollkraft,
als einst Achaia's
zweithronige Macht, der Hellenen
Führer, in Eintracht
sandte mit Speer, und mit rächendem Arm hoch
stürmend der Vogel zum Teukrischen Land hin.
Nah dem Pallast, rechtsher, wo die Lanze sich
bäumet, erschien den Beherrschern des Schiffsheers,
der eine schwarz, der
weifs hinten, der Vögel Beherrscher,
fernher leuchtend vom Felssitz,
zehrend am Bauche, dem reich fruchtschwangren der Gattin
des Hasen,
die hier der letzte Lauf getäuscht.
Jammern, o! Jammern ertöne; doch Heil sey siegreich!

Antistrophe.

Aber der Seher des Heers zwiefach die Atreiden erblickend
beid' an Gesinnung, erkannt' in den Zehrern des Jagdraubs
Kriegszugs Leitpaar;
so drauf deutend die Zukunft:
im Lauf der Zeit einst
stürmt Priamos Veste der Pfad hier;
alle die zahllos
prangende Habe, des Volkes Besitz einst,
raubt, mit Gewalt einbrechend, das Schicksal.
Nimmer umdunkle nur Irrwahn Ilions

mächtiges, früher verletztes Gebifs einst,
das hin da zeucht. Heim
den geflügelten Hunden des Vaters
bleibt Groll Artemis tragend,
dass sie, noch eh' er geboren, erwürgen den winselnden Flüchtling;
ein Gräu'l ihr ist der Adler Mahl.
Jammern, o! Jammern ertöne; doch Heil sey siegreich!

### Epode.

Die Hehre, die wohlwollend so
die zarten Sprösslinge der gelben Leuen
schirmt, sammt jeglicher Thiere des Bergwalds
zart milchdürstenden Jungen, mahnt zu deuten
heilvollendend die Schau, die
günstig, doch auch in der Vögel Geschichte voll Sorg' ist.
Zu Päan ruf' ich, zu dem Schutzgott flehend,
dafs sie in streitender Stürme Gewühl nicht
Schiffahrtszögrung der Danaer Volk schickt,
rüstend ein Unglücksopfer, von Mahl fern, schwarz und gesetzlos,
Zwist anregend, verwandten, und Mann nicht scheuend, da tückvoll,
wieder erstehend und furchtbar,
ewig gedenkender Groll, kindrächend, im Hause zurückbleibt.
Solches verhiefs Kalchas mit unendlichem Guten zugleich auch,
deutend der reisigen Vögel Gesicht in dem Königspallast hier;
diesem entsprechend
Jammern, o! Jammern ertöne; doch Heil sey siegreich!

### 1. Strophe.

Zeus, wer immer auch er möge seyn,
wenn ihn dieser Ruf erfreut,
red' ich also jetzt ihn an.
Nirgends weifs ich auszuspähn,
sinnend überall im Geist,

auſser bei Zeus, ob mit Recht ich vom Herzen die Bürde
dieser Sorge wälzen darf.

1. Antistrophe.

Denn wer vormals groſs und mächtig hieſs,
strotzend kampfbegierig frech,
kein Erwähnen ist deſs mehr.
Wer beherrschend nach ihm kam,
fiel des dritten Kämpfers Hand,
doch wer, heiliggesinnt, dem Kroniden Triumph jauchzt,
pflücket ganz des Geistes Frucht;

2. Strophe.

ihm, der lenkt zur Weisheit uns,
daſs aus Leiden Lehre flieſst,
setzend ewig festbestimmt.
Denn auch schlafumquollner Busen fühlt
schuldbewuſst Missethatangst; es kommt
wider Willen Weisheit auch.
Huld der Götter ist dies, die gewaltsam
thronen hoch am Rudersitz.

2. Antistrophe.

Also dort der ältere
Führer Argos Heereszugs,
scheltend keines Sehers Spruch,
Zufalls Fügung tragend still gefaſst,
als nun abzehrend Windstille schwer
drängt' Achaia's Völker, die
Chalkis Küsten gegenüber, fesselt'
Aulis strudelreiche Flut;

3. Strophe.

— vom Strymon her wehend, tobte Sturmwind,
verzögernd, ausmergelnd, wehrend Landung,
die Menschen irr'

entführend, nicht Kiel verschonend, Tau nicht,
der Zeit Kreislauf mit Harr'n verdoppelnd;
und Argos Volks Blüthe welkte matt dahin —
doch als des bittren Sturms
bittreres Mittel, Zukunft
deutend, den Führern Kalchas
endlich enthüllt, Artemis Zorn
nennend, und, nicht haltend des Grams
Thräne zurück, wild mit dem Stab
stampften die Enkel Atreus;

3. Antistrophe.

da hub das Wort an der ältre König:
ein schweres Loos ist es, nicht zu folgen,
ein schweres auch,
wenn selber mein Kind, des Hauses Kleinod,
ich frech hinwürg', ins Blut der Jungfrau
nun tauche nah beim Altar die Vaterhand.
Was bleibt da sonder Schmerz?
Wie nun die Flott' entbehr' ich,
missend des Zugs Gespannschaft?
Traun! nach dem Sühnopfer des Sturms
heischet Begier heftig das Recht,
grausam das jungfräuliche Blut
geudend dahin; drum Heil bring's!

4. Strophe.

Doch als der Nothwendigkeit Gebifs an
er legt', im Geist athmend Sinneswandlung,
unreine, gottvergessene,
da, umgewandt schnell, beschlofs die That er.
Denn Frevelkühnheit dem Menschen gottlos
einhaucht der Urschuld Verblendungswahnsinn.
Er wagt selbst des eignen Kinds Opfrer zu seyn
zum Schutz des weibrächenden Kriegs, als Erstlings
Weihe des Zugs der Schiffe.

4. Antistrophe.

Da achtet nicht mehr zum Vater Wehruf,
das Leben nicht mehr der holden Jungfrau
der Richter kampfbegier'ge Schaar.
Und gleich der Geis hiefs des Opfers Dienern
der Vater vorwärts, nach Götteranruf,
mit Armeskraft zum Altare rüstig
die dicht Schleierhüll' umwallt, schwingen, des Munds
des lieblich reizstrahlenden, schwarzem Fluchlaut
wehrend, dem Hausverderber,

5. Strophe.

mit Zaum, und sprachlosen Zwangs harter Kraft.
Des Safrans Tünchung zum Boden giefsend,
und sanft des Mitleids Geschosse
vom Blick der Opfrer jedem sendend,
erschien sie bildähnlich dort, verlangend noch,
wie sonst, nach Anrede, weil
sie oft im Männergemach des Vaters
versammelt einst weilten. Fromm ehrte dann
ihres Vaters hoch
beglückt Loos aus kindlicher
Brust Stimme sie nicht ergrimmet.

5. Antistrophe.

Was ferner wird, weifs ich nicht, sag' ich nicht.
Doch nimmer fehlt Kalchas Kunst Erfüllung.
Es sendet Unglückerfafsten
das Recht noch Kunde später Zukunft.
Voraus das Ende vernehmen, sey mir fern!
Voraus bewehklagen ist's,
und sicher kommt es, dem Tag entsprechend.
O! möge blofs Heil von jetzt an uns neu
blüh'n, wie wünscht, die nah
uns hier stehet Apia's
Land, schirmend, allein beherrschend.

## 3. Scene.

### Chor und Klytämnestra.

### Chor.

Klytämnestra, tief verehrend komm' ich deine Macht.
Denn wohl gebühret Huldigung des Königes
Gemahlin, wenn verwaiset steht der Männerthron.
Ob, sichre Botschaft spähend, oder ungewiſs
du erst in froher Kunde Hoffnung opferest,
vernähm' ich gern, doch zürn' ich nicht der Schweigenden.

### Klytämnestra.

Zu froher Kund' entsteige, sagt ein alter Spruch,
dem nächt'gen Mutterschooſse hell das Morgenroth!
Du wirst ein Glück erfahren, über Hoffen groſs.
Die Veste Priamos nahmen Argos Schaaren ein.

### Chor.

Wie sagst du? Denn ungläubig faſst' ich nicht das Wort.

### Klytämnestra.

Daſs Ilion der Achaier ist. Verstehst du nun?

### Chor.

Es überwallet Wonne, thränenlockend, mich.

### Klytämnestra.

Es strahlt der Brust Wohlwollen klar aus deinem Blick.

### Chor.

Wie aber? bürgt dir sichres Zeichen auch dafür?

### Klytämnestra.

Wie anders? Sichres warlich, wenn nicht täuscht der Gott.

### Chor.

Vertraust du, leichtberedet, süſsem Traumgesicht?

### Klytämnestra.

Nie würd' ich Glauben schlafumhülltem Sinne leih'n.

### Chor.

So schmeichelt wohl dir jungbefiedert Volksgerücht?

### Klytämnestra.

Wie eines jungen Kindes schiltst du meinen Sinn.

Chor.

Seit welcher Zeit nun aber ist die Stadt erstürmt?

Klytämnestra.

In dieser Nacht, die dieses Tages Licht gebahr.

Chor.

Wer aber kam verkündend also schnell hieher?

Klytämnestra.

Hephästos, fern vom Ida sendend Feuerglanz.
Es schickte strahlend Fackel stets im Flammenlauf
hierher die Fackel; Ida erst zu Hermes Höh'n
auf Lemnos Eiland; aber dann, die dritt', empfieng
des Athos zeusgeweihte Scheitel ihren Strahl,
und hoch des Meeres Rücken überleuchtend, sprang,
auflodernd, fernen Wanderlichtes frohe Kraft —
die goldumstrahlte Fichte, flammend sonnengleich —
Makistos Hochwacht neuen Glanz verkündigend.
Die, zaudernd träg nicht, unbehutsam nicht besiegt
vom Schlummer, wahrten ihres Heroldsamtes treu;
und Kunde bringt, Euripos Wirbelstrome nah,
Mesapios Wächtern, schreitend fern, das Fackellicht.
Die, gegenstrahlend, sandten weit die Flamme hin,
anzündend trocknes, hochgethürmtes Heidekraut.
Beseelt von ewig reger Kraft, umwölket nie,
hinspringend über Asopos fette Fluren, traf
Kithärons Stirn, Selenens heitrer Scheibe gleich,
die Fackel, weckend immer neuen Feuerschein.
Der Flamme fernhin gleitend Licht verweigerte
da nicht der Wächter; heller stieg sie hoch empor.
Des Sees Gorgopis Wogen überhüpfend, schlug
ihr Glanz an Aegiplanktos ferne Bergeshöh'n,
dafs nimmer fehle meiner Fackelreih Gesetz.
Der Lohe Kraft entzündend, senden prasselnd sie
die mächt'ge Flammensäule hin, des Saronischen
Meerbusens weit den Blicken offnen Strand von fern
zu überstrahlen; hoch sich hebend weiter trifft

Arachnäos Felsenwache nah sie dieser Stadt.
Von dort erreichet endlich dies der Atreiden Dach
das Licht, noch Ida's Vaterstrahl nicht unverwandt.
So war der Fackelsender Reihe dort bestellt;
in steter Folge wahrte jeder seines Amts;
doch sieget, wer der erste, wer der letzte läuft.
Ein solches Zeichen, solche Kunde sag' ich dir,
die mein Gemahl von Troia her mir sendete.

Chor.

Den Göttern zoll' ich meinen Dank nachher, o Weib!
jetzt möcht' ich unaufhörlich dieses Wort, wie du's
uns hier erzählst, bewundernd hören nur von dir.

Klytämnestra.

Es haben Ilion die Achaier an diesem Tag.
Feindsel'ger Misklang meyn' ich, traun! durchstürmt die Stadt.
Wer Oel und Essig, mischend, giefst in Ein Gefäfs,
sieht stets sie, unbefreundet, fremd einander fliehn;
so tönt der Unterjochten dort und Sieger Schrein
gesondert, weit verschiedner Schickung Doppelloos.
Die einen, hingesunken über Leichnamen
erschlagner Männer, Brüder — Kinder liegend bang
auf Greisen, ihren Vätern — weinen, schluchzend laut
aus nicht, wie sonst, mehr freier Brust, der Liebsten Tod.
Die andern führt des Schweifens nachtdurchirrendes
Gewühl, des Kampfes Müh den Mahlen zu, wie sie
die Stadt gewährt, nach fester Ordnung nicht vertheilt;
wie jeder eben kommend zieht zufällig Loos,
sind jetzt in Troia's siegerstürmten Wohnungen
sie rings gelagert, unter Daches Schutz befreit
von Himmelsthau und nächt'gem Frost. Die ganze Nacht
durchruhn da werden, unbewacht, sie, Göttern gleich.
Wenn fromm des eingenomm'nen Landes Götter sie
die Stadtbeschirmer, ehren, sammt der Götter Sitz,
dann sinken nicht sie, stürzend, wieder selbst gestürzt.
Verblendung nur befalle früher nicht das Heer,

was nicht sich ziemt, zu heischen, habsuchtsvoll bethört.
Denn noch zur Rettungs-Wiederkehr bedürfen sie,
zurück zu beugen ihres Zuges Doppellauf.
Doch kehrt das Heer den Göttern schuldbewuſst zurück,
erwachet leicht der Abgeschiednen Trauerloos
vom Schlummer, wenn nicht neues Misgeschick ersteht.
Dies, Greise, hört von einem Weib ihr jetzt von mir.
Es siege bloſs das Gute, sonder Doppelsinn!
Denn nur Genuſs des vielen Glückes wünsch' ich noch.

Chor.

O, Weib! mit Männerweisheit sprichst du wohlgesinnt.
Ich aber hörend sichre Kunde hier von dir,
nun eile fromm die Götter dankbar anzuflehn.
Denn ungeehret schwindet nicht die Müh dahin.

(Klytämnestra geht ab.)

---

## 4. Scene.

Chor.

Allwaltender Zeus, und o! freundliche Nacht,
des unendlichen Glanzes Erkämpfrin,
die um Ilion's Burg du das Trugnetz warfst,
daſs niemand einst, der Erwachsenen nicht,
noch der Jüngeren Schaar, dem gewaltigen Garn
in das knechtische Joch
hinreiſsenden Jammers entschlüpfte.
Den erhabenen Zeus ehr' ich, den Gasthort,
der dies jetzt that, und den Bogen von lang
her hielt auf das Haupt Alexandros gespannt,
daſs nicht vor der Zeit, zu der Sterne Gezelt
nicht eitel der Pfeil ihm entschwirrte.

1. Strophe.

Die Hand Zeus klagen jetzt sie können,
und deutlich ist der Spur zu folgen.

Dem Schluſs gemäſs, vollführt' er's. Götter würd'gen
zu achten nicht derer, sagt einer wohl,
so vieler Fuſs heilig Recht
zertritt; doch nicht ist das fromm.
Der Ahnherrn Enkel sah's,
die Unthat schnoben frech in Kampfgier,
denen mehr, als Recht ist,
das Haus einst stolz in Ueberfluſs schwamm.
Das Höchste ist dies. Doch harmlos, und so,
daſs der Habe Maſs still gnügt,
sey es, bei Sinnes Weisheit.
Denn es wehret der Reichthum,
wenn des Frevelnden Fuſs, satt,
Dike's hohen Altar entweiht,
nicht dem Sturz der Vernichtung.

### 1. Antistrophe.

Es reiſst unselig Frevelkühnheit
verblendend fort, das Kind der Arglist.
Die Heilung ist vergeblich. Nicht versteckt bleibt,
es glänzt, ein graunvoll umstrahlt Licht, die Schuld.
Verfälschtem Erz gleich, erzeigt
bei Stoſs und Angriffe sich,
erprobt, schwarzfarbig, folgt
bethört Lockvogels Flug in Leichtsinn
nach der Knab', und steckt frech
mit nie heilbarem Weh die Stadt an.
Es höret kein Gott da huldreich ihr Flehn;
hin des Frevels Anstifter
tilgt er, den ungerechten,
so wie, kommend, nun Paris
hier ins Haus der Atreiden,
kühn einst schmähte des Gastgebots
Tisch durch Weibes Entführung.

### 2. Strophe.

Zurück der Heimath des Kriegsspeers Gewühl,
der Schild' Anklang lassend, sammt Waffenschaar des Schiffszugs,
zum Brautgeschenk Verderben bringend Ilion,
entwich leichtfüfsig sie aus dem Thor,
unwagbar's wagend. Tief erseufzend da,
begannen laut so des Hauses Seher:
O, weh! Pallast! weh! Pallast und Fürsten, ihr!
O, Lager! Weh! Weh! der Gattenliebe Spur!
Er stehet stumm, die entflohen
vergessend nie,
nicht ehrend, scheltend nicht, zu schaun.
Ersehnt, noch herrscht, scheint es, im
Haus', als Geist, dort die Meerentführte.
Reitz nachahmender Bilder
ist dem Manne verhasset,
weil in Blickes Entbehrung kalt
jede Liebe dahin welkt.

### 2. Antistrophe.

Vom Schlaf gesandt, schmeicheln Wahnbilder ihm
im Traum, kummermehrend hinschwindend, oft mit Trugreitz,
da nichtig, wenn man Gutes schlummernd wähnt zu sehn,
dahin bald schlüpfet, wie aus der Hand,
mit leisem Fittig schnell das Traumgesicht,
auf süfsen Schlafs Pfaden leicht entirrend.
Nun solchen Weh's Trauer drücket, lastend schwer,
des Herrschers Heerd jetzt, und andre gröfsre noch.
Doch auch um alle Achaia
Entstürmete
hüllt jedes Haus, brustspaltend, Schmerz
in schwarzen Grams Schleier ein.
Vieles dringt tief zum Herzen bang nun.
Denn wen einer entsandte

weiſs er; doch an der Männer
Statt, kehrt Asche und Waffenschmuck
heim in Jegliches Wohnung.

3. Strophe.

Der Leichen austauscht für Gold, der im Kampf,
Ares, kühn hält die Wag' im Speergewühl,
entsendet jetzt Ilion
der Männerschaar Ueberrest,
heiſser Asche bittren Staub,
heim den Freunden, thränenwerth,
füllend schöner Urnen Schooſs.
Beseufzend rühmen laut sie dann,
daſs schlachtenkundig dieser war,
voll Ruhm im Kampfgemetzel jener
für des Andren Weib dahinsank,
da nun heimlich so das Volk murrt,
und des Zwists Beginnern, neidvoll,
den Atreiden, Haſs schleicht.
Die fern aber bewohnen
still dort rund um die Mauern
Troia's Gräber, und feindlicher
Boden deckt da die Edlen.

3. Antistrophe.

Des Bürgerzorns Schmähungswort lastet schwer,
zahlt die Schuld spät erfüllten Völkerfluchs.
Beständig bleibt Sorge mir,
zu schau'n, was Nacht schwarz umhüllt.
Denn der Morde Stifter läſst
nie der Götter Auge frei.
Wider Recht Beglückte stürzt
der Eumeniden schwarze Schaar
im spät gewandten Lebensloos
in nächtig Dunkel. Ihnen hin ist,
da vernichtet, jede Kraft dann.

Von dem Volk umgrollter Ruhm bleibt
unerfreulich. Denn das Haupt trift
aus der Höhe Zeus Blitz.
Glück fern wähl' ich von Neid mir.
Nicht seyn Städteverwüster,
nicht auch schauen, gefangen selbst,
mög' ich Leben der Knechtschaft.

Epode.

Des Wanderstrahls froh Gerücht
durchschweifet jetzt schnell die Stadt;
aber ob mit Wahrheit auch,
wer weiſs es? wer, ob Göttertäuschung nicht es ist?
wer ist so kindisch wahnbethörten Sinnes wohl,
von dieses Lichts neuer Kund'
im Busen auflodernd, drauf zu kranken an
andrer Rede Wechselruf?
Doch wo ein Weib herrschet, ziemt
des lauten Danks Feier, eh' erscheint das Glück;
und verführerischer sich verbreiten Weibergerüchte leicht
sich verkündend schnell; doch verschwindend schnell
erstirbet auch wieder weibgepriesner Ruhm.

---

## 5. Scene.

### Chor und Klytämnestra.

### Klytämnestra.

Bald werden jetzt wir jenes lichten Wanderstrahls,
der Fackelwachen, Feuerwechsel Kund' empfahn,
ob wahr sie sprachen, oder, gleich dem Traumgesicht,
dies Licht uns, freudig eilend, hat mit Wahn bethört.
Ich seh den Herold kommen dort vom Meeresstrand,
von Oelgezweig' umschattet; steigend hoch empor
bezeugt der Staub, des Schlammes durstiger Bruder, mir,
daſs nicht er sprachlos, nicht des Waldgebirgs Gehölz

anzündend, Botschaft bringet, nicht mit Flammenrauch.
Es spricht entweder, redend, mehr die Freud' uns aus;
das Gegentheil zu sagen, bebt mein Mund zurück.
Zum Frohen füge Frohes auch sich wiederum!

Chor.

Wer dies im Busen anders wünschet dieser Stadt,
der schmecke selber seines Frevelsinnes Frucht.

---

## 6. Scene.

Die Vorigen und der Herold.

Herold.

O! vaterländischer Boden, Argos theures Land!
In dieses zehnten Jahres Lichte kehr' ich dir,
da viele rissen, Einer Hoffnung doch gewährt.
Denn nimmer, wähnt' ich, würde mehr in Argos Land
des vielgeliebten Grabes Theil mir Sterbenden.
Gegrüſset sey mir, Erde, jetzt, du, Sonnenlicht,
des Landes Höchster, Zeus, und, Pytho's Herrscher, du,
deſs Bogen nicht Geschosse mehr uns niederschickt.
Genug erschienst uns feindlich du am Skamandros einst;
sey Kampfbefreier wieder jetzt, und Retter uns,
erhabner Phoibos! Alle, Kampfgottheiten, Euch,
dich, meinen Ehrenspender, Hermes, red' ich an,
dich, theuren Herold, jedem Herold tief verehrt,
und euch, Heroen, sendend einst, wohlwollend auch
jetzt aufzunehmen dieses speerverschonte Heer.
Und ihr, o Herrschermauern, theure Wohnungen,
ehrwürd'ge Sitze, Götter, sonnenlichtbestrahlt,
wenn irgend einst, empfanget heut, nach langer Zeit,
den König hier geziemend, heitren Angesichts.
Denn euch, und allen diesen Licht in Finsterniſs
zuführend, kehrt Agamemnon jetzt, der Herrscher, heim.
Begrüſst ihn aber freundlich, denn so ziemt es ihm,
der Ilion mit Kronions frevelstrafendem

Karst niederriſs, daſs umgewühlt ihr Feld nun liegt.
Altär' und Göttersitze sind dahin gestürzt,
im Keim, des ganzen Landes Samen weggetilgt.
Nachdem um Troia's Nacken solch ein Joch er warf,
nun kehrt, ein hochbeglückter Mann, der ältere
Atreide heim, der Ehre werth den Sterblichen
vor allen jetzt. Denn Paris nicht, nicht seine Stadt
erheben über ihre Leiden mehr die That.
Beladen mit der Entführung und des Betruges Schuld,
verfehlt' er seiner Beute Raub, und stürzt' in Staub
zerschellet hin des Landes alten Vaterthron.
So büſsten zwiefach die Priamiden ihre Schuld.

Chor.

Heil sey, o Herold unsres Heers, und Freude dir!

Herold.

Wohl Freude! nicht den Göttern weigr' ich mehr den Tod.

Chor.

Der Vatererde Liebe also quälte dich?

Herold.

Daſs jetzt der Freude Thräne meinem Aug' entquillt.

Chor.

Theilhaftig jener süſsen Krankheit waret ihr?

Herold.

Wie kann, belehrt, ich besser dieses Wort verstehn?

Chor.

Für die, so hier euch liebten, sehnsuchtsvoll entflammt?

Herold.

Ersehnet ward sich sehnend, sagst du, das Heer vom Land?

Chor.

Aus schwarzumwölktem Busen seufzt' ich oft empor.

Herold.

Allein woher kam diesem Volke finstrer Gram?

Chor.

Heilmittel ist mir Schweigen lang im Ungemach.

Herold.

Wie fürchten, wenn die Herrscher fern dir weileten?

Chor.

Wie dir nun ist zu sterben lautre Wonne mir.

Herold.

Vollbracht, ja! ist es glücklich. Doch in langer Zeit
nennt einer fröhlich manches; aber anderes
ungünstig auch. Wer, aufser Ueberirrdischen,
erfreuet harmlos eines ganzen Lebens sich?
Denn zählt' ich her des Schiffens Müh' und Misgeschick,
sparsames Landen, schlechtes Lager, welcher Theil
des Tags da bliebe unbeseufzet irgendwo?
Was am Land' uns aber drohte, war noch schrecklicher.
An unsrer Feinde Mauern stiefs das Lager an.
Vom Himmel dort hernieder, auf vom feuchten Grund
der Wiese kam, der Kleider immerwährendes
Verderben, Thau, verwildernd struppig unser Haar.
Wer dann den Winter beschreibt, den vögelmordenden,
wie, starrend, Ida's Bergesschnee ihn sendete,
die Hitze, wann in schwüler Mittagsglut das Meer
auf wellenlosem Lager stumm hinsinkend schlief!
Allein warum noch dies betrauern? vorüber geht
die Müh', vorüber jedem Hingestorbenen,
dafs selbst der Wunsch erwachet nicht der Wiederkehr.
Was soll der Hingetilgten Schaar der Lebende
aufzählend nennen, jammern über Trauerloos?
Nun jedem Unglück sage fern ich Lebewohl.
Denn uns, von Argos Kriegesschaaren Uebrigen,
siegt weit das Heil; gleich schwanket nicht ihm Misgeschick.
Wir, hingeflogen über Land und Meeresflut
an dieses Tages Sonne, rühmen siegbekrönt:
Erstürmend Troia's Veste hat nun überall
den Göttern diese Beute Argos Heereszug
in Hellas Tempeln angeheftet, alten Glanz.
Dies hörend ziemt es, jetzo laut der Führer Glück,

und dieser Stadt zu feiern. Auch gepriesen sey
Zeus Gunst, die dies vollbrachte. Alles weiſst du nun.

### Chor.

Besiegt von deiner Rede zweifl' ich fürder nicht.
Genau zu forschen strebet immer Greisessinn,
Am meisten muſs Klytämnestra zwar, und dieses Haus
dies billig kümmern, aber mir auch seyn Gewinn.

### Klytämnestra.

Frohlockend jauchzt' ich lange schon, von Freud' entzückt,
wie des Feuers erster, nachtgesandter Verkündiger
die Stürmung meldend kam, und Ilion's Untergang.
Da sagte mancher spöttisch: wie? durch Fackellicht
beredet, wähnst du siegzerstöret Ilion?
Recht Weiberart ist's, eitlen Wahns das Herz zu blähn.
So schien ich unbesonnen, solchen Reden nach.
Doch bracht' ich freudig Opfer; folgsam weiblichem
Gebot, erhob hier einer, dort ein anderer
in der Stadt ein heilig Jauchzen fromm; weihrauchgenährt
entstieg der Götter Sitzen duftiger Flammenglanz.
Was aber sollst du weiter noch verkünden mir?
Vom Herrscher selbst erfahre bald ich Jegliches.
Geziemend aufzunehmen meinen kehrenden
ehrwürd'gen Gatten eil' ich jetzt. Denn wo erscheint
dem Weib ein süſser strahlend Licht je anzuschaun,
als, wenn der Gott führt rettend heim vom Krieg den Mann,
ihm die Thür zu öffnen. Dies verkünd' ihm jetzt von mir;
so schnell, als möglich, komm' er, theuer seiner Stadt,
daſs, heimgekehrt, sein treues Weib er finde, wie
er sie einst verlieſs, des Hauses sichre Wächterin,
ihm wohlgesinnt, feindselig gegen seinen Feind,
und gleich sich auch in Allem sonst; kein Siegel ihm
der Pflicht verletzend langer Jahre Zeit hindurch.
Es sind die Freuden eines Andren, Tadelsruf
mir, gleich des Schwerdtes Purpurwunden, unbekannt.

Herold.

Ein solcher Ruhm, der lautrer Wahrheit rein entquillt,
steht einem edlen Weibe wohl zu sagen an.

(Klytämnestra geht ab.)

---

## 7. Scene.

Chor und der Herold.

Chor.

Es hat dir diese künstlich ihre Sache jetzt
durch zuverlässige Deuter, warlich! dargestellt.
Du aber, Herold, sage von Menelaos mir,
ob, froh errettet, kehret wiederum zurück
mit euch nun dieses Landes theure Herrschermacht?

Herold.

Nicht kann ich gute Kunde bringen trügerisch,
dafs lange Zeit die Freunde pflücken ihre Frucht.

Chor.

O! sprächst du Wahrheit lieber schön und segensvoll!
Denn abgesondert bleibet nicht es leicht verhüllt.

Herold.

Verschwunden ist aus Argos Heereszug der Mann,
sein Schiff und er. Ich sage keine Lüge dir.

Chor.

Von Ilion segelnd, allen sichtbar, oder rifs
ihn fort ein Sturm, des ganzen Heeres Jammerloos?

Herold.

Du trafest, wackrem Bogenschützen gleich, das Ziel.
Ein langes Unglück sprachest kurzgefafst du aus.

Chor.

Vernahmt vom Ungekommnen, oder Lebenden
seit dieser Zeit ihr Kunde andrer Schiffender?

Herold.

Ihn keiner zuverlässig auszuspähen weifs,
wenn nicht der Erdenkräfte Nährer, Helios.

Chor.

Wie aber kam den Schiffen, sagst du, Sturm, vom Zorn
der Götter wild auſwogend, dann beschwichtiget?

Herold.

Den Tag des Heils mit Trauerkunde schnöd' entweihn
gebühret nicht; fern bleibt der Götter Lohn davon.
Wann bringt der Herold, finstren Angesichts, der Stadt
des gefall'nen Heeres fluchbeladnes Wehgeschick,
verkündet erst des ganzen Volkes Trauer er,
dann viel aus vielen Häusern Männer weggepeitscht
durch jene Zwillingsgeiſsel, welche Ares liebt,
das Mordgespann, der beiden Speere Doppelwut;
mit solchem Unheil schwer belastet, wohl gebührt
zu singen diesen Päan ihm der Erinnyen;
doch wann, gelungner Rettung Heilverkündiger,
zur Stadt er kehret, welche hohen Glücks sich freut — —
wie soll, zum Guten Böses mischend, schildern ich
der Schiffe Sturm, nicht unerregt von Götterzorn?
Denn sie, die sonst sich feindlich fliehn, verschworen jetzt
sich, Flamm' und Meer, und zeigten ihren Freundesbund,
zerstörend Argos jammervollen Heereszug.
Nachts hob der Flut Verderben unheilwogend an.
Denn Thrakiens loſsgeriſsne Stürme schmetterten
an einander da die Schiffe, daſs umher gepeitscht
von Ungewitters wilder Wut und Regenguſs
sie untergehn in ihres Führers Wirbelsturz.
Doch als nun stieg der Sonne helles Licht empor,
da sahn von Trümmern unsrer Schiff' und Leichnamen
Argeiischer Männer wimmeln rings wir Hellas Meer.
Uns aber sammt des Schiffes unversehrtem Bau
entführte damals, oder rettet' unvermerkt
ein Gott, das Ruder fassend, nicht ein Sterblicher.
Das Glück bestieg, ein Retter, lenkend unser Schiff,
daſs nicht es strandend wiche wildem Flutendrang,
am Felsenriff nicht, angeschleudert, scheiterte.

Entflohen drauf des Meeres finstrem Wellengrab,
doch nicht dem Glück vertrauend, auch im Tagesglanz,
beweget' unsren Busen neues Misgeschick,
zu schaun mit Mühe ringen, weit zerstreut, das Heer.
Und wenn noch Odem einer jetzt von jenen schöpft,
gedenkt, als Umgekommner, traun! er unserer,
uns aber scheint von ihnen dieses wiederum.
O! mög' es bald sich günstig wenden! Sicherlich
erwarte dann, Menelaos hier zuerst zu sehn.
Denn wenn ein Strahl der Sonne noch ihn wo erspäht,
noch lebend, schauend Tageslicht durch Zeus Geschick,
der sein Geschlecht noch auszutilgen nicht gedenkt,
so bleibet Hoffnung übrig seiner Wiederkehr.
Dies hörend, wisse, daſs du Wahrheit jetzt vernahmst.

(Der Herold geht ab.)

---

## 8. Scene.

### Chor.

#### 1. Strophe.

Wer benannte treffend so,
ganz nach ächter Deutung Sinn —
lenket', unerschauet, nicht, ahndungsvoll
deſs, was vorbestimmet war,
einer recht der Zunge Wort? —
Helena einst, die speervermählte,
die umstrittne Braut, da wahrhaft
sie, verwüstend Männer und Schiff' und Stadt,
wegschiffte, verlassend
der Gemächer reine Prunkhüll'n,
mit des Gigas Zephyrs Wehen.
Und der schildtragenden Jäger Schaar, verfolgend
die der Flut entschwundne Schiffsspur,
knüpft' an Simois waldigtes
Ufer den Nachen, landend
zu dem gewaltigen Hader.

1. Antistrophe.

Wahre Trauerschwägerschaft
sandte hin nach Ilion,
fest beharrend jener Zorn, rächte schwer
noch nachher des Gastgebots,
sammt des Heerdbeschützers Zeus
Schmähung an denen, die zu rauschend
der Vermählung Lied geehret,
das den Schwähern dort vom Geschicke zum
Brauthymnos bestimmt war.
Sie verlernen diese Sangart
in der Thränen lautem Klagton;
es erseufzt Priamos alte Stadt, den Paris
den in Weh Vermählten rufend,
jammert bang ob der Bürger hin
theuer gesunkenem Leben
und dem vergossenen Blute.

2. Strophe.

So wohl freundlich ernähret
den Leu'n, des Hauses Verderben,
ein Mann, den Euterbegier'gen,
der in des Lebens Beginnen
zahm, und den Kindern gewogen
ist, und den Greisen erfreulich.
Und in dem Arme liegt er oft,
so wie das neugebohrne Kind,
folgsam gerne der Hand, des Bauchs
Gierden fröhnend mit Schmeicheln.

2. Antistrophe.

Doch aufwachsend verräth er
der Eltern alte Gemüthsart.
Abzahlend tückisch den Pflegtlohn,
macht er im Würgen der Heerden
selbst unbefehligt das Mahl sich;

Blut ihm besudelt die Schwelle; —
ein unbezwinglich Mordgeschick,
und den Bewohnern grauenvoll.
Von den Göttern bestellt im Haus'
ist er Priester des Unheils.

3. Strophe.

So, sag' ich, kam auch zur Veste Ilions
sie, sanftmüth'gen Sinnes, gleich heitrer Meeresstille,
des Reichthums glanzumstrahlte Zierde,
süſses Geschoſs dem trunknen Aug',
Eros seelenersehnte Blume.
Doch, gewandt, brachte nachher sie
der Vermählung bittres Ende,
unvertragsam, ungesellbar
zu dem Stamm Priamos nahend
durch Zeus, des Gastlichen, Hand,
wehvermählte Erinnys.

3. Antistrophe.

Von grauer Zeit her besteht den Sterblichen
ein uralter Spruch: des Manns allgewalt'ges Glück zeug'
auſs Neu' einst, sterbe nimmer kindlos;
denn des Geschickes Gunst entkeim'
unersättliches Weh dem Enkel.
Doch für mich heg' ich, gesondert
von den Andren, Meynung. Frevel
in der Folg' auch noch erzeugt mehr
sich des Unheils, das dem Stamm gleicht.
Stets aber segenumkränzt
blüht das Haus des Gerechten.

4. Strophe.

Denn immer liebt alte Schuld
ein der Gottlosen Brust
neue Schuld zu pflanzen, wann, voraus

bestimmet, jetzt oder jetzt, das Schicksal kommt,
neu leuchtend Dunkel, sie,
die nie besiegbare, unheilige Gottheit, den Frevelmuth
des nachtfinsteren Hausverderbens,
seinen Erzeugern ähnlich.

4. Antistrophe.

Gerechtigkeit aber strahlt
auch von rufsvoller Wand;
ehrt geraden Wandels Lebenspfad;
verlassend goldnes Getäfel, weg den Blick
gewendet, wenn es Schuld
beflecket, strebt sie nach ihm nur heilig und rein, ehrt nicht die Macht
mit Lob fälschlich gepriesnen Reichthums;
Alles zum Ziele lenkt sie.

---

## 9. Scene.

### Chor, Agamemnon und Kassandra.

Chor.

Auf, König, wolan! du Erstürmer der Stadt
vom Atreidischen Stamm,
wie red' ich dich an, wie ehr' ich dich recht,
nicht steigernd zu hoch, noch erniedernd zu tief
dir des Preises Gebühr?
Viel Sterbliche sind, die das Scheinen dem Seyn
vorziehen, entgegen dem Rechte.
Mit dem Jammernden laut zu erheben Gestöhn,
ist jeder bereit, kein schmerzender Pfeil
dringt aber verwundend zum Herzen;
und im Innern erfreut sehn sie der Nacht gleich
in des finstren Gesichtes erzwungenem Ernst.
Wer aber die Heerde zu prüfen versteht,
dem bleibet des Manns Aug' unerkannt nicht,

zwar scheinend aus frei wohlwollender Brust,
doch verdächtiger Freundschaft, zu glänzen.
Auch du einst warst, da um Helena hier
du entsandtest den Zug, ich verberg' es dir nicht,
damals von mir sehr ungünstig gesehn,
nicht steuernd gerecht mit dem Ruder des Sinns,
unwilligen Muth
den zum Tod Hinwandernden weckend.
Doch im tiefen Gemüth jetzt freundlich erscheint
die mit Glücke bestandene Mühe.
In der Folge der Zeit kennst prüfend du leicht,
wer billig und recht, wer sonder Gebühr
dir der Bürger die Mauern verwaltet.

Agamemnon.

Zuerst geziemt es, Argos sammt den heimischen
Gottheiten hier zu grüſsen, sie, der Wiederkehr
mir Helfer, und des Gerichts, das über Ilion
ich hegte. Denn der Rednerzunge rechtend Wort
nicht hörend, legten Troias Untergang, den Tod
der Männer, doppelt nicht getheilt, ins Blutgefäſs
die Götter stimmend; doch der andren Urne Schooſs,
dem leeren, kam die Hoffnung nur der Hand genaht.
Am Rauch noch kenntlich ist die eingenommne Stadt.
Des Verderbens Stürme wehen; selbst mitsterbend schickt
des alten Reichthums fetten Duft die Asch' empor.
Dafür gebührt's, den Göttern Dank, lautschallenden,
zu weihen, weil die zornerfüllte Hinterlist
vollbracht wir jetzt, und eines Weibes wegen wild
die Stadt verwüstet Argos Ungeheuer hat,
die Brut des Rosses, schildbewehrte Völkerschaar,
im Sprunge stürmend um der Pleiaden Untergang;
kühn über ihre Mauern setzend, schlürfete
sich satt der gierentbrannte Leu am Königsblut.
Den Göttern sprach ich dieser Erstlingsworte Gruſs.
Wie aber du bist mir gesinnet, hört' ich wohl,

und gebe Recht dir, denke gleichgestimmt mit dir.
Nur wenig Menschen eigen ist die Sinnesart,
neidlos den Freund, den frohbeglückten, anzuschaun.
Ein feindlich Gift, in seinen Busen festgebannt,
verdoppelt dem, der diese Krankheit nährt, die Qual;
er härmt im eignen Ungemach sich leidend ab,
und seufzt, so oft auf fremdes Wohl sein Auge blickt.
Aus eigner Kunde red' ich, denn ich kannte wohl
der Gefährten Kreis; Gestalt des Spiegels, Schattenbild
erfand ich, die mir schienen günstig sehr gesinnt.
Allein Odysseus, wider Willen schiffend erst,
zog, einverbündet, stets am gleichen Joch mit mir;
ich mag vom Todten, oder mag vom Lebenden
nun reden. Was die Götter sammt der Stadt betrifft,
laſst, schnell versammelnd allgemeinen Volkesrath,
uns jetzt beschlieſsen. Was gesund wir dann und gut
erfinden, müss' auch fürder dauernd so bestehn;
doch wo der Heilungsmittel etwas auch bedarf,
da brennend, oder schneidend, laſst wohlwollend uns
des Uebels Krankheit abzuwenden gleich uns mühn.
Doch jetzt ins Haus, zum Heerd, dem vaterländischen,
eingehend, werd' ich grüſsen erst die Himmlischen,
die, fern mich sendend, wieder auch mich heimgeführt.
Mir folgend einmal, bleibe fest das Siegesglück!

---

## 10. Scene.

Die Vorigen und Klytämnestra.

Klytämnestra.

Ihr Bürger Argos, dieses Volkes Aelteste,
ich werde nicht mein gattenliebend, treu Gemüth
vor euch mich auszusprechen scheuen. Denn die Zeit
erstickt die Schaam im Menschen. Nicht von Anderen
es hörend, schildr' ich meines Lebens Elend euch,
so lange dieser weilte dort vor Ilion.

Dafs fern ein Weib vom Gatten einsam sitzt daheim,
ist schon zuvörderst überschweres Misgeschick;
dafs dann Gerücht sie vieler Unglückssagen hört,
jetzt einer kommt, ein zweiter Unheilvolleres,
als jener Unheilvolles, redend bringt ins Haus.
Denn hätte soviel Wunden dieser Mann empfahn,
als oft des Rufes Stimme her verkündete,
er wäre mehr durchbohret, warlich, denn ein Netz.
und wär' er umgekommen, jeder Sage nach,
so hätt', ein zweiter, dreigestaltiger Geryon,
er oben, denn von jener unten red' ich nicht,
mit Recht gerühmt dreifacher Erdenhülle sich,
einmal vom Tode weggerafft in jeglicher.
Um solcher Schreckgerüchte willen löseten
von meinem Halse Andre oft die Todesschnur,
und hielten ab die heftig Widerstrebende.
Drum stehet auch zur Seite nicht dein Sohn uns hier,
Orestes, unsrer Treue sichres Unterpfand,
wie sonst sich ziemte; hege nicht Verwunderung.
Ihn nähret fern dein treuer Kriegesgastgenofs
aus Phokis, Strophios, jene doppelt drohende
Gefahr mir nennend, deine dort vor Ilion,
und wenn des Volks empörte Herrscherlosigkeit
den Rath daniederwürfe; Menschensinnesart
sey's immerdar, zu stürzen mehr den Fallenden.
Solch eine Ursach birget keine Hinterlist.
Mir aber ist der Thränen ewig rinnender
Quell ausgelöscht; kein Tropfen blieb darin zurück.
Mein spät entschlummernd Auge kranket schmerzerfüllt,
beweinend jenen, deiner immer harrenden,
umsonst ersehnten Fackelglanz. Emporgeschreckt
im Traum vom Summen leisen Mückenflügelschlags,
ward oft ich, schauend blut'ge Bilder mehr von dir,
als je die schlummergleiche Zeit umfassete.
Jetzt da ich, unglückfreie, erduldet alles dies,
mag wohl ich nennen diesen Mann der Hürden Hund,

des Schiffes Rettungsanker, hohen Hauses fest
gepflanzte Säule, des Vaters Eingeborenen,
erscheinend nicht gehofftes Land dem Schiffenden,
den Tag der Heitre, froh zu schaun nach Wettersturm,
der Quelle Rieseln durstgequältem Wanderer.
Denn jeder Drangsal freudig ja der Mensch entrinnt.
Ihn würdig acht' ich solcher Heilbegrüſsungen.
Allein der Neid sey ferne. Viel am Vorigen
erlitten schon wir Uebles. Jetzt, geliebtes Haupt,
verlaſs den Wagen, doch zur Erde setze nicht,
o Herrscher, deinen Fuſs, den Stürmer Ilions.
Warum noch säumt ihr, Mägde, denen anvertraut
des Weges Bahn zu decken war mit Teppichen?
Es breite purpurstrahlend schnell ein Pfad sich hin,
daſs ein ins Haus ihn führe, nicht gehofft, das Recht.
Das Andre jetzt fügt Sorge, die kein Schlaf besiegt,
gerecht mit Götterhülfe, wie es vorbestimmt.

Agamemnon.

Entsproſsne Ledas, meines Hauses Wächterin,
der Dauer meiner Ferne sprachst du zwar gemäſs,
die Rede lang ausspinnend, doch gebührendes
Lob kommt zum Lohn von Andrer Mund mir billiger.
Auch nicht, nach Weibersitte, wolle sklavisch sonst
mir schmeicheln, noch mir senden, gleich ausländischem
Weichlinge, staubgesunknen Ehrfurchtsruf empor;
noch öffnen hier mir, breitend Purpurteppiche,
neidvolle Bahn. Den Göttern solcher Dienst geziemt;
allein auf buntgestickter Pracht, ein Sterblicher,
einherzuschreiten, wag' ich nimmer sonder Scheu.
Nach Menschenart, nicht überirrdisch ehre mich.
Schon sonder reichgetünchten Glanz und Deckenpracht
schallt laut der Ruf. Unweisen Sinnes nicht zu seyn,
ist schönste Göttergabe. Glücklich preiset man,
wer seine Tage freundlich schlieſst in Heiterkeit.
Gelinget so mir Alles, heg' ich Zuversicht.

Klytämnestra.

Doch widerstrebe darum meinen Wünschen nicht.

Agamemnon.

Nicht ändr' ich, wiss' es, meinen Sinn in Wankelmuth.

Klytämnestra.

Hast dies aus Furcht den Göttern denn du angelobt?

Agamemnon.

Wie keiner, sprach ich unverbrüchlich dieses Wort.

Klytämnestra.

Was hätte Priamos, glaubst du, siegend wohl gethan?

Agamemnon.

Den Purpurpfad betreten, glaub' ich sicherlich.

Klytämnestra.

Drum scheue nicht der Menschen Ruf, den tadelnden.

Agamemnon.

Des Volks verbreitet Murren hat ein schwer Gewicht.

Klytämnestra.

Nicht herrlich glänzt, wer unbeneidenswerth erscheint.

Agamemnon.

Es ziemt dem Weib nicht, streitbegierig auszuharrn.

Klytämnestra.

Besiegt sich geben, stehet wohl dem Glücklichen.

Agamemnon.

Erringen willst du wirklich streitend diesen Sieg?

Klytämnestra.

Freiwillig folg', und überlafs ihn selber mir.

Agamemnon.

So löse, wenn du so es forderst, einer schnell
die Schuh, die dienstbar meiner Füfse Tritt umhülln,
dafs nicht auf Purpurdecken hier mich Wandlenden
fernher von eines Gottes Auge treffe Neid.
Schaam bringts, das Haus verwüsten, tretend stolz in Staub
der Schätze Pracht, Gewebe, silberschwer erkauft.
Doch jenes also. Führe diese jetzt hinein,

die Fremde, gütig. Mildgesinnet Herrschende
schaut auch die Gottheit freundlich an hinwiederum.
Denn keiner trägt freiwillig je des Dienstes Joch;
und sie, die Blume vieler Schätze, folgete
mir her, zum Kleinod auserwählt vom Kriegesheer.
Doch da besiegt gehorchen deinem Wort ich will,
betret', ins Haus, ich, gehend, jetzt den Purpurpfad.

Klytämnestra.

Stets nährt das Meer (wer löschet je sein Flutgewog?)
viel silbergleichen Purpurs neu aufschäumenden
Glanz unerschöpft, die Tünchung reicher Teppiche.
Dein Haus vermag, o König, deſs durch Göttergunst
zu haben; darben kennet nimmer dein Pallast.
In Staub zu treten vieler Decken Farbenpracht,
auf Seherausspruch, hätte gern ich einst gelobt,
um rettend so zu zahlen dieses Hauptes Preis.
Denn bleibt die Wurzel, überschattet üppiges
Gezweig das Dach, abwehrend Sirios Sonnenglut.
Und jetzt zum Heimathsheerde wiederkehrend uns,
verkündest mild du Sonnenwärm' in Winterszeit;
doch wenn aus herb unreifer Traube Kronos Sohn
den Wein bereitet, wehet kühler Labehauch
da, wo der Mann im Hause frei vollendend herrscht.
Vollender Zeus, vollende gütig mein Gebet,
und was du willst vollenden, deſs gedenk' anitzt!

(Agamemnon und Klytämnestra gehn in den Pallast.)

---

## 11. Scene.

### Chor und Kassandra.

### Chor.

1. Strophe.

Wie doch schwebt mir immer vor
unverrücket jene Furcht,
meinen ahndungsschwangern Sinn umflatternd?

tönet mir deutendes Lied unbelohnt, unbefehligt?
kehret, räthselhaftem Traum
gleich, es fern verbannend, nie
wieder sicherer Muth mir
zum Sitz der lieben Brust? Die Zeit entschwand
schon lange, seit das Ankertau
in die Nachen am Sandgestad,
brechend auf nach Ilion,
warf der Schiffe Heeresschaar.

### 1. Antistrophe.

Jetzt mit Augen Zeuge selbst,
seh' ich zwar die Wiederkehr,
dennoch, klagend, singt das leierferne
Lied der Erinnyen, tief aus dem Innern geschöpft, mir
stets die Brust, zu hegen nie
freudig kühne Zuversicht.
Nicht schwatzt eitel der Busen,
da rings von Wirbeln, wahr und schicksalschwer,
wild umgetrieben pocht das Herz.
Möge, fleh' ich, entgegen nur
meines Ahndens Bangigkeit
hin es sinken ganz in Nichts!

### 2. Strophe.

Sehr ist unerfreulich,
wo voll die Gesundheit
blüht, endlich ihr Ziel; nah wohnt Kranksey n,
Wand stofsend an Wand, ihr zur Seite.
Also zerschellet des Manns
segelndes Glück an . . . . .
. . . . verborgner Klippe.
Werfend dann der Schätze Last
weg, der reich erworbenen,
schleudernd wohl nach weisem Mafs,
sinkt dahin nicht ganz das Haus,

wenn mit Weh erfüllet auch,
noch das Schiff zum Meeresgrund.
Reichthumsgabe, von Zeus unermeſslich gespendet, und
jähriger Furchen Gewinn scheucht
bald des Darbens Noth hinweg.

2. Antistrophe.

Doch wo zur Erd' einmal
dahin mit dem Tod flieſst
zu den Füſsen des Manns, schwarz strömend, das Blut,
wer rufet zurück es beschwörend?
Nimmer den Kundigen sonst
Todte zu führen herauf,
hätte Zeus gehemmet zu Mordes Abwehr.
Wenn die Stunde, gottbestimmt,
nicht die Stunde wiederum,
mehr zu bringen, hielt zurück,
goſs das Herz, voreilend, sich
über meine Lippen aus.
Doch im Dunkel murrt es jetzt,
schwermuthbrütend, und nicht das Gespinnst zur gebührenden
Zeit zu entknäueln noch hoffend,
da bewegt ist tief der Sinn.

---

## 12. Scene.

Die Vorigen und Klytämnestra.

Klytämnestra.

Auch du, zu dir, Kassandra, red' ich, geh hinein.
Da Zeus dich einem Hause, frei von Groll, gesandt,
Genossin hier der Wasserspreng' im weiten Kreis
der Sklaven nah dem reichbegabten Altar zu stehn;
so tritt aus diesem Wagen, nähre keinen Stolz.
Alkmenens Spröſsling, sagt man, auch erduldete
verkauft, und schmeckte wider Willen einst das Joch.

Trifft aber einmal solchen Loses jäher Schlag,
so werden uraltreiche Herrscher wohl geschätzt.
Die plötzlich Reichthum, nicht es hoffend, ernteten,
sind über Mafs den Sklaven immer hart gesinnt.
Du findest, was die Sitte heischet, hier bei uns.

Chor.

Dir hat der Rede klaren Sinn sie jetzt gesagt.
Einmal im schicksalvollen Netze tief verstrickt,
folg'! wenn du folgen willst; vielleicht auch folgst du nicht.

Klytämnestra.

Doch wenn sie nicht, der Schwalbe gleich, gewöhnet ist
an Stimme unbekannter Fremdlingssprache nur,
berede nachdrucksvoll ich sprechend, dennoch sie.

Chor.

Gieb nach! Das Best' in dieser Lage saget sie.
Gehorch' und steige nieder jetzt vom Wagensitz.

Klytämnestra.

Nicht draufsen ist mir Mufse mehr, bei dieser hier
zu weilen; denn in Hauses Mitte stehn bereit
die Lämmer schon zur Feuerschlachtung nah dem Heerd,
da nimmer diese Freude mehr wir hoffeten.
Drum willst du dessen etwas thun, so säume nicht.
Wenn ungeübt du aber nicht mein Wort begreifst,
so spreche, statt der Stimme Laut, die fremde Hand.

Chor.

Die Ferngeborne scheinet klugen Deuters noch
bedürftig; frischgefangnem Wilde gleichet sie.

Klytämnestra.

Ja, rasend warlich ist sie, folgt verkehrtem Sinn,
die eben lassend ihre Mauern kriegzerstört,
herkommend, nicht zu tragen lernt des Zaums Gebifs,
eh nicht sie blutend abgeschäumt den Uebermuth.
Doch nicht mich lass' ich, länger schwatzend, mehr verschmähn.

(Sie geht in den Pallast.)

---

## 13. Scene.

### Chor und Kassandra.

### Chor.

Ich werde nicht dir zürnen, denn du schmerzest mich.
Verlassend, Unglückselge, deinen Wagensitz,
erprüfe jetzt, nachgebend dieser Noth, das Joch.

### Kassandra.

#### 1. Strophe.

O, o, o, o weh! o weh! ach!
Apollon, Apollon!

### Chor.

Was klagst du jammernd also laut zu Loxias?
Er ist der Gott nicht, welchem Trauersang geziemt.

### Kassandra.

#### 1. Antistrophe.

O, o, o, o weh! o weh! ach!
Apollon, Apollon!

### Chor.

Unheilgen Lautes wieder ruft sie auf zum Gott,
dem nicht der Trauerklage beizustehn gebührt.

### Kassandra.

#### 2. Strophe.

Apollon, Apollon!
du Wegschützer, Wehbringer mir!
In Weh zum zweitenmale senktest tief du mich.

### Chor.

Ihr eignes Unglück kündigt, scheint es, jetzt sie an.
Es weilt im Sklavensinne noch das Göttliche.

### Kassandra.

#### 2. Antistrophe.

Apollon, Apollon!
du Wegschützer, Wehbringer mir!
O weh! wohin mich führtest, welchem Dach du zu?

### Chor.

Zum Dach von Atreus Söhnen. Wenn du nicht es weifst,
vernimm's, und keiner Lüge wirst das Wort du zeihn.

### Kassandra.

3. Strophe.

Zu dem von Gott gehafsten, sich bewufsten viel
heimischen Mords und der Todesschnur,
des Mannes Schlachtbank, Bodens Blutbesudelung.

### Chor.

Wohlwitternd scheint die Fremde, gleich dem Hund der Jagd,
zu seyn; sie spüret, wessen Mord sie finden wird.

### Kassandra.

3. Antistrophe.

Denn mir zu Zeugen nehm' ich da die Kinder, die
jammern in Weh ob der Schlachtung Tod,
das Fleisch, vom eignen Vater einst zum Mahl verzehrt.

### Chor.

Bekannt uns ist vom Rufe wohl dein Seherruhm;
bekannt, doch suchen keine Zukunftdeuter wir.

### Kassandra.

4. Strophe.

O weh! o weh! was nur beginnet sie?
Was für ein neu, schwer drohendes,
heilloses Unglück spinnt sie diesem Hause an,
dem Freund nicht ertragbar, und nie heilend, weil fern
uns der Befreier weilt.

### Chor.

Unkundig bin ich dieser Weissagungen noch;
wohl aber kenn' ich jenes, laut durchhallt's die Stadt.

### Kassandra.

4. Antistrophe.

Unselge, weh! und das verübest du?
den dir im Bett geselleten
Gemahl im Bad' erquickend, wie vollend' ich es?

Doch bald wird es da seyn; und Hand schon auf Hand streckt
wild sie verlangend aus.

### Chor.

Noch fass' ich nicht es; denn aus räthselhaftem Wort
verstrick' ich mehr in dunkle Weissagungen mich.

### Kassandra.

#### 5. Strophe.

O, o, o weh! was mir erscheinet dort?
Ist Schlinge dies des Hades?
Die Bettgenossin ist's, die Mitvollbringerin
des Mords. Der Chor tön' unersättlich Weh
zu dem Geschlecht, des todwerthen Rachopfers Lohn.

### Chor.

Ob welcher hier der Erinnyen heiſsest diesem Haus
du Wehe rufen? nimmer kann das Wort mich freu'n;
und zu dem Herzen dränget sich mir safrangelb
des Bluts Tropfen, der vom Speer fällt zur Erd',
auch mit des Lebensstrahls Scheiden schwindend.
Denn rasch hin eilt Ate's Fuſs.

### Kassandra.

#### 5. Antistrophe.

O, o, ha, schaue, schaue! von der Färse schnell
hinweg den Stier! In Schleier
ihn hüllend, stöſst mit ihrer finsterhorngen Wehr
sie zu! er sinket in des Bads Gefäſs.
Dir von des Kessels trugvoller Anstalt red' ich.

### Chor.

Ich rühme nicht mich dunkler Seherdeutungen
erfahren; unglückdrohend aber scheinet dies;
und wo nur kam den Menschen von der Seher Mund
je freudvoll Gerücht? Durch Unglücksgeschick
bringt des Entsetzens Furcht, wahr zu lernen,
der Deutung uralte Kunst.

### Kassandra.

6. Strophe.

O, o, o mein, der Unseligen, Entsetzensloos!
Denn um mich selber jammer' ich, die Klag' einmischend.
Warum mich Arme führtest grausam hier du her?
Zu nichts, als mitzusterben gleichen Tod; was sonst?

### Chor.

In des Gemüths Verirrung, und von Gott erfaſst
beginnst selber uns
um dich du des Gesangs unsingbar Lied;
so seufzt: Itys! stets: Itys! wehklagend, nie
satt des Gestöhns, die grauröthliche Nachtigall,
von Unglück umblüht.

### Kassandra.

6. Antistrophe.

O, o der Nachtigall Tod, der Hellschmetternden,
da ja in leichtbefiederte Gestalt die Götter,
und süſses Leben, thränenlos, sie kleideten.
Mein aber harret doppelschneidiger Lanzenstreich.

### Chor.

Und wo entstammend rauschten dir, von Gott gesandt,
des Wahns Schrecken zu?
da so du nun des Leides Ton graunvoll
in Wehlauts Gesangweise an, jammernd, stimmst.
Wo nur entspringt der Pfad göttlicher Kunde dir
mit Unheil besät?

### Kassandra.

7. Strophe.

O Paris Ehe, Eh',
o du, der Freunde Jammerloos,
Skamandros heimathlicher Vätertrank!
Einst da um dein Gestad wuchs in der Jugend Zeit
froh ich genährt empor;
doch jetzo, werd' ich, scheint es, zukunftkündigend,
umwandern bald Kokytos Strand, und Acherons.

Chor.

Was so verständlich uns hier du und klar gesagt,
erkennte leicht auch jüngrer Sinn.
Allein blutger Schwerdtstreich mir die Brust verletzt,
wie wehvoll du winselst in des Leidens Schmerz,
schreckhaft zu hören mir.

Kassandra.

7. Antistrophe.

O Wehe, Wehgeschick
der in den Staub gesunknen Stadt!
O Heerdenzahl, fromm von des Vaters Hand
einst für der Mauern Schutz reichlich geopfert! Heil
nicht ihm gewährten sie,
daſs nicht die Stadt, wie jetzt sie lieget, stürzete.
Ich aber sinke sterbend bald zum Boden hin.

Chor.

Aehnliches, wie vorher, wiederum sagtest du;
doch welcher Dämon, überschwer
hereinbrechend, heiſst, furchtbar und feindgesinnt,
dich wehklagen düster, wie in Todesnacht?
Wie nur entwirrt sich dies?

Kassandra.

So wird denn nicht aus Schleiern mehr der Seherspruch
verhüllet schauen, gleich der neuvermählten Braut!
der Sonne Morgengruſse wird er, hellumstrahlt,
entgegenschreiten wehend, daſs, wie Wogendrang,
ein gröſsres Unheil, rauschend furchtbar, schlag' ans Licht,
als dieses; denn nicht warne mehr ich räthselvoll.
Ihr sollet wahrhaft zeugen, daſs die Frevelspur,
aufjagend altbegangner That ich wittere.
Denn nie verlässet jener Reigen dieses Dach,
einstimmig, nicht wohlklingend — denn nicht tönt er fromm —
und satt getrunken, ärger frechheitvoll zu glühn,
an Menschenblut, weilt, schwer hinweg zu bannen, drin
das Gastgelag der nah verwandten Erinnyen.

Dem Hause fest gesellt, den Hymnos singen sie,
die erste Unthat, fluchen abscheuvoll zugleich
des Bruders Ehbett, seines Frevlers Untergang.
Verfehlt' ich, oder traf ich, wackrem Schützen gleich?
Bin lügenhaft ich eitle Hausdurchirrerin?
Bezeuget erst mir schwörend, dafs mir wohlbekannt
die alten Gräuelthaten dieses Hauses sind.

Chor.

O! könnte Schwur, ein fester, fromm geknüpfter Bund,
Heilmittel werden! Aber Staunen fasset mich,
dafs, fern genährt du überm Meer, als hättest selbst
du's mitgeschaut, von fremder Sprache Stadt erzählst.

Kassandra.

Der Seher Phoibos setzte diesem Amt mich vor.

Chor.

Ergriffen hatt' auch Liebessehnen ihn, den Gott.

Kassandra.

Dies auszusprechen hielt mich sonst die Schaam zurück.

Chor.

Weil zarter stets der mehr Beglückt', und weichlicher.

Kassandra.

Reizathmend war er übermächtiger Streiter mir.

Chor.

Entblühten auch, nach Sitte, Kinder eurem Bund?

Kassandra.

Nachdem ichs zugesaget, täuscht' ich Loxias.

Chor.

Ergriffen, gottbegeistert, schon von Deuterkunst?

Kassandra.

Weissagend schon den Bürgern all' ihr Jammerloos.

Chor.

Wie aber liefs des Gottes Zorn dich unbestraft?

Kassandra.

Es glaubte niemand nichts mir, seit ich dies verbrach.

Chor.

Uns scheinet wahr verkündend doch dein Seherspruch.

Kassandra.

O weh! o weh! Unglück, o weh!
Schon wieder treibt mich wahrer Zukunftdeutungen
Wut stachelnd um, vortönend unheilvollen Laut.
Erblicket wohl ihr diese Kinder, die das Haus
umlagern, gleich Wahnbildern nichtigen Traumgesichts?
Arglistig hingemordet, als von Freundesarm,
mit ihres eignen Fleisches Mahl die Händ' erfüllt,
und tragend selbst des Eingeweides grause Last
erscheinen dort sie, das der Vater kostete.
Für diese sinnet Rachvergeltung, sag' ich euch
ein feiger Löwe, welcher frech im Bett sich wälzt,
auflaurend, weh! im Hause meinem kehrenden
Gebieter, denn mir ziemet jetzt des Dienstes Joch.
Der Schiffe Oberherrscher, Tilger Ilions,
weiſs nicht, wie dieser Hündin Zunge ihre List
die Rede lang ausspinnend, heitren Angesichts,
vollbringt, verborgner Ate gleich, durch bös Geschick.
Ein Solches waget kühn ein Weib, wird Mörderin
des Mannes. Welch feindselig Ungeheuer nenn'
ich treffend diese? giftge Natter, Skylla fern
in Klippen wohnend, aller Schiffer Untergang,
wutvolle Hades-Mutter, götterfernen Fluch
den Freunden schnaubend? — Wie sie laut frohlockete,
die Allverwegne, jauchzend, als in Siegeskampf!
Erfreuet scheint sie ob der gelungnen Wiederkehr.
Wenn deſs ich nicht dich jetzo überführe — sey's!
Es kommt die Zukunft, Zeuge selbst in Kurzem, wirst
du nennen, mitleidsvoll, mich Wahrheitseherin.

Chor.

Thyestes unglückselig Mahl vom Kinderfleisch
versteh' ich wohl, und schaudr', und Schrecken fasset mich,

es also wahr vernehmend, nicht aus Lug gewebt.
Das Andre hörend, irr' ich ab aus allem Gleis.

Kassandra.

Agamemnons Mordverhängnifs, sag' ich, wirst du schaun.

Chor.

Beschwichtge, Unglückselge, deinen Frevelmund.

Kassandra.

Doch nimmer wird ein Retter diesem Wort erstehn.

Chor.

Nicht wenn's zur That wird; aber nimmermehr gescheh's.

Kassandra.

Du flehest betend, aber jene sinnen Mord.

Chor.

Vollbracht von welchem Manne wird die Jammerthat?

Kassandra.

Weit hast du warlich meinen Seherspruch verfehlt.

Chor.

Wer sey der Thatvollbringer? hab' ich nicht gefafst.

Kassandra.

Und dennoch bin mit Hellas Sprach' ich wohlbekannt.

Chor.

Nicht minder Pytho's Sprüche, dennoch räthselhaft.

Kassandra.

Weh! welche Flamme plötzlich, die mich überströmt!
Apollon, du, Lykeios! wehe, wehe mir!
Sie selbst, die doppelfüfsge Löwin, beigesellt
dem Wolf, da fern der edle Löwe weilete,
wird hin mich, Arme, morden; gleich wie Giftestrank
bereitend, ihrem Groll zu mischen Rach' an mir,
rühmt frevelhaft sie, wetzend ihrem Mann das Schwerdt,
mit Mord für mein Herkommen auch zu lohnen ihm.
Allein warum noch trag' ich dieses Spottgepräng,
den Scepter hier, und meines Halses Seherschmuck?
Dich weihn dem Untergange will vor mir ich hier.

Stürzt hin verderbend! gleiche Gunst vergelt' ich euch.
Bereichert unheilschwanger eine andere!
Es ziehet, schauet! Apollon selbst das Seherkleid
mir aus. Er sah mir also auch frohlockend zu,
als dort in diesem Schmucke, sichtbar feindgesinnt,
die Freunde meiner, wahnverblendet, spotteten —
denn Zauberweib genennet, landdurchstreichendes,
arm, flüchtig, elend, hungersterbend duldet' ich —
er hat, mich, Seher, bildend erst zur Seherin,
mich jetzo diesem Todverhängniſs zugeführt.
Statt väterlichen Altares harret, rauchend bald
von Blut, die Schlachtbank jetzt der Hingewürgeten.
Doch nicht von Göttern ungerochen, sterben wir.
Ein Vergelter kommt, ein andrer, uns auch wiederum,
ein vaterrächend, muttermörderisches Gewächs.
Der jetzt, ein Flüchtling, irret, kehret einst zurück
den Freunden, krönend dieses Stammes Misgeschick.
Denn fest ja ist der Götter groſser Schwur gelobt,
daſs wieder her ihn führt des Vaters Todessturz.
Doch was vor diesem Hause seufz' ich klagend noch?
Nachdem ich einmal also sahe Ilion
erleiden, was sie litt, und die drin weileten,
vom Strafgericht der Götter also heimgesandt;
so werde ich auch gehend dulden jetzt den Tod.
Doch erst noch red' ich diese Hadespforten an:
ich flehe, laſst mich tödtlich meinen Streich empfahn,
daſs, sonder krampfhaft Zucken, rein den Todesstrom
des Bluts vergeudend, schlieſsen dieses Aug' ich kann.

Chor.

O, tief du unglückselges, tief auch wiederum
du weises Weib. Du sprachest lang. Doch wenn gewiſs
den Tod du schauest, warum schreitest mutherfüllt,
du, gottgetriebner Färse gleich, zum Opfertisch?

Kassandra.

Zum Fliehen ist mehr keine Zeit, ihr Fremdlinge.

Chor.

Doch trägt der letzte stets den Preis der Zeit davon.

Kassandra.

Gekommen ist die Stunde, wenig frommet Flucht.

Chor.

Unglücklich macht dich, wiss' es, diese Zuversicht.

Kassandra.

Doch ruhmbekrönt zu sterben, ist dem Menschen süſs.

Chor.

Niemals vernehmen solches Wort die Glücklichen.

Kassandra.

Weh, Vater, dein und deiner edlen Kinder Loos.

Chor.

Was hast du? welch Entsetzen faſst dich abgewandt?

Kassandra.

Weh, weh!

Chor.

Was rufst du weh! wenn Schauder nicht dich bang ergreift?

Kassandra.

Mord hauchen diese Mauern her, bluttriefenden.

Chor.

Wie so vom Opfermahl des Heerdes duftet es?

Kassandra.

Duft ist es, ähnlich jenem, der dem Grab entsteigt.

Chor.

Du rühmest nicht dem Hause Reize Syriens.

Kassandra.

Allein ich gehe, drinnen auch Agamemnons Loos,
und meins zu weinen. Denn genug des Lebens sey's!
Weh, Fremdlinge!
Nicht wie ums Gebüsch der Vogel, jammr' ich, furchtbewegt,
umsonst. Gewähret Zeugniſs deſs der Sterbenden,
wenn mir, dem Weib, zur Rache sinkt in Staub das Weib,

der Mann, der Unheilgatte, fällt für ihn, den Mann.
So ein ins Gastrecht trete jetzt ich, todgeweiht.

Chor.

Du Arme, dein verheiſsnes Sterben schmerzt mich tief.

Kassandra.

Einmal noch will ausgieſsen Trauerklageton
ich über mich. Ich erflehe laut von Helios
beim letzten Strahl des Lichtes! meinen Rächern auch,
daſs meine Feind' und Mörder büſsen meinen Tod,
der Sklavin Tod, den leichten Siegs errungenen.'
O Menschenschicksal! Hoch in Glück Gepriesenes
stürzt leicht ein Schatten; aber nahet Misgeschick,
so tilget bald ein feuchter Schwamm das Bild hinweg.
Weit mehr, als jenes, scheinet dies mir jammernswerth.
(Sie geht in den Pallast.)

---

## 14. Scene.

Chor.

Am Genusse des Glücks nicht sättiget je
sich der Menschen Geschlecht. Von dem reichen Pallast,
den mit Fingern man zeigt, weist keiner es fort:
geh nicht hier ein! ihm gebietend.
Auch diesem zu stürmen verliehn vom Geschick
ward Priamos Stadt;
und er kehret nach Haus, von den Göttern geehrt.
Wenn aber das Blut er der Väter nun büſst,
und den Todten mit Tod, abtragend, die Schuld
zahlt andren verübeten Todes;
welch Irrdischer rühmt, dies hörend, mit stets
harmlosem Geschick sich geboren?

Agamemnon.

(hinter der Scene im Pallast.)

Weh, weh! ich bin getroffen tief von Todesstreich.

1. Greis des Chors.

Schweige! Wer dort klagt verwundet, jammernd über Todes-
streich?

Agamemnon.

(wie oben.)

Weh, weh! getroffen wieder jetzt zum zweitenmal!

2. Greis.

Schon die That vollendet zeiget an des Königs Angstgestöhn.

3. Greis.

Aber laſst zu sichrem Rath uns hier sogleich zusammenstehn!

4. Greis.

Freimüthig will ich meine Meynung sagen euch,
zur Hülf' ins Haus zu rufen rasch der Bürger Schaar.

5. Greis.

Gleich selber einzudringen scheinet besser mir,
die That zu überraschen, kühn das Schwerdt gezückt.

6. Greis.

Theilnehmer gleichfalls dieses Rathes, stimm' ich auch,
daſs hier gehandelt werde. Nicht zu säumen gilt.

7. Greis.

Klar ist's zu schaun. Beginnend spielen also vor,
die kühn bedrohen ihre Stadt mit Herrschgewalt.

8. Greis.

Weil säumig wir; doch die den Ruhm der Zögerung
zu Boden treten, ihnen schlummert nicht die Hand.

9. Greis.

Nicht weiſs ich, welchen Rath ich redend geben soll.
Wer handelt, muſs auch überlegen weiterhin.

10. Greis.

Die gleiche Meynung heg' ich auch; begreife nicht,
wie auferstehen kann der Todte wiederum.

11. Greis.

Und sollen, hin das Leben schleppend, weichen wir
des Hauses Schmachbefleckern, diesen, unterthan?

12. Greis.

Nicht wär' es auszuhalten; besser ist der Tod.
Denn sterben ist ein milder Loos, als Herrschgewalt.

13. Greis.

Und werden, blofs des Angstgestöhns Anzeige nach,
wir hier erahnden ungewifs den Tod des Manns?

14. Greis.

Gegründet mufs auf sichre Kunde seyn der Rath.
Denn Andres ist vermuthen; Andres wissen klar.

Choranführer.

Zusammentreten, dies zu billigen lasset uns:
wie's ist mit Atreus Sohne, deutlich auszuspähn.

---

## 15. Scene.

Chor und Klytämnestra.

Klytämnestra.

Von vielem vorher zeitgemäfs Gesprochenem
das Gegentheil zu sagen, werd' ich nicht mich scheu'n.
Denn wie, begegnend Feinden feindlich, welche Freund'
erscheinen, spinnst Verderben sonst du, netzumstellt,
hochthürmend an, dafs nimmer Rettungssprung befreit?
Mir aber kam seit Jahren unvorherbedacht
nicht dieses alten Zwistes Kampf, wenn zögernd gleich.
Da, wo er hinsank, steh' ich jetzt auf voller That.
Ich macht' es so; denn läugnen werd' ich's nimmermehr,
dafs nicht Entfliehn vom Tode blieb, nicht Gegenwehr.
Erst werf' ich ringsumfahend, fischgarnähnliches,
endlos Gewand ihm über, Unglückskleiderschmuck.
Drauf treff' ich zweimal; zweimal stöhnend sinket er,
die Glieder aufgelöset, hin; dem Gesunkenen
den dritten Streich versetz' ich, dem im Schattenreich,
dem Retter unten, Aïdes, gelobt Geschenk.
So haucht er aus das Leben, fallend hin in Staub,
und von sich schiefsend seiner Schlachtung bittren Strom,

bespritzt mit schwarzen Tropfen blutigen Thaus er mich,
die dies erfreut, wie Kronos Sohnes üppger Süd
die Saaten, wenn fruchtschwanger auf die Kelche schwell'n.
Weil dieses also, Argos Volkes Aelteste,
seyd freudig, wenn's euch freuet; ich frohlocke drob.
Geziemet' Opfersprenge auch bei Leichnamen,
so wäre hier gerecht sie, warlich vollgerecht.
So vielen fluchbeladnen Wehes Becher einst
im Hause füllend, leert er selbst ihn, heimgekehrt.

### Chor.

Wir staunen deiner Zunge frecher Lästerung,
daſs über deinen Gatten solches Wort du rühmst.

### Klytämnestra.

Versucht, als unbesonnen Weib, mich immerhin!
Furchtlos mit sichrem Muthe, daſs ihr's wisset, sprech'
ich's aus vor euch; ob loben, ob ihr's tadeln wollt,
gilt einerlei mir; dieser ist Agamemnon, mein
Gemahl, ein Leichnam, dieser meiner rechten Hand,
gerechter Thatbeginn'rin, Werk. Denn also ist's.

### Chor.

#### Strophe.

Was für ein Gift, o Weib,
was für ein der Erd' eſsbar entstammt,
was für ein meerentspült trinkbares kostetest
du, und erfaſstest Wut so, und des Volkes Fluch?
Du stürztest, schlachtetest;
Doch aus der Stadt verbannt,
bleibst ein Haſs du den Bürgern.

### Klytämnestra.

Mir jetzt bestimmst du ferne Vaterlandesflucht
zu tragen, sammt der Bürger Haſs und Volkesfluch,
entgegen wälzend dessen diesem Manne nichts,
der, gleich des Lammes achtend ihren Untergang,
da wollenreich der Heerde Vlieſse strotzeten,
hinwürgte seine Tochter, mir die theuerste

der Weh'n, zur Sühne wilder Stürme Thrakiens.
Verbannen fern vom Lande muſstest nicht du den
zum Lohn des sündigen Frevels? Doch nun meine That
vernehmend, übst du strenges Recht. Ich sage dir:
du drohest jetzt mir, willig schon erwartenden,
daſs, wenn nun deine Rechte sieget wiederum,
du herrschest; aber füget Zeus das Gegentheil,
wirst spät du lernen weise seyn, gewitziget.

### Chor.

Antistrophe.

Kühn in die Höhe strebst
du, und mit gewaltsamem Sinne; rühmst,
da dir die Brust, an Mord frech sich ergötzend, rast,
daſs dir des Blutes Mahl stets ungerochen glänz'
am Auge; doch beraubt
auch noch der Freunde, muſst
büſsen Mord du mit Morde.

### Klytämnestra.

Und weiter hörst du meiner Schwüre heilig Recht:
bei meines Kindes hoher Rachvollenderin,
Erinnys und Ate, welchen den ich schlachtete,
nicht sorg' ich, daſs einschreite je die Furcht zu mir,
so lange meines Heerdes Flamme zündet an
Aegisthos, fürder auch, wie sonst, mir wohlgesinnt.
Denn dieser ist kein kleiner Schild des Muthes mir.
Gesunken liegt mein, seines Weibs, Beleidiger,
mir Sühne jener Chryseiden vor Ilion,
ihm zugesellt die kampferrungne Seherin,
die Bettgenossin, seine zeichendeutende
getreue Gattin, hergeführt auf gleichem Brett
des Ruderschiffs; doch übten nicht sie's unbestraft.
Denn also er; sie aber, noch nach Schwanes Art,
aufsingend ihrer Todesweise letztes Lied,
liegt, seine Buhl', im Staube da, und bringet mir,
so liegend, Ueberwürze meines Wonngefühls.

### Chor.

1. Strophe.

O, dafs in Eile doch, schmerzunumlagert, und
lang nicht streckend ins Siechbett,
den ewgen Schlaf, nie erweckt, uns bringend,
käm' ein Geschick, da in Staub bezwungen
nun uns der milde Wächter liegt, viel
duldend Unheil von Weibstücke schwer.
Unter Weibtücke gofs den Geist er hin.

2. Strophe.

Weh, Helena, weh, Wahnsinnige du,
die die einzige viel, so viel in den Tod
du der Seelen gestürzet um Troia.
Die gewaltige jetzt . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . .

3. Strophe.

. . . ungetilget befleckte das edle Blut dich.
Zwist war im Hause damals,
schwer dem Gemahl zu besiegend Unheil.

### Klytämnestra.

4. Strophe.

Nicht wünsche das Loos dir des Todes herbei,
hierüber betrübt,
noch zu Helenas Haupt drum kehre den Groll,
dafs Seelen soviel hintilgend allein,
sie, den Danaern einst ein Verderbensgeschick,
nie heilende Leiden bereitet.

### Chor.

1. Antistrophe.

Dämon, der schwer im Haus du, und auf Tantalos
Zwillingsenkel hereinbrichst,

du giebst des Kampfs Preis den gleichgeartet
frevelnden Weibern, mir herzzerspaltend,
und auf dem Leichnam, feindgesinntem
Raben gleich, stehend, stimmt Siegsgesang
wider Recht laut sie rühmend an . . .

### Klytämnestra.

#### 4. Antistrophe.

Jetzt klüglicher hast du verbessert das Wort,
da du dieses Geschlechts
Rachgeist anrufst, den gewaltigen, laut.
Denn stammend von ihm, nährt ewig der Bauch
blutleckende Gier; das vergossene Blut
raucht noch; schon strömet das neue.

### Chor.

#### 5. Strophe.

Einen gewaltigen, Blut
triefenden grollenden Hymnos tönst du,
weh! weh! dem Pallaste, preisend,
nimmer endenden Unheils,
ha weh! ha weh! o Zeus, durch dich,
der Alles schafft, der Alles fügt!
Denn was geschieht den Menschen ohne Zeus Macht?
Was je ist ungefügt von Göttern?

#### 6. Strophe.

Weh, weh! Weh, weh!
O du Fürst, o du Fürst! wie wein' ich dich recht?
Was sag' ich aus freundlicher Seele?
In der Spinne Gespinnst dort liegst du, verhauchst,
gottlos da gemordet das Leben.

#### 7. Strophe.

Weh, weh, hinsankst unwürdigen Falls besiegt
du von ränkevollem Tod
nah mit dem Schwerdte, dem doppelschneid'gen.

### Klytämnestra.

8. Strophe.

. . . . . .
. . . . . .
Vollführet von mir sey, rühmst du, die That;
doch nenne dabei
nicht auch mich zugleich Agamemnons Gemahl.
In des Weibes des Manns, des erschlagnen, Gestalt
straft ihn des Atreus rachsinnender Geist,
des Verzehrers der Kost bluttriefenden Mahls,
hinopfernd im Groll
den Erwachsnen, gesellet den Knaben.

### Chor.

5. Antistrophe.

Dafs du des Mords schuldlos
seyst, des verübeten, wer bezeugt es?
Wie? Wie? doch vom Vater her schon
half vielleicht dir der Dämon.
Gewaltsam fortgetrieben stets
von Strömen gleich entstammten Bluts,
wird, wo er geht, sie neu der schwarze Ares
des Blutmahles Entsetzen geuden.

6. Antistrophe.

Weh, weh! Weh, weh!
O du Fürst, o du Fürst! wie wein' ich dich recht?
Was sag' ich aus freundlicher Seele?
In der Spinne Gespinnst dort liegst du, verhauchst
gottlos da gemordet, das Leben.

7. Antistrophe.

Weh, weh! hinsankst unwürdigen Falls besiegt
du von ränkevollem Tod
nah mit dem Schwerdte, dem doppelschneid'gen.

### Klytämnestra.

8. Antistrophe.

Unwürdiger Tod nicht, dünket mich, ward
hier diesem zu Theil.

Denn spann er zuerst des Verderbens Betrug
nicht an im Pallast?
Nicht mög' ob dem Kind, das, ein Sprössling, an ihm
mir erwuchs, viel, Iphigeneia, umweint,
da Verdientes er that, da Verdientes er litt,
mehr brüsten er laut sich im Hades mit Ruhm
mit dem tilgenden Schwerdt
abbüſsend, was selbst er begonnen.

### Chor.

9. Strophe.

Des sichren Raths Bahn verlierend, schwank' ich,
wie die geschäftge Sorgfalt
ich wenden soll jetzt, da hin das Haus stürzt.
Des Regens Guſs fürcht' ich, hauserschütternden,
den blutgen; denn nicht enttröpfelt Thau mehr.
Zu andren Unheilthaten wetzt das Schwerdt des Rechts
das Schicksal neu an andrem Wetzstein.

2. Antistrophe.

Weh, Erde! o Erd'! ach! hätt'st mich empfahn
du, eh' diesen gestreckt in des Silbergeschirrs
staubniedrigem Bett ich erblickte!
Wer gräbt ihm das Grab? wer trauert ihm nach?
Wirst dieses zu thun du wagen, die selbst
hinwürgtest den Mann? aufjammernd in Weh
für die furchtbare That ungünstige Gunst
gottlos darbringen dem Schatten?

3. Antistrophe.

Was für ein Grabesgesang um den Göttergleichen
wird, aus in Thränen brechend,
in des Gemüths Wahrheit, preisend, trauern?

### Klytämnestra.

10. Strophe.

Nicht dir es geziemt, von der Sorge darob
nun zu reden. Von uns starb, sank er dahin,
und bestatten zur Gruft

auch werden ihn wir, nicht klagend im Haus;
. . . . . . .
. . . . . .
doch Iphigeneia, die Tochter, ihn wird,
wie dem Vater gebührt,
ihm begegnend mit freundlichem Grufs an des Wehs
schnellrauschender Furth
da mit liebenden Armen umschlingen.

## Chor.

9. Antistrophe.

So kommt jetzt diese Schmach für Schmach auch.
Schwer zu entscheiden ist dies.
Den Tilger tilgt Tod; es büfst der Mörder,
so lange Zeus waltend bleibet, bleibt es fest:
es leidet, wer übte. Wer verbannt leicht,
mit Fluch bedroht, des Hauses ächt entsprofsnes Kind?
Unlösbar haftet Blutsverwandtschaft.

## Klytämnestra.

10. Antistrophe.

Wohl wahrhaft hast du gesprochen das Wort
jetzt. Aber ich will
gern Plisthenes Stamms Rachdämon mit Schwur
zusagen, nun dies zu erdulden, wie schwer
zu ertragen es ist, wenn künftig er fern
vom Pallaste nur weicht, dafs ein andres Geschlecht
er vertilge mit selbst hinwürgendem Mord.
Wird wenig mir auch
von der Habe zu Theil, reicht Alles mir hin,
nur des Wechselgemords
Wahnsinn aus dem Hause verbannend.

## 16. Scene.

Die Vorigen und Aegisthos.

Aegisthos.

O, freudig Licht des Tags, des Rechtgewährenden!
Wohl sag' ich jetzt, daſs Rächer droben den Sterblichen,
die Götter schau'n auf dieser Erde Weh herab,
im dichtgewebten Schleier hier der Erinnyen,
zur Freude mir, gesunken sehend diesen Mann,
den listgen Frevel büſsen schwer der Vaterhand.
Denn dieses Vater, Herrscher unsres Landes einst,
Atreus, vertrieb Thyestes, meinen Vater, ihn,
den leiblich eignen Bruder, daſs ihr's klar vernehmt,
um Recht der Herrschaft streitend, fern von Stadt und Haus.
Und Schutz am Heerd erflehend heimgekehrt, erlangt
Thyestes, unglückselig duldend, Sicherheit,
daſs nicht mit Blut die Vatererd' er tünchete,
Allein zum Bürgergastgeschenk bereitete
Atreus, der Vater dieses, meinem Vater hier,
vorgebend gottlos Festesfeier, eifrig mehr,
als freundgesinnet, seiner Kinder Fleisch zum Mahl.
Der Füſs' und Hände äuſsre Stücke, gliederreich,
. . . . . . . . . . . . . . . . .
das Kleingeschnittne oben, sitzend Mann an Mann.
Unkundig nehmend gleich das nicht Erkennbare,
verzehrt er Unheilspeise, siehst du, diesem Stamm.
Doch als er endlich inne wird der Greuelthat,
seufzt tief er auf, sinkt nieder, speiend aus den Mord,
und wünschet den Pelopiden grausen Untergang,
des Mahls Entweihung liefernd laut gerechtem Fluch:
umkommen also möge Plisthenes ganzes Haus!
Darum nun kannst du diesen hier gestürzet sehn,
und ich mit Recht bin's, der den Mord ihm webete.
Denn ich, zu zehn der dritte, ward verbannt von ihm,
sammt meinem Unglücksvater, klein in Windeln noch.

Doch her mich führt' erwachsen wiederum das Recht,
und weilend fern vom Vaterlande, knüpft' ich an
schon diesem Mann den ganzen Rath des Misgeschicks.
So scheinet selbst zu sterben schön und herrlich mir,
gefangen sehend diesen hier im Garn des Rechts.

### Chor.

Aegisthos, Höhnen ziemet nicht bei Frevelthat.
. . . . . . . . . . .
Doch wenn du sagst, dafs den mit Fleifs du tödtetest,
des jammervollen Mordes Rath allein entwarfst,
so, meyn' ich, wird entkommen nicht im Volksgericht
dein Haupt, vernimm es, fluchbeladner Steinigung.

### Aegisthos.

Du drohest dies, du, der der Ruder unterstes
führst, da das Schiff regieren, die am Steuer sind?
Als Greis noch wirst du lernen weise seyn, den Spruch
erkennend, dafs gewitzigt schwer das Alter wird.
Doch auch das Alter bessern harte Hungerschmach
und Fesseln, starren Sinnes ausgesuchteste
Lehrmeisterinnen. Siehst du sehend nicht das klar?
Leck nicht dem Stachel entgegen, unheilbringend dir.

### Chor.

Du Weib, daheim den eben Wiederkehrenden
vom Kampfe schlau auflauernd, hast sein Bett zugleich
befleckt, und Mord dem Schaarenführer ausgedacht?

### Aegisthos.

Auch diese Worte werden Grund der Thränen dir.
Entgegen Orpheus Zunge ist die deinige.
Er zog entzückend Alles seiner Stimme nach,
du aber, kraftlos bellend, bist verhafst, und wirst
gezogen, aber zahmer wirst besiegt du seyn.

### Chor.

Und du nun willst mir Herrscher seyn des Argeiervolks,
der nicht du, sinnend diesem Manne Meuchelmord,
mit eigner Hand zu üben, hast die That gewagt?

Aegisthos.

Des Truges List fiel offenbar dem Weibe heim.
Ich war verdächtig, lange schon als Feind bekannt.
. . . . . . . . . . .
Mit dieses Mannes Schätzen jetzt versuch' ich dreist
die Bürgerherrschaft. Wer da künftig nicht gehorcht,
fühlt meine Geiſsel, nicht ein kräftig ziehendes,
von Gerste sattes Füllen mehr, denn Finsterniſs
gesellter, bittrer Hunger wird bald zahm ihn sehn.

Chor.

Warum in ſeiger Seele hast du diesen Mann
nicht selber hingemordet? hat ihn hier das Weib,
des Lands, und unsrer vaterländischen Götter Schmach,
erwürgt? Es schaut Orestes wohl noch wo das Licht?
daſs jetzt ins Haus er heilbegleitet wiederkehr',
und Mörder diesen beiden werde, siegbekrönt!

Aegisthos.

Da du wagest so zu handeln, so zu sprechen, wirst du sehn.

Chor.

Auf! o wackre Kriegsgenossen, nicht entfernt ist mehr der Kampf.

Aegisthos.

. . . . . . . . . . .

Chor.

Auf! die Hand am Schwerdt! es halte jeder jetzt sich wohl bereit.

Aegisthos.

Ja! die Hand am Schwerdte, scheu' auch ich das Loos des Todes nicht.

Chor.

Uns erwünscht nennst deinen Tod du; mag das Glück entscheiden nur!

Klytämnestra.

Laſs uns stiften neues Leid nicht, o der Männer theuerster!
Schon zu mähen dieses Viele, bleibet Ernte jammervoll.

Auch genug ja ward des Unheils, fliefset jetzt gleich nicht uns Blut.
Aber geht, o Greise, heim jetzt in die beschiedenen Wohnungen,
ehe, wer gefehlet, leidet. Was wir thaten, mufste seyn.
Hätten nicht genug wir Mühsal, mehr verlangend, wollen wir
von des Gottes schwerem Zorn sie nehmen, wehevoll erfafst.
Dieses ist des Weibes Rede, wenn Gehör ihr einer leiht.

Aegisthos.

Aber dafs der eitlen Zunge jetzt sie straflos so sich freun,
dafs sie, kühn ihr Glück versuchend, wagen solche Schmähungen,
aller Klugheit Mafs vergessen, dies den Herrscher . . .

Chor.

Nicht Argeiersitte wär' es, schmeicheln einem Bösewicht.

Aegisthos.

Noch in späten Tagen wirst du schwer von meiner Rach' ereilt.

Chor.

Nicht, wofern Orestes Schritte lenkt der Gott hieher zurück.

Aegisthos.

Ja! ich weifs, Verbannte weiden leer sich noch an Hoffnungen.

Chor.

Wüte, prasse, schände jedes Recht, so lang es frei dir steht.

Aegisthos.

Wisse, schwer mir büfsen sollst du diese Unbesonnenheit.

Chor.

Prahle muthvoll gleich dem Hahne, feig der Henne beigesellt.

Klytämnestra.

Wolle nicht auf dieses eitle Schwatzen achten! Ich und du
werden, dieses Haus beherrschend, ordnen bald dies wiederum.

Die Kritik hat überall drey Perioden. Anfangs, bey noch beschränkter und mangelhafter Kenntniſs ihres Stoffes, begnügt sie sich, bloſs offenbare und ausgemachte Fehler wegzuschaffen. Später, wenn bey zunehmender Bekanntschaft mit demselben sich immer mannigfaltigere Zweifel und immer verwickeltere Fragen hervorthun, wird nach und nach alles unsicher und problematisch, und neben einigem unrichtigen, das verbessert wird, wird mehr noch richtiges verdorben. Endlich erst, wenn das verworrene geordnet, das schwankende bestimmt worden, und so die Kenntniſs des Stoffes ihrer Vollendung näher rückt, wird das bisherige Verfahren als Vermessenheit erkannt, und es entsteht die Einsicht, daſs ungleich wenigeres in den Schriften der Alten einer Verbesserung, als einer verständigen Erklärung bedarf; und nur erst, wenn die Kritik das verdorbene von dem unverdorbenen unterscheiden gelernt hat, ist sie daran, ihr Ziel zu erreichen. Die Kritik der Griechischen Tragiker, und vornehmlich des Aeschylus, ist bisher bloſs in jener mittlern Periode stehen geblieben, wie, namentlich in dem Agamemnon, noch die neuesten Versuche zeigen. Deshalb konnte bei einer Uebersetzung, die nicht bloſs einen unbestimmten schwankenden Schatten des Urbilds darstellen sollte, keine der neuern Recensionen zum Grunde gelegt werden, sondern es wurde im Ganzen der aus der Stephanischen Ausgabe in die Ausgaben von Canter, Stanley, und Pauw aufgenommene, und in der Glasgauer Ausgabe am bescheidensten berichtigte Text gewählt. Wie die Versmaaſse bestimmt worden, wird jeder, da dieselben treu in der Uebersetzung wiedergegeben sind, wenn ihm die erforderliche Kenntniſs der Metrik nicht abgeht, durch Abtheilung des Textes nach demselben Maaſsstabe mit leichter Mühe selbst finden. Eben so wird, welche von hinlänglich bekannten Lesarten oder Verbesserungen befolgt sind, dieſs aus der Uebersetzung selbst erhellen. Nur die noch nicht, oder nicht allgemein bekannten Umänderungen der Lesart, welche auf den Sinn oder das Versmaaſs bedeutendern Einfluſs haben, und nicht sogleich aus der Uebersetzung selbst zu erkennen sind, werden in den folgenden Anmerkungen kürzlich angezeigt. — Die Verszahlen richten sich nach der Uebersetzung.

V. 22. Der Ausruf ἰοῦ ἰοῦ, der den 25. Vers ausmachte, ist hierher gesetzt worden.

76. ἀνάσσων.

102. φροντίδ' ἄπληστον τῆς θυμοβόρου φρένα λύπης.

130. ἄγα.

139. δρόσοις ἀέπτοις.

145. ἐχενῆδας.

160. εἰ τὸ μάταν.

178. οὐδὲν ἂν λέξαι.

213. τόθεν τὸ παντότολμον φρονεῖν μετέγνω. βροτοὺς θρασύνει γὰρ αἰσχρόμητις u. s. w.

236. κατ' ἀνδρῶνας εὐτραπέζους ἔμιχθεν.

Die folgenden Verse, 236 — 239 beziehen sich auf die Bereitwilligkeit der Iphigenia zu sterben, um dem Vater Ruhm vor Troja zu bewirken. Vielleicht ist Ἅιδᾳ, „durch ihren Tod," statt αὐδᾷ zu lesen.

244. τὸ προκλύειν δ' ἤλυσιν προχαιρέτω.

246. σύναρθρον αὐγαῖς.

330. ὡς δὲ δαίμονες.

343. τήνδ' ὄνησιν.

362. ἔπραξεν, ὡς ἔκρανεν. Das erstere ὡς weg.

366. πέφανται δ' ἐγγόνοις ἀτόλμητον Ἄρη πνεόντων μεῖζον ἢ δικαίως, φλεόντων δωμάτων ὑπέρφευ· ὅπερ τὸ βέλτιστον.

398. πολλά.

402. vermuthlich: πάρεστι σιγάς, (so viel als σιγηλὸς) ἄτιμος, ἀλοίδορος, ἄλῃστος ἀφεμένων, ἰδεῖν.

412. vermuthlich πάρεισιν δόκαι.

433. γεμίζον λέβητας εὐθέτους. In der Antistrophe οὖν weg.

703. οὕτως ἀνήρ.

721. οὖν hier weg, so wie in der Antistrophe τοῖς.

746. εὖτ' ἂν für ὅταν.

747. νεαροφαῆ σκότον, δαίμονα τε τὰν ἄμαχον, ἀπόλεμον, ἀνίερον, θράσος μελαίνας μελάθροισιν Ἄτας, εἰδομέναν τοκεῦσιν.

756. ὅσια προσέβαλε, δύναμιν u. s. w.

769. νυκτὶ δὲ χαίρουσιν ὁμοιοπρεπεῖς.

958. vermuthlich: χρόνος δ' ἐπὶ πρυμνησίων ξυνεμβολαῖς ψαμμίας ἑκάτας παρήβασεν.

980. ἀνδρὸς ἔπαισε . . . .

. . . . ἄφαντον ἕρμα.

997. Ζεὺς ἂν αὐτ' ἔπαυσεν ἐπ' ἀβλαβείᾳ.

1082. προτείνει δὲ χεὶρ ἐκ χειρὸς ὀρέγματα.

1094. ἅτε γᾷ δορὶ πτώσιμος ξυναντεῖ βίου δύντος αὐγαῖς.

1105. κακῶν γὰρ διαὶ πολυεπεῖς τέχναι θεσπιῳδοὶ φόβον φέρουσιν μαθεῖν.

1119. περιβάλοντο οἱ πτεροφόρον δέμας γάρ.

1138. μινυρὰ θρευμένας, ohne κακά.

1148. Das zweite καὶ weg.

1163. κῶμος ἐν δόμοις μένει, δύςπεμπτος ἔξω, ξυγγόνων Ἐριννύων.

1172. Das Komma nach πόλιν weg.

1176—1179. zeigt schon die Uebersetzung an, wie die Verse zu versetzen sind.

1235. ἐνθήσειν κότῳ ἐπεύχεται, θήγουσα u. s. w.

1245. καταγελωμένην μέγα φίλων ὑπ᾽ ἐχθρῶν οὐ διχοῤῥόπως μάτην —

1258. Der weiter unten in den Ausgaben an einer unrechten Stelle stehende Vers gehört hierher:

ὀμώμοται γὰρ ὅρκος ἐκ θεῶν μέγας,
ἄξειν νιν ὑπτίασμα κειμένου πατρός

1277. 1278. Die Verse sind, wie die Uebersetzung zeigt, umzustellen.

1290. οὔτοι δυσοίζω, θάμνον ὡς ὄρνις, φόβῳ ἄλλως.

1296. ῥύσιον θρῆνον.

1299. ἐμοῦ δούλης θανούσης u. s. w.

1307. οὔτις ἀπειπὼν εἴργει μελάθρων, μηκέτ᾽ ἐςέλθῃς τάδε, φωνῶν.

1314. ποινὰς θανάτων ἐπικραίνει.

1330. τῆς μελλοῦς κλέος πεδοῖ πατοῦντες, zum Theil aus dem Trypho von den Tropen.

1366. γανᾷ σπορητός.

1370. τάδ᾽ ἂν δικαίως ἦν, ὑπερδίκως μὲν οὖν.

1383. ῥυτᾶς.

1386. ἀπόπολις.

1404. λίπος ἐπ᾽ ὀμμάτων αἵματος ἐμπρέπειν ἄτιετον· ἔτι [σε] χρὴ u. s. w.

1426. In den folgenden Strophen, die zusammen ein regelmäſsig geordnetes System bilden, sind die Lücken des Textes in der Uebersetzung angedeutet.

1433. παράνους.

1450. ὃς ἐμπιτνεῖς δώμασι καὶ διφυίοισι Ταντα λίδαισιν, κράτος τ᾽ ἰσόψυχον ἐκ γυναικῶν καρδιόδηκτον ἐμοὶ κρατύνεις.

1464. Vielleicht, ἦ μέγαν οἴκοις τοῖσδ᾽ αἵμονα u. s. w.

1496. πάχνᾳ.

1509. Wahrscheinlich, ἀλλ᾽ ἐμὸν ἐκ τοῦδ᾽ ἔρνος ἀερθὲν τῆς πολυκλαύτης Ἰφιγενείας, ἄξια δράσας, ἄξια πάσχων, d. i. ἄξια ἀξίων δραμάτων πάσχων.

1520. *δίκην δ' ἐπ' ἄλλο πρᾶγμα θηγάνει βλάβης* u. s. w.

1548. *θέσμιον γὰρ τίς ἂν γονὰν ἀραῖον ἐκβάλοι δόμων; κεκόλληται γένος πρὸς ἄψη.*

1551. *ἐνέβης.*

1574. *πέδον. ἀστοξένια δὲ* u. s. w.

1580. *εὔθρυπτ' ἄνωθεν.*

1606. *τὸ τηλικούτῳ σωφρονεῖν εἰρημένον.*

1644. Vermuthlich, *πημονῆς δ' ἅλις γ' ὑπάρχει μηδὲν ἡματωμένοις.*

1646. Wahrscheinlich, *πρὶν παθεῖν ἔρξαντ' ἄκαιρα.*

G. Hermann.

# Die Eumeniden.

Ein Chor aus dem Griechischen des Aeschylos.

---

## Vorerinnerung.

Die Chöre der dramatischen Dichter der Griechen gehören nicht nur an sich zu den schätzbarsten Ueberresten der Dichtkunst, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen sind; sondern ihr Studium ist auch unumgänglich nothwendig, um die Griechische Lyrische Poesie in ihrem ganzen Umfange zu übersehen. Es hat mir daher immer wünschenswerth geschienen, diese Stücke vollständig zu sammeln, und, zugleich von Deutschen metrischen Uebersetzungen begleitet, besonders herauszugeben: um auf diese Weise das Studium sowohl der Verwandtschaft dieser Gattung der Poesie mit den übrigen lyrischen, als auch ihrer eigenthümlichen Verschiedenheiten, zu erleichtern; da sie itzt nur zerstreuet, und mit einer auf das ganze Stück, dem sie einverleibt sind, vertheilten Aufmerksamkeit gelesen zu werden pflegen.

Der — wenn gleich weiter hinausgeschobene — Plan, mit der Zeit selbst einmal eine solche Sammlung zu veranstalten, hat einige Versuche von Uebersetzungen bei mir hervorgebracht; und ich theile davon gerade gegenwärtigen Chor aus den Eumeniden des Aeschylos (im Original

V. 299—399) mit, weil er — vereint mit einem zweiten (V. 493—568), den ich vielleicht ein anderes mal zu liefern Gelegenheit habe — eine der wichtigsten Ideen des Griechischen religiösen Glaubens: die Bestrafung des Lasters durch eigne dazu bestimmte Gottheiten, sehr ausführlich behandelt. Diese Idee vollständig auseinander zu setzen; und, so viel es geschehen kann, sorgfältig zu unterscheiden: wieviel darin wirklicher Volksglaube war, und was allein auf die Behandlung der Dichter zu rechnen ist? müfste ein, nicht allein an sich, sondern auch zu Vergleichungen mit den Meinungen andrer Nationen und Zeiten, interessantes Geschäft sein. Allein, da freilich die Materialien hierzu aus dem gesammten Alterthum geschöpft werden müfsten; so erlaubt dies mein gegenwärtiger Endzweck nicht.

Bemerken mufs ich nur noch, dafs das hier gelieferte Stück mir zugleich darum in ästhetischer Rücksicht äufserst merkwürdig scheint, weil es ein vortreffliches Muster an die Hand giebt: wie der Dichter Gegenstände behandeln soll, deren schauderhafte Gröfse leicht empören und zurückschrecken kann? Die gränzenlose Rachbegierde der Eumeniden, ihr vollkommener Mangel an allem theilnehmenden Mitgefühl mit den Leiden des Schuldigen, könnte nicht anders als das sittliche Gefühl jedes sanftgesinnten Menschen beleidigen: wenn nicht der Dichter durch die erhabenen Ideen des ehrwürdigen Alters dieser furchtbaren Gottheiten; des ihnen vom Schicksal selbst übertragenen Amtes, die Menschen im Zaum zu halten, und die Götter — diese ewig glücklichen, leicht lebenden Wesen — eines verhafsten Geschäfts zu überheben; der unerbittlichen Nothwendigkeit, für Böses Böses zu leiden; des Abscheues jener Rachgottheiten gegen das Verbrechen; und ihres Eifers durch ihren strengen Ernst und die Qualen des Verbrechers die

Unschuld zu sichern — auf der andern Seite jenem üblen Eindrucke entgegen gearbeitet hätte. Allein, hier kam ihm auch der Volksglaube gar sehr zu Statten. Denn, Verführung zum Bösen, und hämische Schadenfreude an dem wirklich begangenen, war den Erinnyen der Griechen gänzlich fremd.

Mich über die Einwürfe zu erklären, welche der Kenner des Originals gegen die Uebersetzung einer oder der andern schwierigen Stelle etwa machen könnte, findet sich vielleicht ein andermal eine schickliche Gelegenheit.

* * *

(Orest ist den schlafenden Eumeniden, die ihn wegen der Ermordung der Klytämnestra verfolgen, entflohen; und hat sich in Athenens Tempel geflüchtet. Sie eilen ihm nach, und finden ihn. Die Scene ist im Tempel.)

Die Eumeniden.

Nicht Apollon, nicht Athenens Kraft vermag Dich zu retten, dafs Du nicht verlassen dahinirrest, je wieder erfahrest, wo in der Seele die Freude weilt, nicht zum Schatten werdest, zum blutlosen Raube der unterirdischen Götter! . . . Du antwortest nichts, und verschmähst unsre Worte; Du uns aufbewahrtes, uns geweihtes Opfer? Lebend, nicht geschlachtet am Altar, wirst Du uns nähren! — Vernimm diesen Hymnos, über Deinen Banden gesungen.

Auf nun, und schlinget den Reigen!
Lasset ertönen
Den grausen Gesang!
Singt, wie den Sterblichen
Unsre Schaar des Schicksals Loose vertheilt:
Wie sie, strenges Recht zu üben, sich freut!
Denn, wer in schuldloser Reinheit
Seine Hände bewahret,
Den besucht nie unser Zorn;

Fern von Unglück durchwallt er das Leben.
Aber, wer, wie Dieser, frevelnd
Hände des Mordes birgt;
Dem gesellen wir uns rächend bei,
Zeugen wahrhaft den Erschlagenen gegen ihn,
Fordern von ihm das vergossene Blut.

Strophe I.

Mutter, die Du uns gebarest,
Nacht den Schauenden und Blinden,
Mutter, höre die Erinnyen!
Unsre Ehre schmälert Leto's Sohn;
Reifst aus unsrer Hand den Flüchtling,
Den des Muttermordes Frevel
Unserm Rächerarm geeignet.
Ueber dem geweihten Opfer
Sei dies unser Lied! Sinneraubend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnos der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend.

Antistrophe I.

Denn des Schicksals Richterausspruch
Gab zum sichern Eigenthume
Dieses Loos uns. Wessen Frevlerarm
Mordend unschuldvolles Blut verspritzt,
Dem zu folgen, bis er zu den
Schatten walle. Aber sterbend
Wird er nicht der Banden ledig.
Ueber dem geweihten Opfer
Sei dies unser Lied! Sinneraubend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnos der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend.

Strophe 2.

Seit die Mutter uns geboren,
Ward dies Loos uns zugetheilet.
Aber den Unsterblichen
Darf sich unsre Hand nicht nahn.
Kein Genosse theilt mit uns das Mahl.
Weifser Schleier reinen Schimmer
Müssen ewig wir entbehren.
Denn wir lieben der Geschlechte Sturz,
Wo ein Zwist, im Schoofs des Friedens,
Feinde mordet; da verfolgen
Wir den allgewaltgen Frevler,
Und vertilgen ihn vergeltend
Ob dem frisch vergossnen Blute.

Antistrophe 2.

Sorgsam eilen wir, Kronion
Dieser Bürde zu entladen;
Dafs, durch unsre Wachsamkeit,
Fern der Chor der Seligen
Von des Strafgerichtes Schwelle sei.
Denn es würdigt seines Anblicks
Zeus nicht dieses blutbespritzte,
Dieses hassenswürdige Gezücht.
Schwingt sich hoch auch in des Aethers
Glanz der Stolz der Menschen; sonder
Ehre schmilzt er bei den Schatten,
Hin von unserm schwarzen Zuge,
Unsers Fufses blutgem Tanze.

Epodos.

Plötzlich aus der Höhe stürzend,
Hemmen wir des flüchtgen
Bösewichts unsichern Schritt.
Unter seiner Unthat Bürde
Wankt im irren Lauf sein Fufs.

Und er sinkt; und sieht es
In des Wahnsinns Irrthum nicht.
So umhüllt mit Blindheit ihn der Frevel,
Da des Unglücks tiefes Dunkel seinem
Hause das Gerücht entgegenstöhnt.

Strophe 3.

Denn er weilt dort. Aber, immer
Rüstig, nimmer fehlend, jedes
Frevels ewig rächend eingedenk,
Schwer den Sterblichen versöhnbar,
Folgen wir mit sonnenscheuer Fackel
Fern vom Sitz der Seligen getrennt,
Unsers Schicksals grausem Loos' auf
Pfaden, Schauenden und Blinden gleich unwegsam.

Antistrophe 3.

Wen der Sterblichen ergreift nicht
Zittern? wen nicht banges Grausen?
Hört er unsre Rechte, vom Geschick
Und den Göttern unverbrüchlich
Uns verliehen? Alt und hehr ist unsre
Würde, und Verehrung fehlt uns nie;
Ist gleich in der Erde Schoofse
Unsre Wohnung, und in sonnefernem Dunkel!

## Sokrates und Platon
über
## die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit.

---

Untersuchungen über das Daseyn Gottes, und über die Wahrheiten der natürlichen Religion überhaupt scheinen der Lieblingsgegenstand der Philosophie unsrer Zeit geworden zu seyn. Man hat diejenigen Theile der Philosophie verlassen, die, ohne auf brauchbare Resultate für das praktische Leben zu führen, nur dem Scharfsinn einige Nahrung versprachen; man hat die Gränzen des menschlichen Verstandes näher bestimmt, und Fragen, die aufser demselben zu liegen scheinen, und nur durch ungewisse Muthmafsungen beantwortet werden können, lieber unerörtert gelassen. Wenn man vormals alle Künste der Dialektik aufbot, um irgend eine Hypothese mit neuen Gründen zu unterstützen; so hat man jetzt alle Kräfte der Vernunft angewandt, um Wahrheiten in ein helleres Licht zu setzen, von denen nicht blofs die Glückseligkeit des einzelnen Menschen, von denen die Ruhe ganzer Staaten abhängt. Aber man ist verschiedene Wege eingeschlagen. Einige haben strenge Demonstrationen gefordert, haben die Blöfsen der bisherigen Beweisgründe mit kühner Hand aufgedeckt, und sich in die dunkelsten Tiefen der Metaphysik gewagt, um dort neue, unumstöfsliche zu finden. Andre haben jene

Wahrheiten mehr dem geraden Menschenverstande empfohlen, zufrieden, wenn der uneingenommene Wahrheitsfreund sie überzeugend fände, doch unbekümmert, ob ein spitzfündiger Kopf noch Zweifel dagegen erregen konnte. Beide Methoden haben ihren unstreitigen Werth. Man muſs, wenn es möglich ist, Beweise haben, die jedem Einwurf, die jedem Zweifel Trotz bieten; aber sie allein, was werden sie wirken? Sie gleichen einem Feuer, das leuchtet, ohne zu erwärmen; und wenn sie Ueberzeugung hervorbringen: ist diese Ueberzeugung darum die fruchtbare Mutter edler Gesinnungen und Thaten? Jene andern hingegen beleben das Herz, daſs es, von den Wahrheiten der natürlichen Religion durchdrungen, die Pflicht jedes Verhältnisses williger erfüllt, jeden Schmerz des Lebens leichter trägt, jede Freude höher empfindet. Denn gewiſs ist es nur das Eigenthum weniger Edlen, in dem bloſsen Anschaun ihrer eigenen Güte, und der Vollkommenheit des Ganzen glücklich zu seyn.

Wenn etwas unserm Zeitalter Ehre bringt, wenn etwas seine gröſsere Aufklärung bewährt; so ist es vielleicht eben diese Richtung unsrer Philosophie, von der ich rede. Denn was heiſst Aufklärung des Zeitalters, wenn nicht allgemeiner verarbeitete, vorurtheilfreye Schätzung der Dinge, auf denen in jedem Verhältniſs das Glück des denkenden Geistes beruht, wenn nicht die glücklichere Wahl der Mittel zu Erreichung dieses Zwecks, wenn nicht die muthvollere Bekämpfung der Hindernisse, die diesem Zweck entgegen sind? Anders den Begriff der Aufklärung bestimmt, und Licht und Finsterniſs, und fruchtbare Weisheit und todte Gelehrsamkeit, alles ist Eins.

Dennoch ist wiederum unleugbar, daſs auch eben jetzt viele sich weit von dem Wege der Vernunft und der ächten Weisheit entfernen. Diese scheinen sich vorzüglich

auf zwei ganz entgegengesetzte Abwege zu verirren. Die einen stürzen nicht bloſs die Beweisgründe um, worauf die Philosophie bisher die Wahrheiten der natürlichen Religion baute, sie leugnen diese Wahrheiten selbst, oder machen sie wenigstens durch Sophistereien von mancherlei Art so zweifelhaft und ungewiſs, daſs sie alles das Ermunternde und Beruhigende verlieren, was sie den Weisen aller Zeiten so schätzbar und ehrwürdig machte. Gehn sie vielleicht seit kurzem eine andre Bahn, folgen sie nicht mehr, blind gehorsam, den Pfaden Epikurs, und seines Nachahmers Lukrez, und sind auch ihnen gedankenloses Ungefähr, und bildende Natur nur leere Schälle, ohne Sinn; so leihen sie dafür jetzt die Waffen der spitzfündigsten Metaphysik; so erschüttern sie die Gewiſsheit aller menschlichen Erkenntniſs bis in ihre ersten Grundfesten; so lassen sie zwar der menschlichen Vernunft die Nothwendigkeit, dieſs für Wahrheit zu halten. Aber wenn sie fragen: ob es auch Wahrheit sey? — führen sie uns dann nicht durch diesen höchsten Grad des Skepticismus zu eben dem Resultate als ihre Vorgänger? Die andern hingegen nehmen zwar die Wahrheiten der Religion an, aber sie sprechen der Vernunft die Fähigkeit ab, sie beweisen zu können; sie wollen nicht räsonniren, sie wollen glauben; nicht denken, sondern empfinden. Denn dieſs, dünkt mich, sind die charakteristischen Kenntnisse der Schwärmer, von denen unser Zeitalter uns nur zu viele Beispiele aufstellt. Was Wunder, wenn man auf einem solchen Wege leicht ausgleitet? Wer der kalten Vernunft folgt, hat einen sichern Führer, hat feste Regeln, die ihn bald erinnern, wenn er sich vielleicht einmal vom Wege der Wahrheit entfernt. Aber wer führt uns, wenn wir uns bloſs dunklen Gefühlen, Ahndungen, Träumen überlassen? wer bewahrt uns dann vor Glauben an Visionen, an Prophezeiungen, und Wunder-

kuren, und vor jeder andern Verirrung des menschlichen Verstandes?

Gleichzeitige Erscheinungen von so ganz verschiedener Natur haben in der That etwas Befremdendes. Es scheint sonderbar, den blindesten Glauben neben der erklärtesten Zweifelsucht zu sehn. Dennoch ist diefs Phänomen in der Geschichte des menschlichen Verstandes nicht selten, so wenig selten, als bei dem nemlichen Menschen der Uebergang vom Unglauben zur Schwärmerei, oder vom Allglauben zum Nichtsglauben. Auch sind diese Uebergänge in der That weniger unerklärbar, als sie es beim ersten Anblicke scheinen. Wenn der eine die Frucht des gewöhnlichen Unterrichts seyn mag; so haben, um den andern begreiflich zu machen, unpartheiische Wahrheitsforscher schon längst gezeigt, wie leichten Eingang die Grundsätze der natürlichen Religion in die Köpfe und Herzen der Menschen finden, wie beides ihre Einfalt und ihre Faſslichkeit sie dem Verstande empfehlen, und wie dieser erst gleichsam verstimmt seyn müsse, um ihnen seinen Beifall zu versagen. Diejenigen also, welche jene Wahrheiten leugnen, sind selten gewohnt, eigene Untersuchungen mit Schärfe und Genauigkeit anzustellen. Auch ist es bequemer, dasjenige System ungeprüft anzunehmen, was den Neigungen und Leidenschaften am meisten schmeichelt, was der Mühe eines beschwerlichen Nachdenkens überhebt. Dennoch finden sich oft in ihrem Leben Verhältnisse, wo auch sie das Bedürfniſs einer beruhigenden Ueberzeugung fühlen, einer Ueberzeugung, die sie in ihren ehemaligen Grundsätzen vergebens suchen, und da sie nicht gewohnt sind zu räsonniren, so glauben sie.

Unter diesen Umständen, bei diesen häufigen Angriffen auf Vernunft und Wahrheit von der einen, und den eben so häufigen Vertheidigungen derselben von der an-

dern Seite, schien es mir nicht uninteressant zu seyn, einmal zu untersuchen, wie man in den blühendsten Zeiten Athens und Roms über diese Gegenstände gedacht habe. Ich faſste daher den Vorsatz, aus den philosophischen Schriften der Griechen und Römer mehrere Stücke, welche diese Materie behandeln, in unsre Sprache zu übersetzen, und zu versuchen, ob ich sie zu einem Ganzen ordnen könnte. Unter mehreren Vortheilen, die ich mir von dieser Arbeit versprach, schien sie mir vorzüglich die Vergleichung zwischen unsrem, und jenem Zeitalter erleichtern zu können — eine Vergleichung, die gewiſs in mehrern Rücksichten wichtig seyn würde, zu welcher aber auch die gleich beim ersten Anblick auffallende Aehnlichkeit beider Perioden in dem beständigen Kampfe der Wahrheit und Vernunft gegen Zweifelsucht und Schwärmerei eine angenehme Veranlassung giebt. Zwar bedarf die Wahrheit zu ihrer Empfehlung keiner Autoritäten; es ist vielmehr gefährlich, sich ihrer zu dieser Absicht zu bedienen. Allein dennoch scheint sie gleichsam an Würde, an Stärke der Ueberzeugung zu gewinnen, wenn man sieht, mit welchem Eifer die Weisen des Alterthums sie behauptet haben, nachdem sie dieselben fast auf eben den Wegen, als die Forscher neuerer Zeiten, gefunden hatten; und aus gleichem Grunde erscheinen Zweifel und Angriffe minder gefährlich, die man auch damals schon mit so wenig glücklichem Erfolge versucht hat. Besonders aber könnte diese Vergleichung zu einem richtigeren Urtheil über unser Zeitalter Veranlassung geben. Die Betrachtung der Höhe, zu der die Philosophie in unsren Tagen gestiegen ist, kann leicht dazu verführen, mit undankbarer Vergessenheit dessen, was die heutige Philosophie den älteren griechischen und römischen Weltweisen schuldig ist, unser Jahrhundert für unendlich aufgeklärter, als alle vorhergehenden, zu halten. Und eben so kann auf

der andern Seite der Anblick so großer Verirrungen des Verstandes, und der so häufigen Uebel, welche Zweifelsucht und Schwärmerei hervorbrachten, zu Ungerechtigkeiten gegen unser Zeitalter, und zu einem Urtheil verleiten, das demselben die Stufe der Aufklärung abspricht, auf der es steht. Noch mehr wurde ich in dem Vorsatze, diese Uebersetzungen zu verfertigen, bestärkt, da ein Mann, in dem Deutschland schon längst nicht bloſs einen seiner scharfsinnigsten Philosophen, sondern auch einen seiner feinsten Schriftsteller verehrt, und dem ich den gröſsten Theil meiner Bildung schuldig zu seyn mit innigster Dankbarkeit bekenne, dieser Idee seinen Beifall schenkte. Auch war ich schon zur Ausführung geschritten, als andre Beschäftigungen, andre Studien, besonders aber das Gefühl der Schwierigkeiten, und meiner nicht hinreichenden Kräfte bei meiner Arbeit, die neben der ausgebreitetsten Bekanntschaft mit den Werken der neuern Weltweisheit zugleich die gröſste Belesenheit in den Schriften der Alten, und eine nicht gemeine Kenntniſs ihrer Philosophie erfordert, als, sag' ich, alle diese Gründe mich nöthigten, die bereits angefangene Arbeit wieder aufzugeben. Ich lasse indeſs hier einige Fragmente, die ich vollendet hatte, folgen, und ich werde glauben, nichts ganz unnützes gethan zu haben, wenn diese Probe vielleicht einem Manne von gröſserer Sach- und Sprachkenntniſs Veranlassung giebt, seine Muſse der Ausführung dieses Planes zu widmen.

Die hier übersetzten Stücke hab' ich aus dem Platon und Xenophon gewählt. Ueberaus vortreflich ist gewiſs Platons Beweis für das Daseyn Gottes. Wenigstens hat uns die Philosophie noch bis auf den heutigen Tag keinen besseren und überzeugenderen geliefert. Herr Garve sagt in seinen Anmerkungen zu Fergusons Grundsätzen der Moralphilosophie: „Mich dünkt, die Frage: ist ein Gott? wenn

„sie auf die ersten Grundbegriffe zurückgeführt wird, wo-
„raus sie entstanden war, ist keine andre, als diese: ist
„das Denken der Grund aller Bewegung, oder ist die Be-
„wegung der Grund des Denkens? sind die mechanischen
„Kräfte die Quelle der geistigen; oder die geistigen Kräfte
„die Quelle der körperlichen?" und in einer andern Stelle:
„der, welcher glaubt, dafs der Geist und die denkende Kraft
„das erste, und älteste war; dafs diese Kraft ursprünglicher
„und unabhängiger ist, als die Kräfte der Materie; dafs
„durch sie die Bewegungen der Körperwelt ihren Ursprung
„nahmen: der ist der Deist im allgemeinsten Verstande."

Was aber sucht Platon so sehr, und mit so vielen Gründen zu beweisen, als eben dieses, dafs das Immaterielle — was er unter dem Ausdruck: Seele versteht — früher existirte, als die Körperwelt; dafs diese erst durch jenes geordnet, und in Bewegung gesetzt ward? Es wäre hier eine nicht unschickliche Gelegenheit zu weitläuftigeren Untersuchungen, worin der Zusammenhang dieser Ideen des Platon mit andern Systemen seines Zeitalters gezeigt werden könnte; allein ich mufs mich begnügen, nur Eine Anmerkung hinzuzufügen, die vielleicht zum besseren Verständnifs des Folgenden nicht unnütz seyn wird. Platon redet blofs von Bewegung, und scheint keine andre Veränderung in der Natur zu kennen. Die neuere Philosophie reduzirt alle Veränderungen auf zwei Klassen, auf Vorstellung und Bewegung — jene in der Geister-, diese in der Körperwelt. Ich lasse es jetzt unerörtert, inwiefern alle Veränderungen der Körper auf den einzigen Begriff der Bewegung zurückgeführt werden können. Genauere Untersuchungen über die Beschaffenheit unsrer Sinne, und die Art, wie sie Eindrücke von aufsen her empfangen, scheinen andre Resultate zu geben. Aber die ausführlichere Auseinandersetzung dieser Materie würde mich zu weit von mei-

nem Zweck entfernen. Auf alle Fälle hat Platon die Art, wie Geister, und wie Körper wirken, nicht gehörig von einander unterschieden, sondern Vorstellung und Bewegung in Eine Klasse geworfen; ein Fehler, der indeſs in einem Zeitalter, wo die Begriffe von der Immaterialität der Seele noch so wenig allgemein, und gereinigt waren, desto verzeihlicher ist, da noch jetzt manche Philosophen in einen ähnlichen Irrthum zu verfallen scheinen.

Xenophons Beweise sind weniger streng und genau, aber desto faſslicher für den Menschenverstand, desto empfehlender für das Herz!

Die Einwürfe gegen diese Beweisthümer sind schon eben die, welche man nachher in so verschiedenen Einkleidungen wiederholt hat.

Wenn man den Platon das System seiner Gegner vortragen hört, so sollte man glauben, er habe es aus la Mettrie, oder dem *Système de la nature* entlehnt. Eben die Ideen von einem blinden Verhängniſs, von einer ordnenden Natur, von Bewegungen in der Materie ohne bewegende Ursach. Auch die Einwürfe gegen die Vorsehung sind noch jetzt fast die nämlichen. Ist das Auge darum zum Sehen geschaffen, weil es zum Sehen bequem ist? Ist es der Würde der Gottheit nicht unanständig, auch für das Einzelne, für das Kleine zu sorgen? Warum, wenn eine weise Güte die Schicksale der Menschen lenkt, ist das Laster so oft glücklicher, als die Tugend? u. s. f.

Ich sollte mich vielleicht noch einen Augenblick dabei verweilen, zu zeigen, daſs es auch in dem Zeitalter der Sokrate und Platone Schwärmer und Betrüger, wie jetzt, gab, und daſs nur vielleicht die Mittel verschieden waren, deren sie sich zu ihren Zwecken bedienen. Es würde mir leicht werden, mehrere Stellen, als Beläge hiezu, selbst aus dem Platon zu sammlen, der sich in den bittersten Aus-

drücken über sie beklagt, und ihnen im 10ten Buch seiner Gesetze kein mildes Schicksal bestimmt. Allein grofsentheils sind diefs bekannte, schon mehrmals gesagte Dinge, und noch neuerlich hat Herr Wolf diese Materie ausführlich abgehandelt.

---

## Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates.

B. I. K. 4.

### Sokrates und Aristodem.

Sokrates erfuhr, dafs Aristodem der Kleine (so nannte man ihn,) weder den Göttern opferte, noch die Orakel befragte, sondern jeden, den er dies thun sah, verlachte. Hör einmal, sprach er eines Tages zu ihm, hast Du wohl schon Menschen wegen ihrer Geschicklichkeiten, wegen ihrer Talente bewundert?

„O ja, schon oft, Sokrates" antwortete Aristodem.

Und diefs wären?

„In der Epopee Homer, im Dithyramb Melanippides, im Trauer„spiel Sophokles, in der Bildhauerkunst Polyklit, in der Malerei „Zeuxis."

Aber wer verdient Deinem Urtheile nach mehr Bewunderung: der Künstler, der unbeseelte, unbewegliche Bilder hervorbringt, oder der Schöpfer beseelter, selbstthätiger Wesen?

„Offenbar der letztere, Sokrates, vorausgesetzt, dafs er nicht „zufälligerweise, sondern mit Absicht handle."

Wo Du also einen augenscheinlichen Zweck, einen augenscheinlichen Nutzen siehst, schreibst Du das dem Zufalle, oder einer verständigen Absicht zu?

„Wenn ein Zweck da ist, offenbar einer verständigen Absicht."

Der nun, welcher die Menschen zuerst schuf, beabsichtigte doch wohl nur ihren Nutzen, indem er ihnen die sinnlichen Werkzeuge beilegte: das Auge, um was sichtbar ist, zu sehn, das Ohr, um, was hörbar ist, zu hören? Wozu dienten ihnen alle Gerüche, hätte er ihnen nicht eine Nase gegeben, sie zu empfinden? Wie

könnten sie das Süſse und Scharfe schmecken, wie alles das Vergnügen genieſsen, das ihnen der Gaumen verschaft, hätten sie nicht die Zunge von ihm erhalten, durch die sie die verschiedenen Arten des Geschmacks unterscheiden? Scheint es Dir nicht ferner eine absichtsvolle Einrichtung zu seyn, daſs unser Auge, weil es so überaus empfindlich ist, durch die Augenlieder, wie durch Thüren, verschlossen wird, die sich öfnen, so oft wir das Auge zum Sehen brauchen, und sich im Schlaf wieder schlieſsen; daſs die Augenwimpern die Stelle eines Schleyers *) vertreten, damit auch die Luft dem Auge nicht schade; daſs die Augenbraunen, gleich einem Dache, den Schweiſs, der etwa vom Kopfe herabträufelt, abhalten; daſs das Ohr alle Schälle empfängt, und nie voll wird; daſs die Vorderzähne bei allen Thieren mehr zum Zerschneiden, die Backenzähne, mehr zum Zermalmen bestimmt sind; daſs der Mund, durch den alle Thiere die Speisen, die sie lieben, genieſsen, nah' an die Augen und an die Nase gestellt ist; daſs hingegen das, was Ekel erregt, durch Kanäle abgeführt wird, die weit von den sinnlichen Werkzeugen entfernt sind. Kannst Du alle diese absichtsvollen Einrichtungen dem Zufalle zuschreiben, oder vielmehr, kannst Du nur noch darüber zweifelhaft seyn?

„Nein, in der That nicht, Sokrates; sondern ich erkenne „darin, wenn ich es so betrachte, das Werk eines Urhebers, der „weise, und für die Lebendigen mit zärtlicher Liebe besorgt ist."

Und noch mehr. Daſs allen Menschen die Begierde angeboren ist, andere Geschöpfe ihrer Art hervorzubringen, daſs den Müttern vorzüglich die Neigung eingepflanzt ist, ihre Jungen zu ernähren, und zu beschützen; dieſs, so wie die heftige Liebe zum Leben, und die eben so heftige Furcht vor dem Tode, die jeder Kreatur eigen ist, zeigt gewiſs von den Anordnungen eines Wesens, welches das Daseyn und die Erhaltung der Lebendigen will. Aber auch auf einem andern Wege kannst Du Dich von der Wirk-

---

*) ἠθμός, ein Seigetuch, Durchschlag. Diese Metapher schien mir im Deutschen unverständlich. Auch Cicero in seiner Nachahmung dieser Xenophontischen Stelle hat sie nicht beibehalten. Er sagt *vallo pilorum.* Nat. Deor. II. 57.

lichkeit eines solchen Wesens überzeugen. Du glaubst doch Verstand zu besitzen, nicht wahr?

„O! Frage weiter, lieber Sokrates, und ich werde Dir ant-„worten."

Aufser Dir aber sollte es nichts Verständiges mehr geben? Du weifst doch, dafs Du von allen den Substanzen, aus welchen Dein Körper zusammengesetzt ist, immer nur einen kleinen Antheil empfangen hast; dafs von einer jeden noch eine ungeheure Menge aufser Dir in der übrigen Welt zerstreut ist. In welchem Verhältnisse steht z. B. die wenige Erde und das wenige Wasser in Deinem Körper, gegen die Masse der Erde und des Wassers, die noch aufser Dir existirt? Und den Verstand solltest Du durch ein glückliches Ohngefähr allein an Dich gerissen haben? Nur der sollte aufser Dir nirgends vorhanden seyn? Und alle jene bewundernswürdigen, zahllosen Dinge sollten ihre vortrefliche Ordnung unverständigen Ursachen danken?

„Doch, Sokrates. Denn ich sehe ja nirgends die Schöpfer „und Beherrscher der Erde, so wie ich die Künstler irdischer „Kunstwerke sehe."

Aber Du siehst auch Deine eigene Seele nicht, und doch beherrscht sie Deinen Körper. Du könntest also auch mit gleichem Rechte Deine eigenen Handlungen dem Zufalle, nicht der Ueberlegung zuschreiben.

„Ich verkenne, ich verachte ja auch die Gottheit nicht, er-„wiederte Aristodem; ich halte sie ja vielmehr für ein zu erhabe-„nes Wesen, als dafs sie meines Dienstes bedürfte."

Je erhabener das Wesen ist, Aristodem, das Dich seiner Sorgfalt würdigt, destomehr solltest Du es ehren.

„Ich würde die Götter auch nicht vernachläfsigen, Sokrates, „wenn ich nur glaubte, dafs sie sich um die Menschen beküm-„merten."

Und Du kannst noch daran zweifeln? Den Menschen allein unter allen Thieren stellten sie aufrecht: ein Vortheil, durch den er nicht allein weiter um sich blicken, und den Himmel und die Gestirne, und alles, was über ihm ist, besser betrachten kann,

sondern wodurch er auch mehr vor Gefahren gesichert ist. Allen übrigen Thieren gaben sie nur Füſse, um sich damit von einem Orte zum andern zu bewegen; nur der Mensch empfing noch die Hände, und durch sie fast alle die Vortheile, welche ihn glücklicher machen, als es die Thiere sind. Alle Thiere sind mit einer Zunge versehn; doch nur die Zunge des Menschen ist so gebildet, daſs sie durch tausend mannigfaltige Bewegungen artikulirte Töne hervorbringt, durch die wir einander unsere Gedanken, wie es uns gefällt, mittheilen können. Die Vergnügungen der Liebe endlich sind allen übrigen Thieren nur in einer gewissen, bestimmten Zeit des Jahres vergönnt; uns allein steht es frei, sie bis ins Alter ununterbrochen fortzugenieſsen. Aber Gott begnügte sich nicht, nur für unsern Körper zu sorgen; er verlieh (und dieſs ist sein wichtigstes Geschenk) auch dem Menschen die vollkommenste Seele. Denn wo ist ein Geschöpf auf dem Erdboden auſser dem Menschen, dessen Seele sich emporzuschwingen vermögte bis zum Daseyn der Götter, die so viele groſse erhabene Dinge so bewundernswürdig geordnet haben? Wer auſser dem Menschen verehrt sie? Welches Thier ist fähiger, als der Mensch, sich vor Hunger, oder Durst, oder Kälte, oder Hitze zu verwahren, sich in Krankheiten zu heilen, seinen Leib zu stärken und auszubilden, neue Kenntnisse zu erwerben, und, was es gehört, gesehen, erfahren hat, ins Gedächtniſs zurückzurufen? Und doch bist Du noch nicht überzeugt, daſs der Mensch in Vergleichung mit den übrigen Thieren gleich einem Gotte lebt, und sich eben so sehr durch die Vorzüge seines Körpers, als durch die Vorzüge seines Geistes über sie erhebt? Ich sage durch beide. Denn verbände er z. B. den Leib eines Stiers mit der Vernunft eines Menschen, so würde er nicht nach seinem Wohlgefallen handeln können. Auf der andern Seite haben die Thiere, welchen die Natur zwar Hände, aber nicht menschliche Vernunft gab, nichts voraus. Wie kannst Du also, Du, der Du beide so wichtige Vortheile in Dir vereinigst, noch zweifeln, ob die Götter für Dich Sorge tragen? Was müſsten sie denn thun, um Dich zu überzeugen?

„Sie müſsten mir Rathgeber senden, wie Du sagst, daſs sie „thun, um mich in meinen Handlungen zu leiten."

Aber wenn sie den Athenern durch Orakel weissagen, weissagen sie dann nicht auch Dir? Und nicht eben so, wenn sie allen Griechen, oder dem ganzen Menschengeschlechte Zeichen und Vorbedeutungen senden? Oder bist Du immer allein ausgeschlossen, immer allein vernachläſsigt? Glaubst Du wohl, daſs die Götter den Menschen das Vorurtheil eingepflanzt hätten, als wären sie fähig, ihnen Gutes und Böses zuzufügen, wenn sie diese Macht nicht wirklich besäſsen? Würden denn die Menschen die Täuschung so viele Zeitalter hindurch nicht inne geworden seyn? Und siehst Du nicht auch daſs die ältesten, und weisesten unter den Sterblichen, die ältesten und weisesten Städte und Nationen die Götter am meisten verehrten, und daſs die aufgeklärtesten Zeitalter auch die meiste Religion besaſsen. Bedenke, Lieber, fuhr Sokrates fort, daſs Deine Seele Deinen Körper nach ihrer Willkühr regiert. Sollte nun nicht eben so auch die Seele des Weltalls alle Dinge nach ihrem Gefallen beherrschen? Dein Auge reicht auf mehrere Stadien hinaus, und das Auge der Gottheit sollte nicht alles auf einmal überschauen können? Deine Seele kann sich um Dinge, die hier, die in Aegypten, die in Sicilien vorgehn, bekümmern; und dem göttlichen Verstande sollte es unmöglich seyn, für alles auf einmal Sorge zu tragen? So wie Du im Umgange mit Menschen durch Gefälligkeiten und Dienste, die Du ihnen leistest, diejenigen kennen lernst, die Dir wieder Dienste und Gefälligkeiten erweisen wollen; so wie Du ihre Klugheit prüfst, indem Du sie um Rath fragst; so mache es auch mit den Göttern. Diene ihnen, und versuche, ob sie Dir vielleicht etwas von dem entdecken, was den Menschen verborgen ist; und Du wirst gewiſs die Gottheit für ein so groſses, so erhabenes Wesen erkennen, daſs sie alles auf einmal überschauen, alles wahrnehmen, überall zugleich gegenwärtig seyn, und ihre Sorgfalt auf alles erstrecken kann.

---

B. IV. K. 3.

Sage mir, sprach eines Tages Sokrates zum Euthydem, ist es Dir wohl je eingefallen, darüber nachzudenken, wie gütig die Götter für alle Bedürfnisse der Menschen gesorgt haben?

„Noch nie, Sokrates, erwiederte Euthydem."

Aber sie gaben uns doch, um diefs zuerst zu erwähnen, das Licht; und Du weifst doch, dafs wir dessen bedürfen?

„Allerdings. Denn vermöge der Einrichtung unsres Auges „würden wir ohne Licht den Blinden ähnlich seyn."

Wir bedürfen ferner der Ruhe; und sie haben dazu die bequemste Zeit, die Nacht, geschaffen.

„Auch dies verdient unsern Dank."

Die Sonne, die ein lichtvoller Körper ist, zeigt uns die Zeiten des Tages an, und erleuchtet alle Gegenstände für unser Auge. Weil aber die Nacht finster ist und alle Gegenstände unkenntlich macht; so lassen die Götter die Gestirne aufgehen, welche die Zeiten der Nacht bestimmen, und uns eine Menge unsrer Geschäfte erleichtern. Und der Mond deutet uns nicht nur die Theile der Nacht, sondern auch die Theile des Monats an.

„Allerdings."

Ferner lassen die Götter die Nahrung die wir brauchen, auf dem Erdboden wachsen, lassen dazu schickliche Jahrszeiten mit einander abwechseln, und verschaffen uns dadurch tausend mannigfaltige Dinge, nicht allein zu unserm Nutzen, sondern auch zu unserm Vergnügen.

„Auch diefs zeugt von ihrer Liebe für die Menschen."

Sie haben uns auch das Wasser gegeben, dessen Nutzen für uns so vielfach ist. Denn durch das Wasser keimen und wachsen mit Hülfe der Erde und der Jahrszeiten alle uns nützliche Pflanzen; das Wasser ernährt uns selbst, und macht alle unsere Speise verdaulicher, gesunder, und angenehmer. Und eben darum, weil wir desselben zu so vielem Gebrauche bedürfen, haben sie es uns auf das reichlichste mitgetheilt.

„Abermals ein Beweis ihrer Fürsorge!"

Nebst dem Wasser haben sie uns das Feuer verliehen, das uns gegen Kälte und Finsternifs schützt, und zu jedem Handwerk, zur Verfertigung aller den Menschen nützlichen Werkzeuge nothwendig ist. Denn fast keins von allen Geräthen, die wir im Leben brauchen, wird ohne Feuer verfertigt.

„Auch diefs zeigt eine überschwengliche Sorgfalt für die „Menschen."

Und ist es nicht wunderbar, dafs sie uns von allen Seiten so reichlich mit Luft umgossen haben, durch die wir nicht nur unser Leben erhalten, sondern die Meere durchschiffen, um uns einer dem andern unsre Bedürfnisse aus den entferntesten Gegenden zuzuführen? nicht wunderbar, dafs die Sonne, wenn sie sich im Winter wendet, zu uns kommt, einige Pflanzen zur Reife bringt, andere, deren Zeit vorüber ist, trocknet, dafs sie sich, nach Vollendung dieses Geschäfts nicht weiter nähert, sondern gleichsam aus Furcht, uns durch zu grofse Hitze zu schaden, sich von neuem wegwendet, drauf weil wir, gienge sie noch weiter fort, vor Kälte erstarren müfsten, wieder umdreht, sich uns abermals nähert, und den Standpunkt am Himmel wählt, der für uns der vortheilhafteste ist.

„Allerdings scheint auch diese Einrichtung den Nutzen der „Menschheit zu beabsichten."

Und das gewifs nicht minder, dafs die Sonne sich so allmählig nähert, und so allmählig wieder entfernt, dafs wir, ohne es selbst zu merken, den äufsersten Grad beider Arten von Witterung erreichen. Denn wir würden gewifs weder die Hitze, noch die Kälte ertragen können, wenn sie auf einmal einbrächen.

„Sehr richtig, Sokrates; nur das Eine überleg' ich noch, ob „die Götter wohl noch eine andere Absicht hatten, als für die „Menschen zu sorgen; und da stofse ich nur bei der einzigen Be„trachtung an, dafs doch auch die Thiere alles diefs mit uns ge„niefsen."

Gut, Euthydem, sind aber die Thiere nicht selbst zu unserm Nutzen geschaffen? Denn welches Thier zieht wohl so viel Vortheile von den übrigen Thieren, als der Mensch, dem sie noch

mehr Nutzen gewähren, als selbst die Pflanzen? Wenigstens nährt und bereichert er sich durch sie, nicht weniger als durch diese. Viele Völker bedienen sich gar nicht der Erdfrüchte zu ihren Speisen, sondern leben bloſs von der Milch, von dem Käse, von dem Fleisch ihrer Heerden; und überall werden die nützlichsten Thiere gebändigt und zahm gemacht, und als Gehülfen im Kriege, und in tausend andern Geschäften gebraucht *).

„Auch hierin muſs ich Dir Recht geben. Denn täglich sieht „man selbst diejenigen unter ihnen, die weit stärker als der Mensch „sind, ihm so unterthan werden, daſs er sich ihrer nach Gefallen „bedienen kann."

Es giebt so viele nützliche vortrefliche Dinge, die aber von verschiedener Natur und Beschaffenheit sind. Daher verliehen uns die Götter für eine jede Gattung derselben angemessene sinnliche Werkzeuge, durch die wir alle diese Güter genieſsen. Auſserdem aber machten sie uns durch den Verstand fähig, uns an

---

*) Sokrates schränkt hier die Liebe, und Sorgfalt der Gottheit in viel zu enge Gränzen ein. Bei allen ihren wohlthätigen Einrichtungen soll sie bloſs den Nutzen der Menschen beabsichtet, die Thiere bloſs seinetwegen geschaffen haben. Weit edler, der Gottheit weit würdiger ist es gewiſs, alle Lebendigen zum Zweck der gütigen Veranstaltungen des Schöpfers zu machen. Und diese Wahrheit ist auch in der Natur unverkennbar. Freilich nützen die Thiere dem Menschen, freilich sind sie seinetwegen geschaffen. Allein dieſs ist nicht ihre einzige, nicht einmal ihre vorzüglichste Bestimmung. Sie sind geschaffen, um Wohlseyn zu genieſsen; denn sie sind des Wohlseyns fähig. Aber der Schöpfer verband immer mehrere Endzwecke mit einander. Daher sollen sie auch die Glückseligkeit der Menschen befördern. Befördern nicht auch gegenseitig die Menschen das Wohlseyn der Thiere? Sind nicht auch sie wiederum wegen der Thiere geschaffen? Denn nirgends in der ganzen Schöpfung kann man sagen: dieſs ist das Mittel, dieſs ist der Zweck. Alles ist Mittel, alles ist Zweck. — Aber Sokrates, oder vielmehr Xenophon, bedarf keiner Vertheidigung wegen dieser Stelle. Wenn er sich so einseitig ausdrückt; so folgt daraus nicht, daſs er sich wirklich so eingeschränkte Begriffe von den Absichten Gottes machte. Er wollte hier bloſs den Einwurf des Euthydem beantworten, und dazu war, was er sagte, schon hinlänglich.

ehemalige sinnliche Empfindungen zu erinnern, Folgerungen daraus zu ziehn, auf diese Weise die Brauchbarkeit jedes einzelnen Dinges kennen zu lernen, und Veranstaltungen zu treffen, wie wir das Nützliche geniefsen, und das Schädliche vermeiden können. Und dafs sie uns die Sprache verliehen, durch die wir einander Unterricht über alles Nützliche mittheilen, in Gesellschaft leben, Gesetze geben, und Staaten verwalten können!

„Du hast Recht, Sokrates, die Götter tragen gewifs eine grofse „Sorgfalt für uns."

Auch bei zukünftigen Dingen, und wann wir nicht im Stande sind, vorauszusehn, was uns nützlich seyn wird, helfen sie uns, enthüllen uns auf unser Befragen durch Orakel die Zukunft, und lehren uns, wie sie am besten für uns ausfallen werde.

„Dich, Sokrates scheinen sie hierin noch mehr zu begünsti„gen, da sie Dir, auch unbefragt, anzeigen, wie Du handlen sollst."

Doch auch Du, Euthydem, wirst gewifs erfahren, dafs ich die Wahrheit rede; warte nur nicht, bis Du die Gestalten der Götter erblickst, sondern begnüge Dich, sie aus ihren Werken zu erkennen, um sie zu verehren und anzubeten. Bedenke nur, dafs diefs die Art ist, wie Götter sich offenbaren. Denn auch die übrigen Wesen in der Natur, die uns Wohlthaten erweisen, thun diefs nicht vor unsern Augen; und der, welcher die ganze Welt, in der so viel Schönes, so viel Vortrefliches ist, geschaffen hat, und fortdauern läfst, der sie zu unsrem Nutzen ewig unentkräftet, ewig blühend, und unveraltet erhält, dem sie unwandelbar, und schneller als ein Gedanke gehorcht; er ist zwar in seinen erhabenen Wirkungen sichtbar, allein ihn selbst, wie er diefs anordnet, sehen wir nicht. Verstattet denn selbst die Sonne, die doch allen sichtbar ist, starr in sie hineinzusehn? Blendet sie nicht das Auge, das sie verwegen anzublicken wagt? Auch die Diener der Gottheit sind unsichtbar, wie Du finden wirst. Wir werden wohl gewahr, dafs der Blitz von oben herabfährt, dafs er zerschmettert, worauf er stöfst; aber wie er herabschiefst, wie er trift, wie er wieder verschwindet, sehen wir nicht. Eben so ist es auch mit dem Winde. Wir bemerken seine Wirkungen, wir empfinden

sein Annähern, aber ihn selbst sehn wir nicht. Ferner: wenn irgend etwas Verwandtschaft mit der Gottheit hat, so ist es gewiſs unsre Seele; und auch sie sehen wir nicht, fühlen nur, daſs sie uns beherrscht. Alles dieſs muſs man erwägen, nicht, was unsichtbar ist, geringschätzen, sondern die Macht aus den Wirkungen erkennen, und darum die Gottheit verehren.

„Gewiſs, lieber Sokrates, ich werde sie nie, auch nicht in „dem kleinsten Stücke vernachläſsigen. Nur das macht mich „muthlos, daſs, wie es mir scheint, kein Sterblicher im Stande „ist, die Wohlthaten der Götter mit gleichem Dank zu erwiedern."

Werde darum nicht muthlos, Euthydem. Du erinnerst Dich wohl noch, daſs jemand das Orakel zu Delphi fragte, wie er den Göttern wohlgefällig werden könne. Durch das Gesetz des Staats, war die Antwort des Gottes. Nun ist es überall Gesetz, sich die Götter nach seinem Vermögen durch Opfer günstig zu machen. Kann man sie aber besser, frömmer verehren, als wie sie selbst es gebieten? *) Allein man muſs nicht weniger thun, als man vermag. Sonst zeigt man, daſs man sie nicht achtet. Man muſs sie aus allen Kräften verehren, und dann mit Zuversicht die gröſseste Glückseligkeit von ihnen erwarten. Von wel-

*) Man tadelt vielleicht die Anwendung, welche Xenophon hier von dem in der That so vortreflichen Orakelspruch bloſs auf Opfer und äuſserlichen Gottesdienst macht. Allein er bleibt doch dabei nicht stehn, er empfiehlt doch auch Gehorsam, Vertrauen, Liebe gegen die Götter. Uebrigens ist sowohl diese Stelle, als so viele andre in den obigen Gesprächen ein Beweis, wie ehrwürdig und heilig den weisesten Männern zu allen Zeiten die Religion des Staates war, weil sie einsahn, daſs aus ihr allein der gröſste Theil der Bürger seine Verbindlichkeiten gegen den Staat, und gegen seine Mitbürger herleitet, daſs er auf sie allein alle seine Hofnungen baut, und nur im Vertrauen auf sie sein Leben für das Vaterland wagt. In der Periode, in welcher Sokrates lebte, kam nun noch hinzu, daſs sich überhaupt fast gar keine Aufklärung fand, daſs jezt allgemeinbekannte Wahrheiten, bloſs geheim gehaltnes Eigenthum einiger wenigen Weisen blieben, und daſs Religion und Staatsverfassung zu nah mit einander verbunden waren, als daſs man die erstere, ohne Schaden der leztern, hätte angreifen können.

chem andern Wesen auch, als von ihnen, da sie die wichtigsten Wohlthaten zu gewähren im Stande sind, dürfte man sich gröſsere Hofnungen machen; und auf welche andre Weise, als wenn man ihnen zu gefallen strebt. Aber gefallen kann man ihnen nur durch den strengsten Gehorsam.

---

## Platon.

### Zehntes Buch der Gesetze.

Einst auf einer Reise nach Kreta begegnete Platon nahe bei Gnossus dem Megill und Klinias. Der erstere war ein Sparter, der andre ein Kreter, und beide hatten von den Gnossiern den Auftrag erhalten, Anführer und Gesetzgeber eines neuen Pflanzvolks zu werden. Dieſs gab zu häufigen Unterredungen über die Gesetzgebung zwischen ihnen und dem Platon Anlaſs, und aus diesen Gesprächen entstanden die vortreflichen Bücher über die Gesetze; worin also nicht, wie sonst, Sokrates, sondern Platon selbst unter dem Namen des Athenischen Fremdlings auftritt.

Den ganzen Plan des Platonischen Werks zu entwickeln, gehört nicht zu meiner gegenwärtigen Absicht; ich begnüge mich, nur den Zusammenhang anzuzeigen, in dem die folgende Untersuchung über das Daseyn, und die Vorsehung Gottes mit dem eigentlichen Gegenstande des Gesprächs steht.

Plato kommt im zehnten Buch seines Werks auf diejenigen Verbrechen, die, wie er sagt, vorzüglich Folgen der Ausschweifungen, und der Zügellosigkeit der Jugend sind. Er nennt Verletzung der obrigkeitlichen Rechte, Uebertretung der kindlichen Pflichten, Entweihung heiliger Oerter, Verachtung und Beleidigung der Gottheit. Bei diesem leztern Punkte hält er sich am längsten auf, weil er darin den

Ursprung der meisten andern Verbrechen zu finden glaubt. Er sucht also nicht blofs hier die wirksamste Strafe festzusetzen, sondern auch die Ursachen aus dem Wege zu räumen, aus welchen diese Verachtung der Götter entstehn könnte.

„Nur aus einer der drei folgenden Ursachen, sagt er, kann „es herrühren, wenn die Menschen über die Götter spotten, oder „sie auf irgend eine andre Art durch Worte oder Handlungen be„leidigen. Entweder glauben sie überhaupt nicht, dafs es Götter „giebt; oder wenn sie auch an ihrem Daseyn nicht zweifeln, so „sind sie doch nicht überzeugt, dafs sie sich um die Regierung „der Welt, und vorzüglich um die Angelegenheiten und Schiksale „der Menschen bekümmern, oder bilden sich gar ein, die Götter, „wenn sie auch einmal über ihre Laster erzürnt wären, durch „Opfer und Geschenke besänftigen zu können. Denn nach den „Religionsbegriffen, welche die Gesetze sie lehren, würde die Furcht „vor dem Unwillen, und der künftigen Strafe der Götter ihnen „nie eine gesetzwidrige Handlung, oder einen irreligiösen Ausdruck „erlauben. Doch wie, fährt er fort, ist dem Uebel zu steuern? „Da könnten sie uns leicht mit Recht den Vorwurf machen, dafs „wir die sanften Gesetzgeber nicht wären, für die wir gelten woll„ten; und von uns fordern, sie erst zu überzeugen, und die Schrif„ten der Dichter und Redner zu widerlegen, woraus sie ihre Re„ligionsmeinungen schöpfen."

„Und sollte es denn so schwer seyn, fällt ihm hier Klinias „ins Wort, das Daseyn der Götter zu beweisen. Die Betrach„tung der Sonne, der Erde, und der Gestirne, des zweckmäfsigen „Wechsels der verschiedenen Jahrszeiten; dafs alle Völker, Grie„chen und Nichtgriechen, eine Gottheit verehren — Mit diesen „Beweisen, unterbricht ihn der Athenische Fremdling, möchten sie „Dich bald verlachen. Die Ursache ihrer Verirrungen ist nicht „blofs, wie Du vielleichst glaubst, ein ungemäfsigter Hang zum „Vergnügen, eine zügellose Begierde allen ihren Leidenschaften „zu fröhnen; es ist etwas weit schlimmeres, das Ihr Ausländer gar

„nicht kennt, eine grobe Unwissenheit, die dabei das Ansehn der „tiefsten Weisheit hat. Du mufst nemlich wissen, dafs es bei uns „theils in prosaischen, theils in poetischen Schriften, verschiedene „Systeme über die Entstehung der Welt und den Ursprung der „Götter giebt — dergleichen man bei Euch, wegen der Vortref- „lichkeit Eurer Gesetzgebung gar nicht findet. Nach diesen hat „der Himmel und die übrige Körperwelt *) zuerst und früher als „alle andre Dinge existirt, und erst nachher sind die Götter ent- „standen, deren Schicksale und Begebenheiten denn der Reihe „nach erzählt werden. Inwiefern nun diese Systeme zu andern „Zwecken nützlich seyn mögen, ist bei ihrem Alter schwer zu ent- „scheiden. Aber zu einer eifrigeren Verehrung der Götter, oder „zu einer gröfseren Ehrfurcht gegen die Eltern tragen sie gewifs „nichts bei. Doch ich überlasse jene ältere Weltweisen ihrem „Schiksale. Auch unsre neuern Philosophen haben Schuld an „dem Unheil. Wenn wir ihnen die Beweise für das Daseyn Got- „tes vortrügen, die du erwähntest, wenn wir ihnen Sonne, Mond, „Gestirne, und Erde, als eben so viel Gottheiten und göttliche „Wesen vorstellten; so würden sie uns mit ihrer Weisheit bald „überführen, dafs diefs alles nur todte Stein- und Erdmassen sind, „die sich um die menschlichen Angelegenheiten nicht bekümmern „können, und dafs alles, was man von ihnen erzählt, nur in aus- „geschmückten, wahrscheinlich gemachten Mährchen bestehe. Was „sollen wir nun aber thun, meine Freunde? Sollen wir die Sache „der Götter wider ihre Gegner vertheidigen, und diefs gleichsam „als eine Einleitung unsren Gesetzen über diesen Gegenstand vor- „ausschicken? Oder sollen wir diese Untersuchungen fahren las- „sen, und in unsrem Hauptgeschäfte, in der Gesetzgebung, unun-

---

*) οὐρανοῦ τῶν τε ἄλλων· Serranus übersetzt zwar *coeli aliorumque deorum.* Allein diefs scheint mir nicht richtig. Denn einmal ist es grammatisch nicht nothwendig das Wort ἄλλων an das vorhergehende θεῶν zu ziehn; und zweitens pafst auch *deorum,* dünkt mich, nicht gut in den Sinn. Denn Platon tadelt immer, wie man aus dem ganzen Gespräche sieht, dafs man die Entstehung der Körperwelt, der Entstehung der Geisterwelt vorangehen läfst. Aus dem Hesiodus Theog. v. 43. erhellet das hier gesagte noch mehr.

„terbrochen fortfahren? Denn freilich dürfte wohl die Einleitung „länger werden, als das Gesetz selbst. Ein System, wie das, was „ich Euch oben vorgelegt habe, würde, auch wenn es nur Einer „behauptete, schon schwer zu widerlegen seyn; wie vielmehr aber „jezt, da es so viele Anhänger findet?

Klinias und Megill stimmen der erstern Meinung bei.

„Schon oft, sagen sie, wiederholten wir es, daſs wir bei un„srem Geschäfte weder auf Kürze, noch auf Länge Rücksicht neh„men müssen. Es treibt uns ja niemand, und würde es nicht „lächerlich seyn, das Kürzere dem Besseren vorzuziehn? um so „mehr da es doch sicherlich überaus wichtig ist, Gewiſsheit in der „Ueberzeugung zu haben, daſs es eine gütige, die Gerechtigkeit „mehr, als irgend ein Mensch, liebende Gottheit giebt. Welchen „schöneren vortreflicheren Eingang könnten wir zu unsren Gesetzen „finden? Laſs uns daher, Athenischer Fremdling, diese Untersu„chung mit der möglichsten Genauigkeit anstellen, und nichts über„gehen, was nur irgend dazu gehört."

Hierauf beginnt die Untersuchung auf folgende Art:

Der Athener. Deine Bitte, Klinias, ist zu dringend, als daſs ich länger zögern könnte. Aber wie ist es möglich, sich ohne Erbitterung in der Nothwendigkeit zu sehn, das Daseyn der Götter noch beweisen zu müssen? Wie ist es möglich, nicht auf diejenigen zu zürnen, die uns zu diesen Untersuchungen nöthigen? Von ihrer Kindheit, ja von der Muttermilch an, hören sie diese Lehren bald im Scherze, bald im Ernste von Müttern und Ammen; waren bei den Opfern, und den sie begleitenden Schauspielen zugegen, wo alles nur darauf Bezug hatte, und die Kinder sonst so viel Vergnügen machen; wuſsten, wie ihre Eltern mit der eifrigsten Inbrunst zu den Göttern beteten, und sie für sich, und für sie anriefen; sahen und hörten, wie alle Griechen und Ausländer, beim Aufgange und Untergange der Sonne und des Mondes, die Gottheit verehrten, und dadurch jeden Verdacht, als bezweifelten sie nur im geringsten ihr Daseyn, vertilgten; und dennoch setzen sie sich jezt über dieſs alles hinweg, und nöthigen uns, ohne nur

irgend Einen triftigen Grund für sich zu haben, die jezigen Untersuchungen anzustellen. Wie kann man sie, wenn man diefs bedenkt, mit sanften Worten zurecht weisen, und sie über das Daseyn der Götter belehren? Und dennoch müssen wir es versuchen, dürfen uns dennoch nicht eben so vom Zorn hinreifsen lassen, als sie von dem Taumel der Sinnlichkeit. Lafst uns daher allen Unmuth in uns unterdrücken und ohne Erbitterung mit Sanftmuth zu diesen armen, seelekranken Menschen reden. Wir wollen thun als hätten wir einen von ihnen vor uns: „Mein Sohn" wollen wir zu ihm sagen, „Du bist noch jung. Du wirst noch oft „bei reifern Jahren viele der Grundsätze, die Du jezt für wahr „hältst, verändern, und zu ganz entgegengesetzten übergehn. Warte „doch also bis dahin, ehe Du Dich über das entscheidest, was das „wichtigste ist. Was aber kann es mehr seyn, als richtig über „die Götter zu denken, und edel zu leben? Bilde Dir auch nicht „etwa ein, dafs Du und Deine Freunde zuerst die Meinungen über „die Götter hegten. Ich kann Dir mit Gewifsheit das Gegentheil „versichern. Zu allen Zeiten sind bald mehrere, bald wenigere „von dieser Krankheit angesteckt. Aber keiner — auch das kannst „Du mir glauben — hat das Daseyn der Götter in seiner Jugend „geleugnet, der bis in sein Alter dabei verharret wäre. Noch „eher haften zwar auch nicht bei vielen, aber doch bei einigen, „die beiden andern vorerwähnten Krankheiten, dafs die Götter „sich nicht um die Menschen bekümmern, oder sich doch leicht „durch Gebete und Opfer versöhnen lassen, wenn sie auch daran „Theil nehmen. Warte daher, wenn Du mir folgen willst, mit „Deinem Urtheil, bis diese Materien Dir deutlicher sind, überlege „nur indefs fleifsig, wie es sich wohl damit verhalten könnte, und „versäume nicht, Dich des Unterrichts andrer, vorzüglich des Ge„setzgebers, zu bedienen. Denn ihm kommt es zu, Dich jezt und „künftig, über diese Gegenstände zu belehren. Wage es aber ja „nicht, bis zu diesem Zeitpunkte auf irgend eine Weise gegen die „Götter zu handlen."

Klinias. Bis hieher, Fremdling, ist, was Du gesagt hast, vortreflich.

D. A. Aber bemerkst Du auch wohl, daſs wir uns hier, ohne selbst gewahr zu werden, in ein sonderbares System verwickelt haben?

Kl. In welches, Fremdling?

D. A. In ein System, das von vielen für das weiseste unter allen gehalten wird!

Kl. Erkläre Dich deutlicher!

D. A. Sogleich. Sie behaupten, daſs alles, was gewesen ist, ist, und seyn wird, sein Daseyn entweder der Natur, oder der Kunst, oder dem Zufall zu danken habe.

Kl. Und sollten sie darin nicht Recht haben?

D. A. Wie könnten Weise, wie sie, irren? Laſs uns ihnen aber doch ein wenig folgen, und sehn, was sie sich eigentlich gedacht haben!

Kl. Von Herzen gern!

D. A. Aller Wahrscheinlichkeit nach, sagen sie, sind die gröſsesten, vortreflichsten Dinge Werke der Natur und des Zufalls, der Kunst gehören die unbedeutenderen zu. Denn sie borgt den ersten Hauptstoff von der Natur, und formt nur, und bildet daraus die kleineren Dinge, die wir Kunstwerke nennen.

Kl. Wie verstehen sie dieſs?

D. A. Ich will mich gleich deutlicher erklären. Ihrem System nach sind die Erde, das Feuer, das Wasser, die Luft insgesammt durch die Natur und den Zufall — beides leblose Wesen — hervorgebracht; die Kunst hat keinen Theil daran. Eben so sind alle übrigen Körper entstanden; unser Erdball, die Sonne, der Mond, und die Gestirne. Denn der Zufall hat alles, ein jedes nemlich nach den ihm eigenen Kräften, unter einander geworfen, und so hat es sich nach seinen verschiedenen Beschaffenheiten mit einander verbunden, das Warme mit dem Kalten, das Trockne mit dem Nassen, das Weiche mit dem Harten, und so fort durch eine blinde Nothwendigkeit immer ein Entgegengesetztes mit dem andern. Hieraus und auf diese Weise ist der ganze Himmel entstanden, und alles, was unter dem Himmel ist, die Thiere, die Pflanzen, der Wechsel der Jahrszeiten, nicht mit Hülfe eines Ver-

standes, oder eines Gottes, oder der Kunst, sondern durch die Natur und den Zufall. Aus diesen, und später als sie, ist die Kunst entsprungen — sterblich und von sterblichen Menschen erfunden — und hat lange nachher Werke hervorgebracht, die ohne eigentlich etwas Wahres, Reelles, an sich zu tragen, nur Phänomen sind, die blofs unter einander Verwandtschaft haben, wie Werke der Malerei, der Musik, und der übrigen mit diesen beiden wetteifernden Künste. Soll die Kunst ja etwas Reelles hervorbringen; so mufs sie sich mit der Natur vereinigen, wie es in der Heilkunst, Oekonomik, und der Gymnastik geschieht. Selbst die Staatskunst hat nur wenig Verwandtschaft mit der Natur, und die Gesetzgebungskunst gar keine. Daher sie denn auch lauter falsche Grundsätze aufstellt.

Kl. Wie das?

D. A. Die Götter, um ihrer zuerst zu erwähnen, existiren, (ich rede noch immer in ihrem System fort,) nicht wirklich in der Natur, sondern danken ihr Daseyn allein der Kunst und den Gesetzen. Daher sind sie auch nach den verschiedenen Nationen verschieden, je nachdem sich die Gesetzgeber mehr oder weniger einander genähert haben. Eben so ist, was wir Tugend nennen, etwas andres nach der Natur, etwas andres nach den Gesetzen; und was gerecht ist, läfst sich nach der Natur ganz und gar nicht bestimmen. Die Menschen sind von jeher darüber uneins gewesen, haben ihre Meinungen bald auf diese, bald auf jene Weise verändert, und immer das angenommen, und durch Gesetze bestätigt, was ihnen jedesmal das richtigste schien. Natur und Wahrheit aber haben keinen Theil daran. Solche Lehrsätze, lieben Freunde, empfehlen jene weisen Männer der Jugend bald in prosaischen, bald in poetischen Schriften, und setzen dann noch hinzu: nur das sei Recht, was jeder mit Gewalt sich erringe. Diefs ist denn die Quelle der Zügellosigkeit unsrer jungen Bürger, dafs sie die Götter nicht glauben, die das Gesetz zu glauben befiehlt! Diefs ist die Quelle der Unruhen im Staat, dafs sie nach der, ihrem Wahn nach, einzig natürlichen Glückseligkeit streben: über alle zu herrschen, und keiner von den Gesetzen verordneten Gewalt zu gehorchen.

Kl. Was für ein System hast Du uns vorgetragen, Fremdling, welche Pest für die Jugend, zum Verderben des Staats und ihrer Familien!

D. A. Sehr richtig, Klinias. Aber was soll der Gesetzgeber thun, wenn diefs schon lange gegen ihn vorbereitet ist? Soll er sich mitten in der Stadt hinstellen, und blofs befehlen, die von den Gesetzen angenommenen Götter zu glauben und zu verehren, und über alles, was edel und gerecht ist, was sich auf Tugend und Laster bezieht, den Vorschriften der Gesetze gemäfs zu denken, und so zu handlen? ihnen drohen, wenn sie seinen Gesetzen nicht gehorchen würden, diesen mit dem Tode, jenen mit Geifsel und Kerker, einen andren mit Schande, Mangel, und Verbannung zu bestrafen? Und soll er nirgends Ueberzeugungsgründe hinzufügen, ihre Herzen zu erweichen, und sie zurückzuführen?

Kl. Ganz und gar nicht, Fremdling. Vielmehr, giebt es irgend, auch noch so kleine, Ueberzeugungsgründe für diese Wahrheiten; so darf der Gesetzgeber — wenn er nur irgend diesen Namen verdienen soll — nicht müde werden; sondern das hergebrachte Gesetz durch Beweise für das Daseyn der Götter unterstützen, der Kunst und den Gesetzen das Wort reden, und zeigen, dafs sie durch die Natur, oder nicht weniger, als die Natur selbst, existiren, weil sie Früchte des Verstandes sind. Denn diefs hast Du, dünkt mich, auf die überzeugendste Art dargethan.

D. A. Du bist sehr enthusiastisch für unser Unternehmen, lieber Klinias; aber bedenkst Du auch wohl, ob es nicht zu schwer seyn wird, so lange und verwickelte Beweise dem Volke vorzutragen? *)

Kl. Wir haben uns ja bei andren Dingen, bei den Gastmälern, bei der Tonkunst so lange, ohne zu ermüden verweilt; und bei Untersuchungen über die Gottheit wollten wir es nicht? Eine

---

*) Ich gehe zwar in dieser Stelle von Serrans und Ficins Uebersetzungen ab. Aber sowohl wegen des Zusammenhangs, als besonders der Worte εἰς πλήϑη λεγόμενα scheint mir der Sinn, wie ich ihn ausgedrückt habe, richtiger gefafst zu seyn.

vernünftige Gesetzgebung erhält gewiſs keine geringe Stütze dadurch, wenn das Gesetz immer zugleich Grund und Beweis angiebt. Denn alsdann bleibt es gewiſs unumstöſslich. Was schadet es auch, wenn unsre Gesetze anfangs ein wenig schwer zu verstehn sind? Der langsamere Kopf kann sie ja öfter überlesen. Und was Du von der Länge sagst; so darf uns diese, wenn wir den Nutzen erwägen, nicht zurückhalten. In der That es wäre unverzeihlich, Sätze von der Art nicht nach allen Kräften zu vertheidigen.

Megill. Klinias, dünkt mich, hat Recht, Fremdling.

D. A. Das hat er, und wir müssen ihm folgen. Wären die Grundsätze, deren ich vorhin erwähnte, nicht gleichsam in der ganzen Welt ausgebreitet, so brauchten wir freilich nicht das Daseyn der Götter zu vertheidigen; allein so ist es nothwendig. Und wem ziemt diese Vertheidigung mehr, als dem Gesetzgeber, da jene schändlichen Menschen die ehrwürdigsten Gesetze unter die Füſse treten?

Kl. Gewiſs keinem.

D. A. So sage mir denn von neuem, Klinias — denn wir müssen immer gemeinschaftlich untersuchen — scheint es Dir nicht auch, daſs unsre Gegner Feuer, Wasser, Erde und Luft für die ersten aller Dinge halten, daſs sie diese zusammengenommen die Natur nennen, und daſs sie erst aus ihnen die geistige Substanz, die Seele, entstehn lassen. Mich dünkt sogar, dieſs scheint nicht bloſs so, sondern es liegt offenbar in ihren Behauptungen.

Kl. Allerdings.

D. A. Hätten wir da nicht auf einmal die Quelle von allen den unsinnigen Meinungen derer entdeckt, die sich bis jetzt mit Untersuchungen über die Natur beschäftigt haben. Denke ja recht aufmerksam darüber nach. Denn es wäre doch in der That kein kleiner Gewinn für uns, wenn die Anhänger und Vertheidiger so gottesläugnerischer Systeme sich unrichtiger Schluſsfolgen schuldig gemacht hätten. Und mir kommt es so vor.

Kl. Auch mir, Fremdling. Doch sage mir, worin eigentlich sie geirrt haben.

D. A. Aber ich werde fremde, unbekannte Sätze zu Hülfe nehmen müssen.

Kl. Immerzu. Du fürchtest, wie ich sehe, Dich von den Gränzen der Gesetzgebung zu entfernen; aber können wir auf keinem andren Wege das Daseyn der Götter vertheidigen, so müssen wir auch diesen einschlagen.

D. A. Ich würde daher, wie ungewohnt es auch klingen mag, also anfangen. In allen den Systemen, aus welchen jene verkehrten Grundsätze über die Götter entstanden sind, wird das, was die erste Ursache alles Entstehens und alles Untergehens ist, nicht für das Erste, sondern für das Letzte angenommen; das Letzte hingegen wird an die Stelle des Ersten gesetzt. Daher alle Irrthümer über das Wesen der Götter.

Kl. Ich verstehe Dich noch nicht recht.

D. A. Alle jene Philosophen haben, dünkt mich, die Seele *), ihre Kräfte, und vorzüglich ihre Entstehung sehr wenig gekannt. Denn sie haben nicht gewufst, dafs sie früher als alle andre Dinge, folglich auch früher, als die ganze Körperwelt existirt hat, und dafs sie allein jede Veränderung, jede Umbildung hervorbringt. Und wenn diefs wahr ist, wenn die Seele wirklich älter ist, als der Körper; so mufs auch, was mit der Seele verwandt ist, früher da gewesen seyn, als das, was zum Körper gehört.

Kl. Wie anders?

D. A. Alles Geistige, Meinung, Fürsorge, Verstand, Kunst, Gesetz u. s. w. war also eher da, eh' es etwas Körperliches, etwas Hartes und Weiches, etwas Schweres und Leichtes gab; und die gröfsesten, ersten Dinge und Veränderungen sind folglich Werke der Kunst, da hingegen die Werke der Natur, so wie die Natur selbst — von der sie auch einen unrichtigen Begriff haben — später entstanden, und der Kunst und dem Verstande untergeordnet sind.

---

*) Platon versteht unter ψυχή in diesem ganzen Gespräche alles I m m a t e r i e l l e überhaupt. Mir schien vorzüglich in Rücksicht auf die W e l t s e e l e, auf die im Folgenden verschiedentlich angespielt wird, der Ausdruck S e e l e im Deutschen der passendste.

Kl. Inwiefern tadelst Du ihren Begriff von der Natur?

D. A. Sie nennen die Natur die Entstehung der ersten Dinge, und setzen die Körper voran. Wenn aber nicht das Feuer, nicht die Luft, sondern die Seele zuerst existirt hat; so kann man ja diefs mit Recht die natürliche Ordnung der Dinge nennen. Aber freilich mufs erst bewiesen werden, dafs die Seele älter ist, als die Körper; und wollen wir nicht gleich zu diesem Beweise schreiten?

Kl. Warum nicht?

D. A. So müssen wir uns denn nur hüten, dafs uns nicht irgend ein junger sophistischer Trugschlufs täusche. Wenn er uns, die wir schon Greise sind, lockte, und uns auf einmal wieder entschlüpfte; so gäbe er uns gewifs dem Gelächter der Leute Preifs, und zeigte ihnen, dafs wir, die wir so grofse Dinge unternehmen, auch in den kleinsten verunglücken. Wir wollen uns einmal vorstellen, wir hätten, wir drei, durch einen Flufs zu gehn. Würd' es Euch da nicht vernünftig scheinen, wenn ich, als der jüngste von Euch, und der am meisten gewohnt wäre, Flüsse zu durchwaten, Euch vorschlüge, zuerst zu versuchen, und Euch indefs am sichern Ufer zu lassen. Denn ich könnte ja dann sehn, ob wohl auch Ihr, Aeltere, durchkommen könntet, und wenn ich das sähe, Euch mit meiner gröfseren Erfahrung helfen; fände ich aber das Gegentheil, so hätte ich die Gefahr über mich genommen. Der Fall, in dem wir uns jezt befinden, ist diesem fast gleich. Unsre Untersuchung ist tief, und für Eure Kräfte vielleicht unergründlich; leicht kann Euch ein Schwindel befallen; leicht könnt' Ihr durch Fragen, an die Ihr nicht gewöhnt seid, gefangen werden; und dann würdet Ihr Verdrufs und Schande davon haben. Ich will mich selbst erst fragen; indefs sollt Ihr ganz ruhig zuhören; und dann will ich mir selbst wieder antworten. Und so will ich die ganze Untersuchung durchgehn, bis ich bewiesen habe, dafs die Seele früher da gewesen ist, als der Körper.

Kl. Vortreflich, Fremdling; mach' es nur wie Du sagst.

D. A. Nun wohlan denn! Wenn wir aber je die Gottheit anrufen müssen, so lafst uns jezt bei dem Beweise ihres eigenen

Daseyns ihren Beistand erbitten, und durch ihn, wie durch einen festen Anker gesichert, die Untersuchung beginnen. Wenn man mir, wie ich eben sagte, Fragen vorlegte; so glaub' ich auf folgende Art am sichersten antworten zu können. Gesetzt z. B. man fragte mich: „Wie, Fremdling, ist alles in Ruhe, oder alles in Be-„wegung, oder giebt es Dinge, die sich bewegen, und Dinge, die „ruhen?" so würde ich antworten: es giebt Dinge die ruhen, und Dinge, die sich bewegen. — „Mufs aber nicht immer ein Ort da „seyn, in welchem das Ruhende ruht, und das sich Bewegende „sich bewegt?" — Allerdings. — „Und geschieht die Bewegung „nicht bei einigen Dingen in Einem, bei andern in mehreren Or-„ten?" — Du verstehst doch unter der Bewegung in Einem Orte diejenigen Dinge, die ohne ihren Standpunkt zu verändern, nur in der Mitte einen Schwung erhalten, so wie man von Kugeln sagt, dafs sie still stehn, da sie sich doch im Grunde herumdrehn. — „Ganz recht." — Bei diesem Herumdrehn mufs dieselbe Bewegung den gröfsesten und den kleinsten Zirkel herumtreiben, sich verhältnifsmäfsig unter die kleineren, und unter die gröfseren vertheilen, und also selbst nach eben diesem Verhältnifs bald kleiner bald gröfser seyn. Darum ist sie eben so bewundernswürdig, weil sie, was beinah unmöglich scheinen sollte, nach richtigem Verhältnifs zugleich den kleineren und den gröfseren Zirkeln Langsamkeit und Geschwindigkeit mittheilt. — „Du hast vollkommen Recht." — Und mit der Bewegung in mehreren Orten meinst Du doch solche Körper, die während der Bewegung ihre Stelle verändern, sie mögen nun immer denselben Mittelpunkt zur Basis haben, oder mehrere, wie beim Herumwälzen. Wenn sie so aufeinander stofsen, so trennen sie sich wenn sie ruhenden Körpern begegnen; treffen sie aber auf Körper, die gleichfalls in Bewegung, und nach Einem Punkte mit ihnen gerichtet sind; so verbinden sie sich untereinander, und mit den Körpern, die sich zwischen ihnen beiden befinden. — „Du hast meine Meinung „völlig richtig gefafst." — Nun aber nehmen die Körper durch die Verbindung mit andern zu, so wie sie durch die Trennung abnehmen; vorausgesetzt nämlich, dafs jeder seine vorige Beschaf-

fenheit behält. Denn sonst werden sie durch jede dieser Veränderungen vernichtet. — „Allein was mufs mit ihnen vorgehen, „wenn sie entstehn sollen?" — der erste Stofs mufs einen Zuwachs erhalten, durch den er in den zweiten Zustand, und von diesem in den folgenden übergeht. Denn erst nach drei verschiedenen Zuständen wird er den Sinnen bemerkbar. Durch diese Veränderungen, und Uebergänge entstehen alle Dinge; und so lange sie ihre erste Beschaffenheit behalten, existiren sie, sobald sie aber diese verändern, werden sie vernichtet. Sind wir nicht jezt, meine Freunde, alle Arten der Bewegung durchgegangen, zwei allein ausgenommen?

Kl. Und diese zwei sind?

D. A. Eben die, Lieber, um die wir diese ganze Untersuchung angestellt haben.

Kl. Erkläre Dich ein wenig deutlicher.

D. A. Wir redeten doch von der Seele?

Kl. Nun ja! —

D. A. So höre dann! Die eine dieser Bewegungen ist die, welche andere Dinge bewegt, sich selbst aber nie bewegen kann; die andre hingegen die, welche sich und andre Dinge beständig fort in Bewegung setzt, indem sie alle Verbindung und Trennung, alle Zunahme und Abnahme, alles Entstehen und Untergehen, hervorbringt. Wollen wir nun nicht die erste dieser Bewegungen, die andre Dinge verändert, aber wiederum stets von andren verändert wird, für die neunte Art der Bewegung annehmen, und derjenigen, welche sich und andre Dinge in Bewegung setzt, zu jeder Art des Handelns, und des Leidens fähig ist, und mit Recht der Grund aller Veränderung und aller Bewegung genannt werden kann, den zehnten Platz anweisen?

Kl. Allerdings.

D. A. Aber welcher unter diesen Arten von Bewegung werden wir in Absicht der Wirksamkeit und der Thätigkeit den Vorzug geben?

Kl. Natürlich keiner andern, als der selbstthätigen; denn dieser müssen alle übrigen nachstehn.

D. A. Sehr richtig! Jezt haben wir nur noch einen oder zwei Punkte in dem bisher gesagten zu verbessern.

Kl. Und welche, Fremdling?

D. A. Einmal war es falsch, daſs wir der Bewegung, von der wir zuletzt redeten, den zehnten Platz anwiesen, da sie doch, wie Du selbst zugiebst, sowohl der Entstehung, als der Wirksamkeit nach, die erste ist; dann hätten wir die, welche nach dieser die zweite ist, nicht für die neunte annehmen sollen.

Kl. Aus welchem Grunde nicht?

D. A. Aus folgendem. Wenn ein Ding von einem andern bewegt wird, und dieses wieder von einem andern, und dieses wieder von einem dritten, und immer so fort; wird dann irgend eins dieser Dinge den Grund der Bewegung enthalten? Unmöglich. Wie kann etwas, das von einem andern Dinge bewegt wird, der Grund der Bewegung seyn? Aber wenn etwas sich selbst Bewegendes eine Veränderung in einem andern Dinge hervorbringt, und dieſs wieder in einem andern, und wenn auf diese Art tausend und zehntausend Dinge verändert werden, was wird alsdann den Grund aller dieser Veränderung enthalten, wenn nicht die erste Veränderung der sich selbst bewegenden Substanz?

Kl. Offenbar nur sie.

D. A. Auch folgende Frage wollen wir uns wieder zur eigenen Beantwortung vorlegen. Wenn alles zugleich still stände — eine Hypothese, welche die meisten unsrer Gegner kühn genug sind anzunehmen — wo, bei welchen Substanzen müſste alsdann die erste Bewegung anfangen?

Kl. Nothwendig bei den selbstthätigen. Denn diese können nicht vorher durch etwas andres in Bewegung gesetzt werden, da vor ihnen gar keine Bewegung vorhanden ist.

D. A. Also liegt der Grund aller Bewegungen, sowohl derjenigen, welche nun schon aufgehört hat, als derjenigen, welche noch immer fortdauert, allein in der selbstthätigen Bewegung. Müssen wir nicht daher dieser das höchste Alter, und die gröſseste Wirksamkeit zuschreiben? und den Dingen, welche selbst von andern die Bewegung erhalten, die sie wiederum andern mittheilen, die zweite Stelle nach ihnen anweisen?

Kl. Wie könnten wir anders?

D. A. So weit wären wir jezt in unserm Beweise gekommen. Nun weiter! Was legen wir einem Körper für eine Eigenschaft bei, wenn wir in ihm — er bestehe nun aus Erde, Wasser oder Feuer, er sei einfach, oder zusammengesetzt — eine solche erste Bewegung erblicken?

Kl. Fragst Du mich vielleicht, ob wir einem solchen Körper, der sich durch sich selbst bewegt, Leben zuschreiben?

D. A. Nichts anders; ob wir ihm Leben zuschreiben?

Kl. Allerdings.

D. A. Und wie? Wenn wir in einem Körper eine Seele gewahr werden, suchen wir denn nicht den Grund seines Lebens allein in ihr.

Kl. Allein in ihr.

D. A. Nun gieb einmal recht Acht! Kannst Du nicht an jeglichem Dinge dreierlei unterscheiden, die Substanz, oder die Sache selbst, die Erklärung und den Namen desselben. Kannst Du nicht gleichfalls über jedes Ding zwei Fragen aufwerfen: die eine mit Voraussetzung des Namens nach der Erklärung; die andere umgekehrt mit Voraussetzung der Erklärung nach dem Namen? Ich will mich durch ein Beispiel erklären. Es giebt Zahlen, wie Du weifst, die aus zwei gleichen Theilen bestehn. Ihr Name ist: gerade Zahlen. Ihre Erklärung: Zahlen, die in zwei gleiche Theile zerfallen. Nun ist es völlig gleichviel, ob ich Dir den Namen sage, und Dich nach der Erklärung frage; oder ob ich umgekehrt Dir die Erklärung sage, und Dich nach dem Namen frage. Denn beide, sowohl Name, als Erklärung bezeichnen nur Eine und ebendieselbe Zahl.

Kl. Sehr richtig.

D. A. Was ist nun die Erklärung dessen, was wir Seele nennen? Ist nicht die Seele eben das, wovon wir sprechen: eine selbstthätige Bewegungskraft?

Kl. Als eine selbstthätige Bewegungskraft erklärst Du daher das Wesen, das wir insgemein Seele nennen?

D. A. Ja, und wenn dies richtig ist, so haben wir unwider-

sprechlich bewiesen, dafs die Seele der Grund des Entstehens, und der Bewegung aller Dinge ist, soviel ihrer sind, gewesen sind, und noch seyn werden. Denn von ihr allein entspringt jede Veränderung und jede Bewegung. Oder scheint Dir der Beweis noch mangelhaft.

Kl. Keinesweges. Es ist vielmehr auf das vollkommenste dargethan, dafs die Seele früher, als alle übrigen Dinge existirt hat, und die Quelle aller Bewegung ist.

D. A. Wird nicht ferner die Bewegung der leblosen Körper, die nicht durch sie selbst, sondern durch andre in ihnen hervorgebracht wird, um Eine, oder um so viel Stufen, als man will, jener ersteren nachstehn!

Kl. Offenbar.

D. A. Es war also völlig richtig, wahr, und unwiderleglich, was wir vorhin behaupteten, dafs die Seele früher da gewesen ist, als der Körper, und dafs derselbe der Seele untergeordnet ist, die ihn nach den Gesetzen der Natur beherrscht.

Kl. Allerdings.

D. A. Nun aber gaben wir doch zu — Du erinnerst Dich dessen noch? — dafs, wenn die Seele älter wäre, als der Körper, auch die Eigenschaften der Seele älter seyn müfsten, als die Eigenschaften des Körpers?

Kl. Das gaben wir zu.

D. A. Folglich sind Denkungsart, Charakter, Wille, Nachdenken, Wahrheit, Fürsorge, und Gedächtnifs früher da gewesen, als körperliche Länge, Breite, Tiefe, und Stärke, vorausgesetzt nemlich, dafs die Seele eher existirt hat, als der Körper.

Kl. Nothwendig.

D. A. Müssen wir nicht auch, wenn wir einmal die Seele zur Ursache aller Dinge annehmen, eingestehn, dafs sie die Quelle alles Guten und Edlen, sowie alles Schlechten und Unedlen, alles Gerechten und Ungerechten, und aller übrigen einander entgegengesetzten Eigenschaften ist?

Kl. Wie könnten wir anders?

D. A. Ferner: wenn die Seele alle Dinge, die sich nur ir-

gendwo bewegen, regiert und belebt, mufs sie denn nicht auch den Himmel regieren?

Kl. Nothwendig auch ihn.

D. A. Regiert ihn aber nur Eine, oder mehrere? Ich will für Euch antworten: Mehrere. Denn weniger als zwei dürfen wir nicht annehmen; eine wohlthätige, und eine, die das Gegentheil davon ist *).

Kl. Sehr richtig.

D. A. So lenkt also die Seele alles, was im Himmel, auf der Erde, und im Meere geschieht, mit den ihr eignen Arten der Bewegungen, die wir Wollen, Ueberlegen, Sorgen, Entschliefsen, richtig und falsch urtheilen, die wir Freude und Betrübnifs, Muth und Furcht, Hafs und Liebe nennen. So bringen alle diese Grundbewegungen, indem sie die Bewegungen der Körper, welche gleichsam eine zweite untergeordnete Klasse ausmachen, mit sich vereinigen, alle Zunahme und Abnahme, alle Verbindung und Trennung hervor; ferner alles, was hieraus entsteht, das Heifse und Kalte, das Schwere und Leichte, das Harte und Weiche, das Schwarze und Weifse, das Herbe, Süfse, und Bittre. Und so lange die Seele mit der Vernunft vereint ist — sie, selbst eine Gottheit mit einer Gottheit — so beglückt sie alles durch ihre Weisheit; gesellt sich aber die Thorheit zu ihr, so geschieht gerade das Gegentheil. Ist diefs nun so richtig, oder bleibt noch ein Zweifel übrig?

Kl. Keiner.

D. A. Doch zu welcher Gattung der Seelen werden wir diejenige rechnen, welche den Himmel, die Erde, und dieses ganze

*) Der Irrthum, dafs Platon hier zwei Grundwesen annimmt, ein gutes und ein böses, kann seiner Philosophie wohl nicht zu einem grofsen Vorwurf gereichen, wenn man bedenkt, wie sichtbare Spuren sich noch bis in unsre Zeiten von dieser Idee erhalten haben. Auch wurden in der That viele Schritte dazu erfordert, ehe man zu der Einsicht gelangen konnte, dafs auch die scheinbaren Unvollkommenheiten in den Plan des weisesten und gütigsten Schöpfers gehören, weil sie in Rücksicht aufs Ganze nicht mehr Unvollkommenheiten sind.

Weltgebäude beherrscht? zu den vernünftigen und tugendhaften, oder zu den entgegengesetzten? Sollten wir vielleicht, auf folgende Art hierauf antworten?

Kl. Wie meinst Du, Fremdling?

D. A. Also, Lieber. Wenn die Umwälzung und die Laufbahn des Himmels und der himmlischen Körper, den Bewegungen, den Wirkungen, oder besser dem Denken des Verstandes gleicht, wenn beide mit einander in Verwandtschaft stehn; so ist offenbar, dafs die vortreflichste Seele die Welt beherrscht, und dafs sie es ist, welche die Welt diese Laufbahn führt.

Kl. Offenbar.

D. A. Und dafs es im Gegentheil die unvollkommene Seele ist, wenn die Welt sich auf eine unzweckmäfsige, unordentliche Weise bewegt.

Kl. Auch diefs ist vollkommen richtig.

D. A. Allein welches ist nun die Bewegung des Verstandes? Hierauf ist es in der That schwer, richtig zu antworten. Billigerweise mufs ich also die Antwort mit Euch gemeinschaftlich übernehmen, meine Freunde.

Kl. Freilich.

D. A. Aber wollen wir mit unsern sterblichen Augen den Verstand selbst anblicken und erforschen? dafs es uns da nur nicht eben so gehe, als wenn man zu starr in die Sonne sieht. Man ist dann am hellen Mittag mitten im Finstern. Weit sichrer werden wir unsre Blicke auf das Bild des Verstandes wenden.

Kl. Wie verstehst Du das?

D. A. Ich meine, welcher Bewegung der Verstand wohl ähnlich ist, wenn wir sein Bild von einer jener zehn Bewegungen hernehmen wollen? Ich werde sie noch einmal in Euer Gedächtnifs zurückrufen, und dann lafst uns gemeinschaftlich antworten.

Kl. Sehr wohl.

D. A. Soviel ich mich noch erinnere, nahmen wir zuerst an, dafs einige Dinge in Bewegung, andre in Ruhe sind.

Kl. Ja!

D. A. Ferner, dafs von den Dingen, welche in Bewegung sind, einige sich in Einem, andre in verschiedenen Orten bewegen.

Kl. Auch dieſs ist ganz richtig.

D. A. Und die erstere dieser Bewegungen — die sich wie die Kugeln, die man zu drechseln pflegt, immer am Einen Mittelpunkt herumdreht — ist es, welche den Bewegungen des Verstandes nothwendig am nächsten kommen, und ihnen unter allen andern am ähnlichsten seyn muſs.

Kl. Wie so, Fremdling?

D. A. Beide, der Verstand, und jene dem Herumdrehen solcher gedrechselten Kugeln so ähnliche Bewegung um Einen feststehenden Mittelpunkt herum, bewegen sich immer auf die nämliche Weise, in dem nemlichen Ort, in der nemlichen Lage sowohl gegen den Mittelpunkt, als der Theile gegen einander, nach der nemlichen Regel, und der nemlichen Ordnung *). Niemand wird uns, wenn wir dieſs behaupten, den Vorwurf machen können, daſs wir uns schlecht auf treffende Gleichnisse verständen.

Kl. Gewiſs nicht.

D. A. Aus eben diesem Grunde aber ist auf der andern Seite diejenige Bewegung, welche sich nie auf die nemliche Weise, nie an dem nemlichen Orte, nie in der nemlichen Lage, weder gegen den Mittelpunkt, noch der Theile gegen einander bewegt, in der es ferner weder Regel, noch Ordnung, noch Verhältniſs giebt, der Bewegung des Unverstandes am ähnlichsten.

Kl. Allerdings.

D. A. Nun ist es nicht mehr schwer zu entscheiden, ob, da doch eine Seele alles lenkt, die Umwälzung des Himmels unter der Fürsorge und Leitung einer vollkommenen, oder einer unvollkommenen stehe?

Kl. Nein, Fremdling, nach dem, was wir jezt mit einander

---

*) Diese Vergleichung scheint beim ersten Anblick sehr sonderbar. Allein man bedenke nur, daſs Körper, die sich um einen feststehenden Mittelpunkt schwingen, nie ihren Ort verändern, und daſs diese Art der Bewegung gewiſs die regelmäſsigste unter allen nur denkbaren ist; und man wird finden, daſs, wenn die Operationen des Verstandes mit irgend einer körperlichen Bewegung verglichen werden sollen, diese wenigstens die einzige dazu schickliche ist.

abgemacht haben, dürfen wir nicht anders annehmen, als dafs eine mit jeder Vollkommenheit ausgerüstete Seele das Weltgebäude beherrscht, sei es nun allein, oder in Gemeinschaft mit mehreren.

D. A. Du hast unsre Schlüsse vortreflich gefafst, Klinias. Merke nur noch ein wenig auf Folgendes. Wenn die Seele alle Dinge zusammen genommen, die Sonne, den Mond, und die übrigen Gestirne lenkt, lenkt sie denn nicht auch jedes einzelne?

Kl. Wie könnte sie anders?

D. A. So wollen wir denn einmal über einen dieser Körper mit einander reden. Was wir von ihm sagen, werden wir auf alle übrigen Dinge anwenden können.

Kl. Und welchen wählst Du zu dieser Absicht?

D. A. Die Sonne z. B. Jedermann sieht ihren Körper, niemand aber ihre Seele, eben so wenig als die Seele irgend eines Thiers, es mag leben oder todt seyn. Sehr wahrscheinlich also, dafs sie, ihrer Natur nach, keinem unsrer körperlichen Sinne empfindbar ist, dafs sie nur von dem Geiste gedacht werden kann. Mit dem Verstande allein müssen wir daher versuchen, uns folgenden Begriff von ihr zu machen.

Kl. Welchen, Fremdling?

D. A. Wenn die Seele die Sonne regiert, so mufs es auf eine von folgenden drei Arten geschehn. Diefs können wir, ohne Gefahr zu irren, behaupten.

Kl. Von was für Arten redest Du?

D. A. Sie mufs entweder den runden sichtbaren Körper selbst bewohnen, und ihn eben so überall hinbewegen, als unsre Seele uns bewegt; oder, selbst mit einem feuer- oder wie einige behaupten, luftartigen Körper bekleidet, durch die Kraft ihres Körpers den Körper der Sonne von aufsen fortstofsen, oder endlich, und diefs ist die dritte Art — alles Körpers entblöfst seyn, und sich andrer höchst wundervoller, unbegreiflicher Kräfte bedienen.

Kl. Allerdings.

D. A. Auf eine von diesen drei Arten mufs also die Seele nothwendig die Sonne regieren. Aber dem sey, wie ihm wolle, ob diese Seele die Sonne und das Licht gleichsam wie in einem Wa-

gen uns zuführe, oder ob sie von aufsen, oder auf irgend eine andre Weise, welche es auch sey, auf sie wirke; so mufs doch jeder Mensch eingestehn, dafs sie ein Wesen höherer Art, dafs sie eine Gottheit ist. Oder kann er es anders?

Kl. Ohne den äufsersten Grad des Unverstandes gewifs nicht.

D. A. Werden wir aber anders von dem Monde, und den übrigen Gestirnen, von den Jahren und Monaten, von dem Wechsel der Jahrszeiten reden. Auch diefs alles ist von Einer, oder mehreren mit jeglicher Vollkommenheit begabten Seelen hervorgebracht. Werden wir nicht auch diese Seelen für Gottheiten erkennen, sie mögen nun, indem sie den Himmel beherrschen, in den Körpern selbst wohnen, oder auf diese, oder jene Weise dabei wirksam seyn. Und mufs man also nicht eingestehn, dafs das ganze Weltall mit Göttern angefüllt ist?

Kl. Niemand, Fremdling, ist thöricht genug, es zu leugnen.

D. A. So können wir denn nun, lieber Klinias und Megill, diejenigen verlassen, welche das Daseyn der Götter bisher nicht glaubten. Wir haben ihnen nun enge Schranken gesetzt, haben ihnen nun genau den Weg vorgeschrieben, den sie gehn müssen, wenn sie uns antworten wollen.

Kl. Welche Schranken, welchen Weg meinst Du?

D. A. Den dafs sie nun entweder uns folgen, und den übrigen Theil ihres Lebens hindurch das Daseyn der Götter für wahr halten; oder uns zeigen müssen, dafs wir Unrecht hatten, die Seele für das erste aller Dinge, für den Ursprung aller übrigen anzunehmen, so wie alles, was wir aus diesem Satz weiter folgern. Lafst uns nur noch einmal sehn, ob wir ihnen das Daseyn der Götter hinreichend bewiesen haben, oder ob unsrem Beweise noch etwas fehlt?

Kl. Gewifs nicht das geringste, Fremdling.

D. A. Nun so haben denn diese Untersuchungen ein Ende; und so wollen wir denn jezt die zurückzuführen suchen, die zwar das Daseyn der Götter nicht bezweifeln, aber doch nicht glauben, dafs sie sich um die menschlichen Angelegenheiten bekümmern.

Ueber

# die gegenwärtige französische tragische Bühne.

---

## Aus Briefen.

---

Paris im August 1799.

— Besonders über die Schauspielkunst hatte ich Ursache viel zu denken und es ist mir über sie manches neue Licht aufgegangen.

Ich bin weit entfernt zu behaupten daſs die hiesigen Schauspieler, auch die bessern, mehr und etwas höheres wären als unsere guten, oder wenigstens als diese seyn würden, wenn bei uns diese Kunst mehr begünstigt wäre; aber die Mimik ist hier mit den bildenden Künsten in genauere Verbindung gebracht. Wenn sie bei uns nur zur Einbildungskraft, zur Empfindung spricht, so gewährt sie hier auch dem bloſsen Auge einen gröſsern Reiz. Da man in dem französischen Schauspiele zugleich den Maler, den Bildhauer und den pantomimischen Tänzer vereinigt sieht, da auch derjenige Theil seines Spiels, der an sich nicht bedeutend ist, künstlerische Harmonie und Schönheit besitzt; so glaubt man einen engern Bund aller Künste zu erblicken und ahndet eine, vielleicht minder groſse und tiefe, aber gewiſs eine ästhetische Stimmung. Der Mensch, blos

als Mensch betrachtet, hat ohnstreitig bei dem hiesigen Theater einen kleinern Genufs; allein einen desto höhern der Künstler. Besonders würde der fremde Schauspieler gezwungen werden hier über seine Kunst nachzudenken, zu reflectiren, da er hier deutlichere Spuren des Kunstfleifses als bei uns entdecken müfste.

Freilich aber ist die französische tragische Bühne jetzt eigentlich wenig; was ich hier sage habe ich blos von einem einzigen Schauspieler abstrahirt, von *Talma*.

Was die übrigen betrift, so kann man nur bei einigen die Vorzüge dieses Mannes in sehr mäfsigem Grade, bei andern, was in ihm vielleicht Element eines Fehlers genannt werden könnte, in Carikatur sehen. Zwar giebt es noch sehr gute Schauspieler für die Comödie, *Molé, Fleury*, Mlle. *Contat, Baptiste, Dugazon, Grandmesnil,* von welchen nachher einige Worte besonders. Gegenwärtig von den tragischen Schauspielern.

*Talma* ist erst seit 11 bis 12 Jahren auf dem Theater, er hat *le Kain* nicht mehr gesehen und niemand zum Muster nehmen können. Er spielt jetzt, und schon seit der Revolution, sehr oft, da man die alten Stücke selten giebt, Rollen die vor ihm nie gespielt worden sind, und die er neu hat schaffen müssen. Er hatte also einige Freiheit und nähere Veranlassung sich einen eignen Styl zu bilden und ob es gleich für den, der die ältern und besten französischen Schauspieler nicht mehr gesehen hat, bedenklich ist eine solche Behauptung zu wagen; so glaube ich doch mit Grunde sagen zu können: dafs die französische Schauspielkunst durch ihn eine Erweiterung genommen hat. In der malerischen Schönheit der Stellungen und Bewegungen kann er nicht leicht von jemand übertroffen worden seyn, da ihn für diesen Theil der Kunst schon die Natur so sehr begünstigt hat.

Zwar ist er eher klein als grofs und so geht ihm etwas allerdings für den Ausdruck der Würde verloren; allein sonst ist er eine der wohlgebildetsten und harmonischsten Gestalten die man sehen kann. Sein Gesicht ist zugleich von feinem und kraftvollem Ausdruck, ein kleines rundliches Oval, eine kleine, an der Stirn etwas eingebogne, aber fein geschnittne Nase, schwarze, feurige Augen, sehr ausgearbeitete und ausdrucksvolle Wangenzüge, besonders um den Mund herum. Sein Wuchs ist schlank und fein, die Arme, auf die es beim Heldenkostüm, wo man sie oft nackt sieht, sehr ankommt, gut gebildet, die Lenden, Schenkel und Füfse von musterhafter Schönheit.

Mit dieser Gestalt verbindet er offenbar eine sehr malerische Einbildungskraft. Er hat, wie seine Kunst überhaupt, so insbesondere das Kostüm sehr sorgfältig und nach den besten Hülfsmitteln studirt. Er zeichnet selbst und man sieht ihm an dafs jede Situation die er sich denkt, auch vor seiner Phantasie als malerische Gestalt dasteht. Auf dem Theater ist jede seiner Bewegungen schön und harmonisch, sein Anstand durchaus edel und gratiös. Er mag sitzen, stehen, niederknien, so wird es der Maler immer werth finden diese Stellungen zu studiren. Wenn man bei andern Schauspielern wohl hie und da einzeln ein schönes Gemälde, wie man es hier nennt, bemerkt, so zeigt sein Spiel eine ununterbrochene Folge derselben, einen harmonischen Rhythmus aller Bewegungen, wodurch denn das Ganze wieder zur Natur zurückkehrt, aus der diese Art zu spielen, einzeln genommen, schlechterdings heraustritt.

In diesem Theil der Kunst mag indefs *Talma* seine Vorgänger nur erreicht oder übertroffen haben, eigen ist wohl sein Studium des Kostüm, in welchem er ohnstreitig unübertreffbar ist, so wie auch dafs er, dasjenige was die übrigen vielleicht nur als blofsen Anstand und Heldenwürde

angesehen haben, auf eine ächt künstlerische Weise, als schöne und malerische Natur, behandelt.

Worinn er aber vorzüglich um einige Schritte weiter gegangen zu seyn scheint ist die Wahrheit und Stärke des Ausdrucks. Man sieht dafs er nicht, wie es sonst die Art der hiesigen Schauspieler ist, welche die meisten ihrer Rollen durch Tradition empfangen, nur andere Schauspieler, sondern dafs er die Natur selbst studiert hat, und es ist nicht unwahrscheinlich dafs ihm die Begebenheiten der Revolution hierzu einen reichen Stoff dargeboten haben.

Sein Minenspiel ist erstaunlich ausdrucksvoll, seine Gebärden natürlich und minder regelmäfsig abgemessen. Er läfst den Zuschauer nie kalt, sondern reifst ihn hin und erschüttert ihn. Das blofse rührende würde ihm, glaube ich, weniger gelingen.

Er nimmt sich mehr Freiheiten als es die französische Bühne sonst erlaubt. Er spricht wirklich mit den Personen des Stücks, nicht wie es hier noch meistentheils geschieht, mit den Zuschauern. Er thut, wenn es Gelegenheit giebt, einige Schritte gegen den Hintergrund des Theaters und zeigt den Zuschauern den Rücken, er hält nie, wie andere, in einzelnen Gemälden, auch wenn ihn der Beifall des Publikums unterbricht, so statuenhaft inne, mit einem Wort er ist bei weitem ungebundener und natürlicher.

Einige haben behaupten wollen dafs er sich nach der englischen Bühne gebildet habe, aber dies Vorgeben scheint keinen Grund zu haben. Zwar ist er gröfstentheils in England erzogen worden, doch da er sich damals noch nicht zum Schauspieler bestimmte, so hat er, wie ich ihn selbst bedauern hörte, das dortige Theater nicht benutzen können. Seinen eigentlichen Schauspielerunterricht hat er in der *école Dramatique,* die es hier ehemals vor der Revolution gab, erhalten, und sein besonderer Lehrer ist ***Dugazon*** ge-

wesen, ein guter komischer Schauspieler, der auch sonst viel Theaterkenntnifs besitzen soll.

Seine gewöhnlichen Rollen, so viel ich sie kenne sind: *Titus* im *Brutus*, *Nero* im *Britannicus*, und in dem neuen Legouvischen Stück *Neron et Epicharis*, *Orest* in *Iphigenie* von *de la Touche*, *Aegisth* im *Agamemnon*, *Macbeth* und *Othello*, in den Umarbeitungen dieser Stücke von *Ducis*, *Carl IX.*, in *Chenier's* Stück, *Moncassin* in den *Venitiens* von *Arnault* (einem Stück das viel tragisches Talent verräth) u. s. f.

Carl IX. hat ihm zuerst Namen verschafft, ob er gleich auch vorher, wo er wegen seiner Jugend nur Nebenrollen erhielt, schon einige von diesen sehr herauszuheben verstand.

Sein Organ, das vielleicht keinen sehr grofsen Umfang hat, weifs er sehr geschickt zu brauchen und in sich hat es einen unendlich tragischen Ton, der unmittelbar das Innerste ergreift.

*Talma's* Stärke überhaupt liegt wohl in dem Ausdruck der hochtragischen, finstern und melancholischen Momente, wo der Geist und die Leidenschaft über sich selbst brüten und die letztere noch verhalten ist. Wenigstens hat er auf mich in diesen Stellen einen gröfsern Eindruck gemacht, als in denen wo die Leidenschaft in Heftigkeit ausbricht; ob er gleich auch da nicht allein das nöthige Feuer besitzt, sondern sich immer mit Weisheit mäfsigt und beherrscht. Ob ihm das blos zärtliche und rührende gut gelingen würde? möchte ich nicht sagen.

Ich habe erst hier ein sehr sonderbares Stück kennen lernen *Abufar* von *Ducis*. Theils des Mangels an Handlung, theils der Entwicklung wegen, ist es kaum eine Tragödie zu nennen; aber es mangelt ihm nicht an tragischem Stoff.

In der Familie eines Anführers einer arabischen Horde, verlieben sich Bruder und Schwester in einander. Der

Bruder entflieht, um seiner Leidenschaft zu entgehen, allein eben dieselbe treibt ihn wieder zurück; und da er auch jetzt nicht hoffen kann, auf irgend eine Weise in seiner Liebe glücklich zu seyn, so entschliefst er sich endlich zu einer neuen Flucht. Er entdeckt es seiner geliebten *Zulima* und sein Vater *Abufar* erfährt nun das Geheimnifs. Es zeigt sich jetzt dafs *Zulima* nur ein angenommenes Kind, nicht dessen Tochter ist und beide Liebende werden mit einander verbunden.

Dies ist der einfache Plan dieses sonderbaren, aber an schönen Versen und dichterischen Nebenbeschreibungen reichen Stücks, das durch eine Episode noch einigermafsen verwickelt wird.

*Talma* spielt die Rolle des *Pharan*, des entflohenen und zurückkehrenden Sohnes und sie gelingt ihm vortrefflich. Er weifs die fürchterliche und schwarze Stimmung, welche der Seele die hoffnungslose Verzweiflung, eine von Göttern und Menschen gemifsbilligte Leidenschaft, das Verlassen eines geliebten und, nach den Sitten seines Volks, beinah göttlich verehrten Vaters, und der Entschlufs zu einer Flucht in die Wüste, bei der er sich jeden Gedanken an Rückkehr abschneidet, einflöfst, auf eine solche Art zu schildern, dafs man sich ganz in diese Lage versetzt und in die Empfindung mit fortgerissen fühlt.

Er wird auch hier sehr gut durch die Schauspielerin, welche *Zulima* spielt, unterstützt. Mlle *Vanhove* besitzt ein vorzügliches tragisches Talent, das besonders in einigen Rollen eine bewundernswürdige Wirkung hervorbringt. Am besten finde ich sie in der Cassandra, in *Lemercier's* Agamemnon, eine Rolle die ihr auch ganz eigenthümlich angehört, da bisher auf der französischen Bühne keine ähnliche vorhanden war.

Mit grofsem Vergnügen habe ich neulich auch *Talma* im *Cid* gesehen. Er hatte, was viel sagen will, Würde genug um das Gigantische dieses Stücks nicht lächerlich erscheinen zu lassen. Die Scene, wo er zwischen Liebe und Ehre kämpft, die Scene, wo er in Chimenes Haus tritt, und andere, spielt er meisterhaft. Was soll man überhaupt zu diesem Stücke sagen! Es gehört doch etwas dazu, einen solchen Stoff und zum Theil eine solche Ausführung zu wagen und noch jetzt hier Theilnahme und Bewunderung zu erregen.

Es ist äufserst schwer bei einer so schnell vorübergehenden Kunst wie die Mimik ist Vergleichungen zwischen zwei verschiedenen Stylen anzustellen, wenn man den einen unmittelbar vor sich hat und den andern blos im Gedächtnifs trägt. Wie man in einer Gallerie von dem Bilde eines Meisters zu dem eines andern übergeht, so habe ich oft gewünscht mich in wenig Minuten von hier auf ein deutsches oder englisches Theater versetzen zu können.

Die französische Bühne hat indefs doch einige sehr auffallende Eigenthümlichkeiten, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich folgende Züge charakteristisch an ihr nenne.

Der französische tragische Schauspieler hat durchaus einen mehr leidenschaftlichen Ausdruck als der Deutsche. Er spielt, wenn ich so sagen darf, mehr die Leidenschaft als den Charakter, hält den Zuschauer mehr bei dem augenblicklichen Zustand seines Gemüths fest, läfst ihn weniger in das Innere seiner Seele und den Gang seiner Empfindungsart schauen. Daher ist in verschiedenen Rollen weniger Abwechslung und weniger Individualität. Man könnte ein Bild eines tragischen Helden im allgemeinen entwerfen, und würde in einzelnen Rollen dasselbe Bild, mit ziemlicher Vollständigkeit, wieder finden.

Eben daher ist, ohngeachtet der, bei guten Schauspie-

lern freilich sehr künstlich berechneten Steigerung des Affekts, doch der Ausdruck auch gleich von Anfang herein bewegter und leidenschaftlicher als bei uns.

Bei seinem ersten Hereintreten sieht man es dem Schauspieler an, dafs er von Leidenschaften bestürmt, mit schrecklichen Ereignissen im Kampf seyn werde. Der Ausdruck der Leidenschaft selbst ist weit mehr der physische der Natur, als der höhere und idealische. Die Leidenschaft ist vorzüglich von der Seite des Erliegens unter einer fremden Gewalt genommen, und es ist vergessen dafs sie auf der andern Seite, in edlen und grofsen Individuen, aus einer Tiefe herstammt, die wir selbst nicht ergründen können, und dafs sie dort selbst mit unsern höchsten Kräften, sogar mit der Vernunft in Uebereinstimmung stehen kann, der sie nur, entweder in einzelner Anwendung, oder in dem was wir uns mit Begriffen deutlich zu machen und zu entziffern verstehen, widerspricht.

Der französische Schauspieler fühlt nicht, und läfst den Zuschauer nicht empfinden, dafs die Leidenschaft oft Ausbruch einer Seele ist, die, aus Unvermögen unentwickelter Kräfte, also aus Dumpfheit; oder aus Fülle und Gröfse der Kraft, wo alsdann der Moment der Leidenschaft zugleich der Moment der höchsten Klarheit ist, sich sonst nicht verständlich zu machen weifs.

Was ich bei den hiesigen Schauspielern Naturausdruck von Leidenschaft nenne, kann ich Ihnen durch einige Beispiele deutlich machen.

Unter den Schauspielerinnen zeigt jetzt Mlle *Raucour* unstreitig am meisten die Reste der ehemaligen grofsen Talente. Niemand kann ihr absprechen dafs sie ihre Rollen mit vieler Einsicht behandelt, dafs sie den Ausdruck der Leidenschaft in ihrer Gewalt hat, dafs sie mit dem spielt was man hier *Ame* nennt, und was ich zu schwach mit

Empfindung, und nicht ganz richtig mit Seele übersetzen würde; da dies letztere Wort bei uns eine sanftere und feinere Bedeutung hat.

Ich habe sie meistentheils stolze, ehrgeizige und heftige Rollen spielen sehen. Ihre Gestalt und ihr jezt zu starkes, männliches Organ machen sie dazu vorzüglich geschickt; aber stellenweise findet sich manches Anstöfsige. Plötzliche und rasch veränderte Beugungen der Stimme, abgebrochne Bewegungen der Arme, ein, uns wenigstens, oft widriges Werfen des Kopfs, ein affectirter Gang und besonders ein Ton der Stimme, der nur der Ton des heftig geäufserten Affects, nicht der einer tief empfundenen Leidenschaft ist, kurz wenn man es stark ausdrücken soll: wie man es bei wirklich schlechten Schauspielern sieht, ein stolzes und anmasliches Wesen, das unmittelbar ans Gemeine grenzt.

Ich bescheide mich dafs *Clairon* und *Dumesnil* noch weniger in diese Fehler verfallen sind; aber Gattung und Styl müssen im Ganzen immer dieselben gewesen seyn.

Bei kämpfenden Leidenschaften fehlt dem hiesigen Spiel, wie mich dünkt, vorzüglich der Ausdruck des Punkts aus dem sie, im Innern der Seele, gemeinschaftlich entspringen. Zu häufig wird hier die eine als wahre innere Empfindung dargestellt, die andere als entstünde sie aus Betrachtung des fremden Urtheils und so verliert das Ganze an Idealität.

So erinnere ich mich dafs z. B. die *Raucour* jene Stelle in der Phädra, wo diese in eine Art wahnsinniger Träumerei versinkt, meisterhaft spielte und vorzüglich die schönen Verse:

*Dieux! que ne suis-je assise aux ombres des forêts!*
*Quand pourrai je au travers d'une noble poussière*
*Suivre de l'oeil un char fuyant dans la carrière.*

vortreflich sagte.

Wie sie nun aber wieder zu sich kam waren Ton und Gebärde zu brüsque, gar nicht mehr auf die innere Empfindung, nur auf das äufsere Urtheil berechnet.

Statt inneren Schmerzens und innerer Verwirrung über diese unglückliche Zerrüttung ihres Gemüths, schien sie nur in Verdrufs auszubrechen, sich so verrathen zu haben und das höhere und idealische Gefühl wurde dem kleinlichen aufgeopfert. Freilich zeigte ihr der Dichter hier selbst das Spiel an; allein die wahrhaft seelenvolle Schauspielerin würde den Contrast hier lieber gemildert haben, statt ihn herauszuheben.

An *Talma* würde man so etwas nicht sehen. Er ist durchaus edel und zeigt die ächte Würde des Characters, nicht den blos angeerbten Heldenstolz. Er ist in allem natürlicher und freier, aber auch in ihm ist der Naturausdruck der Leidenschaft stärker als wir es wenigstens immer wünschen. Die Arbeit seines Gemüths zeigt sich oft für uns zu stark in seinen Athemzügen und seinen Stellungen; seine Gesichtszüge verrathen ganz eigentliches Leiden, und wenn Homers Helden sich nicht scheuen zu weinen, so scheut der französische Schauspieler sich nicht die physische Anstrengung der Leidenschaft zu zeigen, sollte auch das Erliegen unter derselben ins unmännliche übergehen. Ja er hütet sich sogar nicht immer vor unästhetischen Verzerrungen des Gesichts. Sein Spiel drückt also mehr Leidenschaft, als Charakter und Gemüth aus, die Leidenschaft mehr in ihren physischen Aeufserungen, als in ihrer innern Gestalt, ihren Wirkungen auf die Empfindung. Er stellt weniger den idealischen als den Naturmenschen dar.

Wird diese Manier übertrieben, so ist sie entsetzlich und weder Natur noch Idealität, sondern die, mit sichtbarer, und daher natürlicherweise manierirter Kunst, nachgeahmte gemeine Wirklichkeit.

Ist sie durch natürliches Gefühl und ästhetischen Sinn gemäſsigt, so macht sie eine groſse und starke Wirkung; aber ich habe wenigstens immer dabei zu empfinden geglaubt daſs die Seele nicht ganz befriedigt wird und daſs noch etwas höheres erwartet wird.

Doch sind bei den guten Schauspielern die Schattirungen natürlich sehr fein, und es fehlt da nur die letzte Vollendung der innern Harmonie der Empfindung. Die Wirkung ist nur nicht so geistig als man wünschte, sie setzt unser Gemüth nicht in eine so energische und fruchtbare Bewegung.

In dem Gebärdenspiel ist der französische Schauspieler, wie schon oben bemerkt worden, mehr malend als der Deutsche, der nur fast ausdrückende Gebärden kennt; doch läſst sich bei guten Schauspielern hierinn nur selten eine Uebertreibung wahrnehmen.

Es sind nicht die häufigen Gesten der mittäglichen Völker; aber es sind zum Theil, der Zahl und der Art nach, von dem Sinn der Rede wenigstens nicht nothwendig hervorgebrachte Bewegungen. Es scheint vielmehr als müsse der Rhythmus und die Cadence der Verse zugleich durch eine eben solche Folge von Bewegungen begleitet werden, die nur da wo der Sinn mehr Gewicht bekömmt eigentlich bedeutend werden. Dies hängt genau mit der Versifikation der Stücke zusammen, mit der Feierlichkeit der ganzen Komposition einer Tragödie, und mit der Art der Declamation.

Die Declamation ist zwar ganz frei, der Reim wird sogar absichtlich versteckt, und der Vers in andere Glieder zertheilt, als ihm die Scansion anweis't; allein da die französische Sprache und Declamation keinen Sylbenaccent kennt; da die Franzosen im Lesen mit einer besondern Eigenthümlichkeit, die, so viel ich weiſs, keine andere Nation

hat, nicht ihre Accente nach dem Sinngewicht der Worte, oder doch wenigstens nicht beständig und regelmäſsig vertheilen, sondern hierin mehr einem, durch Gebrauch und Wohlklang bestimmten Rhythmus folgen, nach welchem oft das Adjectivum vor dem Substantivum, oft eine Partikel vor beiden, und meistentheils das unbedeutende Endwort eines Comma's vor seinen bedeutenden Vorgängern, den Vorzug erhält; da in der poetischen Declamation gewöhnlich in jedem Vers ein Wort herausgehoben wird; so muſs auch das Gebärdenspiel, das die Declamation begleitet, solchen Gesetzen folgen.

In dieses mischt sich nun aber vornehmlich das Bestreben nach malerischen Bewegungen, das überall auf der Bühne herschend ist, daher sieht man auch oft Attitüden verlängern, die bei uns schneller wechseln würden. So geht der Schauspieler, nach einer bedeutenden Scene, mit einer gleichsam verlängerten Gebärde von der Bühne ab, da wir es nicht billigen würden, wenn sich jemand, z. B. mit aufgehobenen Armen entfernen und, bis er vor dem Zuschauer verschwindet, so bleiben wollte.

Wenn es bei uns geschähe, würde es wenigstens mit Heftigkeit und Schnelligkeit geschehen, hier behält es noch immer die zögernde Ruhe, die allen ästhetischen Stellungen eigen ist.

Das Malerische des Spiels macht hier einen wichtigen Theil aus, und hierin muſs man, glaub' ich, einen Vorzug selbst über das zugestehen, was wir von unsern Schauspielern auch nur wünschen.

Dies für uns fremdartige Gebärdenspiel mag, ob ich es gleich historisch nicht weiſs, verschiedne Stufen durchgegangen seyn. Anfangs war es vielleicht blos Ausdruck pathetischer Würde und man bewegte die Arme vermuthlich eben so regelmäſsig als man die Alexandriner, nach

ihren Abschnitten, herrollen lies. Nachher mischte sich einerseits der Verstand hinein und brachte das Malen hervor, und anderseits gab der besser gebildete, ästhetische Sinn Rhythmus und gefällige Harmonie, spät erst haben Empfindung und Ausdruck ihr Recht erhalten.

Was mir *Talma's* Spiel so werth macht ist dafs er dies alles so gut verbunden hat, dafs er das Malerische der Stellungen, den Ausdruck der Empfindung und die Feierlichkeit, die man der französischen Tragischen Bühne schlechterdings nicht nehmen darf, weil einmal die Dichtungen selbst alle darauf berechnet sind, vollkommen mit einander zu verschmelzen weifs.

Der letzte charakteristische Zug der französischen Schauspieler scheint mir endlich der: dafs sie mehr als unsere an das Publikum denken. Wie unsere Schriftsteller oft nur für sich schreiben, so spielen auch unsere Schauspieler oft nur für sich, und glücklich genug, wenn sie nur noch an die Personen denken mit denen sie reden. Dies wird dem Franzosen nie begegnen; aber er verfällt in den entgegengesetzten Fehler, viel zu viel gegen das Publikum zu reden.

Ueber die Art wie sie sich im Gespräch gegen einander stellen liefse sich überhaupt, besonders wenn man im Ganzen nicht blos von den besten redet, mancherlei aussetzen.

Sobald sie mit einander in Uneinigkeit sind, so wenden sie sich leicht, auf eine wirklich unhöfliche Weise, von einander ab, und drehen sich, so viel sie nur können, den Rücken zu, als wollten sie nun auch gar nichts mehr von einander wissen und hören.

Im Ganzen scheint es mir also, als gäbe uns zwar die französische Schauspielkunst ein weniger hohes und idealisches Bild von dem Menschencharakter, als das ist nach dem wir bei uns streben; aber sie trägt offenbar mehr den

Charakter der Kunst, im besten Verstande, an sich, ist immer ästhetisch und benutzt mehr die Vorzüge der ihr verwandten Künste.

Wir Ausländer pflegen ihr Unwahrheit und Unnatur zuzuschreiben, und unstreitig nicht ohne Grund. Die Franzosen selbst glauben hingegen jetzt der Natur so nahe zu seyn, als es nur immer möglich ist ihr zu kommen. Wie soll man diesen Widerspruch auflösen?

Eine Auflösung ist eigentlich nicht möglich; erklären läfst er sich aber vielleicht dadurch: dafs jede Nation einen eignen Begriff von Natur hat, dafs sie das so nennt was ihr leicht und gewöhnlich ist. Kein Begriff ist bei der Kenntnifs materieller Verschiedenheiten so wichtig, und keiner vielleicht müfste, zum Behuf der Charakterbildung, so sorgfältig bestimmt werden. Denn wer sich den reinsten und würdigsten Begriff von dem was man Natur nennt zu eigen gemacht hat, ist unstreitig auch der gehaltvollste Mensch, da man immer von selbst alsdann zu einer solchen Natur hinstrebt.

Die Franzosen verbinden mit dem Ausdruck Natur fast ausschliefsend den Begriff des Einfachen, Leichten, durchaus Gehaltnen. Da sie nun auch die Kunst nur fast von eben dieser Seite, der Seite des Geschmacks, der sich nichts Anstöfsiges erlaubt, kennen; so verbinden sich diese beiden Begriffe leicht mit einander und so ist es begreiflich dafs sie ihr Spiel durchaus natürlich nennen, weil es nach ihrem Geschmack nichts übertriebnes enthält. Wenn wir gleich, was eben freilich mehr die Schuld der Dichter als der Schauspieler ist, den Gehalt, die Wahrheit und die auf sich selbst beruhende Freiheit der Natur vergebens darin aufsuchen. An einen reinen Gegensatz der Natur und Kunst ist, so scheint es, bei ihnen nicht zu denken; aber weil sie einen sehr leicht gereizten Ekel vor der rohen und selbst

der derben Wirklichkeit haben; so erscheinen sie oft ästhetischer als sie eigentlich sind.

Ist aber der Begriff der Kunst und Natur irgendwo schwer zu unterscheiden, so ist er es in der Schauspielkunst, welche die Kunst der Kunst, nicht die Darstellung der Natur, sondern die Darstellung einer andern vorhergegangenen künstlerischen Darstellung ist.

Welche Veränderung geht eigentlich mit der Natur vor wenn sie zum Kunstwerk gemacht wird? sie wird in einen Gedanken umgeschaffen, dadurch erhält sie zweierlei: sie wird der menschlichen Natur ähnlicher gemacht, da menschliche Kräfte sie in ihrer Vorstellung zusammenfassen, und sie erhält eigne, einschränkende Grenzen und wechselseitige Bestimmung ihrer Theile von der Phantasie, weil aus dem unermeſslichen All der Natur ein Stück herausgerissen und in ein selbstständiges Ganze verwandelt ist.

In der Natur ist immer mehr als in der Kunst, immer etwas unendliches; aber diesen Charakter uns mit unserer Einbildungskraft vorzustellen kann uns nur ein Kunstwerk begeistern, weil es uns, an einem Theil der Natur, ein Bild der Harmonie und Vollendung zeigt, welche sie zwar in der Wirklichkeit, aber nur in ihrem für uns unübersehbaren Ganzen an sich trägt. Die Kunst führt nie wieder auf die Kunst, sondern nur auf die Natur hin und Niemanden wird es einfallen sich, bei Lesung einer Tragödie, die Schauspieler und nicht die handelnden Personen zu denken.

Da alle Kunst ihrem Wesen nach Nachahmung ist; so hat der Künstler immer ein Vorbild, das er auf seine Weise darstellt. Das Vorbild des Schauspielers nun ist nicht gerade die Natur, sondern ein vor ihm und sogar unabhängig von ihm gemachtes Kunstwerk, die Tragödie des Dichters. Seine Kunst ist daher gebundner als andre und das Natürliche oder Unnatürliche seines Spiels darf daher nicht

mehr durch eine unmittelbare Vergleichung mit der Natur, sondern durch eine mittelbare, mit der Behandlung derselben durch den Dichter beurtheilt werden. Man darf nicht fragen: könnte Agamemnon, könnte Klytämnestra diese Bewegungen machen? sondern: könnte es der Agamemnon, der diese Gesinnungen äufsert, diese Worte sagt?

Die Kunst verräth sich durch zweierlei als Kunst, durch ihre höhere, über die Wirklichkeit hinausgehende Idealität, und durch das was in ihr, als einem Machwerk des Menschen, an Willkühr und Convention erinnert. Je mehr Conventionelles nun das Werk des Dichters enthält, einen desto gröfsern Antheil davon wird man auch im Schauspieler ertragen, ohne sein Spiel unerträglich zu nennen, ja man wird es von ihm fordern, weil sonst offenbar die nothwendige Harmonie gestört ist. Darum können die Franzosen, die einmal, aus andern Gründen, ihre Tragödie natürlich finden, unmöglich von ihren Schauspielern ein entgegengesetztes Urtheil fällen. Sie können sie nicht einmal da übertrieben nennen, wenn sie uns so erschienen. Denn es gehört mit zu der, durch den Dichter und mit Bewilligung des Zuschauers, festgesetzten Uebereinkunft, dafs der tragische Held ein anderer Mensch ist als der gewöhnliche Mensch, und daher auch stärkere Aeufserungen seiner Empfiudung hat, wozu denn die gröfsere natürliche Lebhaftigkeit der Nation noch aufserdem das ihrige beiträgt.

Gegen den Dichter gehalten, ist dann der Schauspieler wieder mehr Natur, mehr Wirklichkeit, da er uns das Werk des Dichters anschaulich macht und dies neue Verhältnifs bringt auch neue Momente in unserer Beurtheilung hervor. Bei allem Kunstgenufs macht die Einbildungskraft allein die Unkosten, es ist nie das Kunstwerk selbst und allein das uns entzückt, es ist das Bild das wir, durch dieselbe begeistert, vielleicht eben so sehr in dasselbe hinein, als aus

ihm heraussehen. Nun zerfallen alle darstellenden Künste in zwei Klassen, solche wo die Einbildungskraft den Gegenstand selbst, ganz oder zum Theil, bilden mufs, und solche, die ihn selbst unmittelbar hinstellen und wo sie nun gleichsam das Idealische darin mit hervorbringen hilft. Die letztern, glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können, müssen einen weit höhern Grad der Vollkommenheit besitzen um einen gleich starken Eindruck zu machen. Von einem Gemälde und von einer Statue z. B. die gleich mittelmäfsig sind wird doch das erstere noch mehr interessiren, weil es uns doch wenigstens das Geschäft auferlegt uns die dargestellte Scene, die dort nur in Umrissen und Farben gezeichnet ist, wirklich vorzustellen.

Die Statue läfst uns durchaus kalt und ist uns dann nicht mehr als der rohe Stein. Der schlechte Schauspieler geräth sogar in Gefahr uns Ekel zu erregen; und je reizbarer der Zuschauer gegen die rohe Wirklichkeit ist, desto mehr mufs sich jener auf der Linie der Kunst halten. Die Franzosen nun besitzen nicht nur diese Reizbarkeit in hohem Grade, sondern sie suchen auch in der Kunst weniger die hoch idealisirte Natur als nur die Kunstmanier, die Regelmäfsigkeit, Zierlichkeit und Symmetrie, die den Künstler verräth. Sie nennen daher die letzte Linie natürlich, von der man nicht tiefer herabsteigen dürfte, ohne ihren Begriffen nach, dem Kunstcharakter zu schaden. Eine Linie, die wir ganz anders bestimmen würden.

Der deutsche Schauspieler, könnte man vielleicht sagen, setzt mehr, nur auf seine Weise, blos die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck sind ihm das erste, oft das einzige worauf er sieht. Der französische verbindet mehr mit dem Werke des Dichters das Talent des Musikers und des Malers, darum ist er aber auch weniger stark in dem Charakterausdruck und macht

eine weniger tiefe Wirkung. Allein eigentlich ist selbst dies nur die Schuld des Dichters, der wieder auch hier mehr Kunstmanier als künstlerisch dargestellte Natur hat.

Wenn man sich ein Ideal eines Schauspielers denkt; so ist kein Zweifel dafs derselbe beide Vorzüge mit einander verbinden sollte. Er soll den handelnden Menschen, und zwar in seiner ganzen Persönlichkeit, darstellen, und wenn gleich in der Natur gewifs nicht alle Stellungen und Bewegungen, selbst des am meisten idealisch gebildeten Menschen, immer edel und gratios sind; so ist der Schauspieler dafür Künstler dafs er sich diese Ungleichheit in der Natur nicht zu Schulden kommen lassen soll. Da er als Künstler die Natur durch eigne Mittel nachahmt, so ist er verbunden, was er hinzufügt, vollkommen künstlerisch zu verarbeiten und in durchgängige Harmonie zu bringen.

In der Wirklichkeit kann und mufs vieles unbedeutend bleiben, man verzeiht sogar eins um des andern willen und compensirt das einzelne gegen einander, indem man sich allein an das Resultat hält. In der Kunst hingegen ist nichts gleichgültig, kann nichts auf Verzeihung, oder Entschuldigung rechnen. Auf dem Theater besonders, wo das ganze Leben eines Menschen in wenige Stunden zusammengedrängt wird, mufs alles bedeutend seyn, alles sich wechselseitig halten und tragen. Gerade wenn der Schauspieler auch nur einen einzigen Augenblick seine Natur sehen läfst, erinnert er daran dafs der Ueberrest Kunst ist. Diese Bedeutung jedes, auch des kleinsten, einzelnen Theils, diese enge Verbindung aller, dieses genaue Zusammenschliefsen derselben in ein engbeschränktes Ganzes, giebt gerade das nothwendige und wesentliche Gepräge eines Kunstwerks, den feinen glänzenden Hauch, der es begleiten mufs, wenn der feiner gebildete, denn der andere bemerkt ihn nicht,

oder liebt ihn nicht einmal, einen ächt künstlerischen Genufs daran finden soll.

Dafs die Franzosen dies mehr und strenger fordern, würde wirklich mehr ästhetischen Sinn in ihnen beweisen, wenn sie theils das innere Wesen der Kunst tiefer fühlten, theils stark genug beleidigt würden, wenn jener höhere Glanz der Kunst nicht mehr blos als die natürliche Blüthe eines jugendlichen und kraftvollen Körpers, sondern als willkührlich aufgetragene Schminke erscheint. Denn gewifs ist die Grenzlinie hier fein gezogen und der Geschmack sehr selten, welchen die manierirte Kunst eben so anekelt als die rohe Natur.

Uns Deutschen kann man, glaub' ich, den Vorwurf machen dafs wir auf diesen eigentlichen Kunstglanz zu wenig Gewicht legen. Die Ursache mag darin zu suchen seyn, dafs wir nicht sinnlich genug ausgebildet sind, unser Ohr nicht musikalisch, unser Auge nicht malerisch genug. Mir ist oft aufgefallen dafs der Deutsche, in Vergleichung mit dem Franzosen, ich möchte sagen mit dem Ausländer, aber ich wage nicht über meine Betrachtungen hinaus zu gehen, weniger die Nothwendigkeit der Zeichen kennt, dafs er unmittelbar und unabhängig von denselben auf die Sache zu gehen strebt.

Der Franzose, dies giebt schon die gemeinste Beobachtung, hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, auch der ungebildete spricht geläufig, klar und präcis; der Deutsche sucht seinen Ausdruck mit Mühe, stockt nicht selten und auch der fertigste spricht nicht immer so rund als er wünscht. Jener zählt blos sein Geld, dieser prägt sich seine Münze selbst. Daher giebt der Franzose, weil in diesem Tauschhandel kein Wechseln gilt, bald mehr bald weniger als er sollte, und ohne es zu wissen, da der Deut-

sche sich immer bewufst ist, wie vollwichtig, oder nicht seine Münze sey.

Wollen Sie andere Beweise, so nehmen Sie den verschiedenen Geist beider Sprachen, auf deren Bildung nichts so viel Einflufs gehabt hat als diese Eigenthümlichkeit. Nehmen sie wie der Franzos, im Gespräch, bei seinen Schriftstellern, seinen Dichtern, immer beim Ausdruck zuerst stehen bleibt, daran krittelt und klaubt, oft nicht tiefer eingeht und nicht selten der gemeinsten Empfindung, dem gewöhnlichsten Gedanken, wegen einer glücklichen Wendung, Eingang verstattet. Wie gutmüthig dagegen der Deutsche immer gleich nach dem Sinn hascht, Dunkelheit und selbst Uncorrektheit verzeiht, wenn nur sein Herz und sein Geist Befriedigung findet.

Nehmen Sie wie die französische Metaphysik, wenn es eine solche giebt, fast einzig in dem Einflufs der Zeichen auf die Begriffe das ganze Geheimnifs der Philosophie vergraben glaubt und alles auf Wortstreit zurückführen will. Ein Wahn, den bei uns nur die Popularphilosophie gehegt, unter unsern eigentlichen Philosophen aber nur Mendelsohn, in seinen letzten Zeiten, begünstigt hat.

Der Deutsche möchte unmittelbar mit seinem Geist und seiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überspringen, die Seyn von Seyn und Kraft von Kraft so trennt, dafs sie sich nur durch vermittelnde Zeichen verständlich machen können. Was er fühlt und denkt stellt sich nicht sogleich in Ausdruck dar, dem Sprechenden nicht in bestimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Maler und Bildner nicht sogleich in Gestalt und vor allen dem Schauspieler, weil wir wirklich eine sehr gebärdenlose Nation sind, nicht sogleich in Miene und Gebärde. Er hat in der That weniger Sprache als andere Nationen, und doch, ich sage es frei, weil ich

es einmal nicht anders empfinden kann, hätte er sich so viel mehr und bessers zu sagen.

Der Kunst kann diese Stimmung ohne Zweifel nachtheilig werden. Sie macht daſs unsere Dichter z. B. meistentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der sinnlichen Pracht der Diction, nicht nur den Alten, sondern oft auch den Neuern nachstehen und dadurch, wenn nicht geringere Kraft, doch wenigstens geringern poetischen Schwung besitzen.

Es ist, dieſs im Vorbeigehen zu bemerken, wunderbar daſs ein ächt deutsch gebildetes Genie, daſs ein Mann der, wenn gleich mit allen Musen des Auslands vertraut, gewiſs keiner nachahmend gehuldigt hat, daſs gerade Voſs hierin die Ausnahme macht. Wenn man erst, was jezt noch lange der Fall nicht ist, dahin gekommen seyn wird, allgemein zu verstehen was er fordert und leistet; so muſs in diesem Punkt eine Revolution entstehen, die um so wohlthätiger seyn wird, als sie blos uns selbst angehört.

Wie unendlich mehr ist, eben von dieser Seite, an unserm Schauspiel zu vermissen! Man hat oft geklagt, daſs es auf unserer Bühne an edlem, feinem und gratiösem Anstand fehle; allein was ich hier meine ist noch mehr und etwas anders.

Es geschieht bei unserer Tragödie überhaupt nicht genug für das Auge, nicht genug in ästhetischer und noch weniger in sinnlicher Rücksicht. Und doch wäre wenigstens das erstere durchaus nothwendig. Wir verlangen ja von einer guten malerischen Composition, daſs die verschiedenen Gruppen, auch nur als Massen und Formen, und ohne Rücksicht auf den Sinn der Darstellung betrachtet, in angenehmen Verhältnissen stehen und gefällige Umrisse bilden sollen. Die gleiche Forderung ergeht an die rhythmischen Verhältnisse der Perioden bei dem Dichter und selbst

dem Prosaiker, und sogar von einer Reihe nach einander erregter Empfindungen wollen wir noch dafs sie, wie eine Reihe zusammenstimmender Töne, eine harmonische Folge ausmachen. Es giebt mit einem Wort eine eigne Energie unserer Einbildungskraft, vermöge welcher sie blos mit leeren Formen spielt und die blofsen Theile des Raumes und der Zeit in gefälligen Verhältnissen an einander zu reihen strebt, und dies reine ästhetische Bedürfnifs unserer Phantasie fordert bei jedem Werke Befriedigung, das irgend einen Anspruch auf Kunst zu machen wagt. Diese Befriedigung darf auch der Schauspieler dem Zuschauer nicht versagen, und er, der bestimmt ist zugleich als redender und als bildender Künstler zu wirken, leistet nur das erstere, wenn er jenen Vorzug vernachlässigt. Selbst den blofs sinnlichen Theil der Kunst sollte man weniger verachten. Decoration, Kostum und, wenn der Schauspielerkunst eine eigne Erziehung gewidmet würde, vor allem die Bildung des Körpers selbst, sollte mit mehr Sorgfalt behandelt werden. Freilich müfsten denn auch unsere Tragödien um eine Stufe höher steigen und sich in ein Gewand kleiden, das auch auf den blofsen Sinn einen gröfsern Eindruck machte. Ein Schritt geschieht schon dadurch dafs die Versification zu einem wesentlichen Erfordernifs gemacht wird, auf diesen können die andern leicht folgen.

Aber für den Schauspieler bleibt immer das Wesentliche das: dafs er das Dichterische und Malerische seiner Kunst nicht trenne und noch weniger dem letztern den Vorzug einräume, denn sonst sinkt er nicht blos vom Gipfel der wahren Kunst herab, sondern versperrt sich auch auf ewig allen Rückweg dazu. Keine Kunst ist der Schauspielkunst in gewisser Rücksicht so nahe verwandt als der Tanz. Wie nun der gute Tänzer sich nie begnügt einzelne Schönheiten zu zeigen, sondern nach Schönheit und Har-

monie im Ganzen strebt, wie er nie einzelne edle und gratiöse Bewegungen, sondern einen Körper zeigen will, der sich nicht anders als edel und gratiös zu bewegen vermag, wie er den Zuschauer endlich dahin bringt, nichts als die innere organische Kraft zu bewundern, die sich in tausend mannichfaltigen Gestalten entwickelt und alle beherrscht und in allen ästhetisch harmonisch erscheint; so muſs der Schauspieler die Einbildungskraft seines Zuschauers allein auf die Seele versammeln die ihn belebt, und die zugleich aus seiner Stimme, seinen Mienen und Gebärden hervorstrahlt.

Dies thut der französische nie und kann es nicht, bis sein Spiel die Werke anderer Dichter begleitet. Er zeigt und malt den ganzen Zustand der Seele, die Empfindung, die Leidenschaft, den Entschluſs; aber nicht das von Empfindungen zerriſsne, von Leidenschaften bestürmte, zu kühnen und raschen Entschlüssen gestählte Herz selbst.

Wie könnte aber der Schauspieler darstellen, was seinem Wesen nach nicht darstellbar ist? Freilich kann er uns nur die Aeuſserungen zeigen; aber es giebt unleugbar eine Stimmung im Menschen, wo, in der engsten Verbindung aller Empfindungen und Gesinnungen, jeder sein individuelles Wesen ganz und rein fühlt. Wenn sich der Schauspieler in diese Stimmung versetzt, wenn er Stimme, Miene, Gebärde allein nur aus ihr abflieſsen läſst; so erregt er dieselbe Stimmung in uns und es entsteht nun wirklich, was bei jedem groſsen Kunsteffect der Fall ist, daſs der Zuschauer mehr sieht als der Künstler unmittelbar darzustellen vermag.

Es ist in der That eine ungeheure Aufgabe, alle Gefühle der Menschheit zu erregen, die tiefsten und mächtigsten Kräfte der Natur zu beschwören und sie doch nur als Kunst wirken zu lassen und ästhetisch zu beherrschen. Und

dies ist doch, was wir vom Schauspieler verlangen, dessen Kunstsprache, wenn ich so sagen darf, das ganze menschliche Empfinden, Reden und Handeln ist. Das Studium seiner Kunst führt auf die äufsersten Feinheiten der Psychologie. Wie jeder Künstler ist er verbunden zu idealisiren, sein Idealisiren aber besteht darin dafs er seiner Rolle durchaus Charakter giebt, dafs er alle Eigenschaften die ihr der Dichter beilegt als Individualität darstellt. Wie individuell auch die Poesie sey, so hat sie immer als blofses Gedankenbild etwas Vages und Unbestimmtes, dies soll der Schauspieler fixiren und zwar fixiren in seiner wirklichen Person, die ihm oft fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Was er also zu studiren hat ist die Form des Charakters, die Art wie der Mensch durchgängige Einheit und Nothwendigkeit besitzen kann.

In der Wirklichkeit wäre diese Aufgabe unausführbar, denn sie hiefse nichts anders als ein idealisch gebildeter Mensch, und noch dazu in einer fremden Individualität seyn. Er soll sie aber vor der Einbildungskraft und durch dieselbe ausführen, machen dafs alle seine einzelnen Aeufserungen aus einer Einheit herzustammen scheinen und uns veranlassen diese zu suchen, zu ahnden und zu finden. Das letzte ist ohne Täuschung nicht möglich und diese Täuschung hervorzubringen ist das Geheimnifs des Schauspielers. Er mufs in allem was Ausdruck von Gedanken, Empfindung und Gesinnungen ist, die Kraft und die Wahrheit der Natur zeigen, ganz darin zu leben, damit allein beschäftigt scheinen und im Zuschauer alles wecken was darauf Bezug hat; zugleich aber mufs sein Spiel durchaus künstlerisch berechnet seyn, Stimme, Miene und Gebärde müssen die Einheit, die Nothwendigkeit, die Wechselbestimmung des gebundensten Kunstwerks besitzen, beides mufs er so eng verbinden, dafs auch der geübteste Zu-

schauer es nicht mehr trennen kann. Diese Verbindung wird ihm unfehlbar gelingen sobald er in seinem Studium ganz Künstler ist, in der Ausführung aber nur den Menschen zu zeigen sucht, alsdann ist der Zuschauer ganz und gar, wie bei den Franzosen fast nie der Fall seyn kann, mit der Gesinnung und dem Charakter der handelnden Person, also mit dem Wesentlichen des Gedichts, beschäftigt und glaubt die Einheit und Nothwendigkeit, die eigentlich in der gebundnen Form des Kunstvortrags liegt, in diesem zu erblicken und so ist die Idealisirung geschehen, welche der Schauspieler der Idealisirung durch den Dichter hinzufügt.

Denn hinzufügen soll er, nicht blofs den Dichter begleiten. Versäumt er die feinere Kunstform, die Regelmäfsigkeit und Schönheit seines Spiels, so thut er, im besten Falle, nichts als die Wirkung des Dichters, durch den lebendigen Vortrag, verstärken. Geht er aber darin noch einen Schritt weiter, so wirkt er gar nicht mehr als Künstler, sondern so wie es der Anblick der Natur, wenn man sie ohne künstlerische Absicht blofs nachahmt, thun würde und verläfst entweder den Dichter, oder zieht ihn mit zu sich herab.

An eine eigentliche Verschmelzung des Menschen mit dem Künstler im Schauspieler ist in Frankreich nicht zu denken, vielmehr sucht er, so wie sein Publikum, hier immer nur eine blofse Verbindung declamatorischer, musikalischer, mimischer und malerischer Schönheiten. Darum ist auch das hiesige Spiel so oft manierirt, ein Fehler, von dem selbst die besten Schauspieler nicht frei sind. Bald sind sie manierirt in dem malerischen Theile, man sieht Stellungen, welche der Sinn der Rede nicht fordert, oder Verlängerungen anderer, welche die Natur nicht verträgt, oder ein plötzliches Abbrechen und Wechseln, das dem

hiesigen Geschmack vielleicht piquant vorkommt; aber den, der alle Bewegungen nur aus Einer Quelle will herfliefsen sehen, nur stört. Eine andere Art des Manierirten ist die Uebertreibung und nicht gehörig abgemessene Abstufung des Ausdrucks; eine dritte, die zwar bei guten Schauspielern am seltensten vorkommt, mir aber auch am meisten widersteht, ist die Wiederholung gewisser Tiraden von Gesten, wenn ich so sagen darf, die ein Schauspieler dem andern nachmacht und die gleichsam Theatergewohnheit sind. Vorzüglich in Momenten des heftigsten Affects fällt, habe ich bemerkt, manchmal ein Punkt ein, wo derjenige, der an die hiesige Bühne gewöhnt ist, nun die ganze Folge von Zuckungen und Verzerrungen voraussieht, die ihm bevorsteht.

Wie unsere Bühne und besonders, wie unsere dramatischen Dichter, auf der einen Seite den sinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die reine ästhetische Freiheit und Vollendung, die uns im Ganzen, meiner Meinung nach, noch fehlen, erlangen können, glaube ich deutlich einzusehen, es ist dazu nur ein Fortschreiten nöthig. Wie dagegen die französische Tragödie zur Kraft und Wahrheit der Natur, zu einer seelenvollen und idealischen Darstellung der Menschheit kommen solle, sehe ich nicht ab. Ich glaube in der That sie müssen erst zum Drama zurück, und von da zur bürgerlichen Tragödie, ehe sie wieder an eine heroische denken können. Ein solches Umkehren aber ist ein saurer Schritt; denn offenbar ist das Drama, das sie jezt haben könnten, ihre Tragödie nicht werth. Indefs glaube ich doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken und diese macht dafs ich am meisten Lemercies Agamemnon liebe, weil er mir noch das reinste Bild der ehemaligen Gattung giebt.

Wunderbar ist es daſs die sonst so verschiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen; denn ich stimme ganz ihrer Meinung bei: daſs einige Stücke des Euripides sich zum Drama hinneigen. Es ist nicht mehr die furchtbare Herrschaft des Schicksals, es sind mehr menschliche Leidenschaften und Gesinnungen, es sind nicht mehr die tragische Furcht und das Schrecken, es ist mehr Rührung, es ist endlich nicht mehr der rasche gebundene Gang, es ist mehr Laxität und Breite. Ich finde schon im Euripides nicht mehr die Kraft und Gröſse seiner Vorgänger, ich sehe nicht, wie man nach ihm in dieser noch hätte weiter kommen können. Ewig schade daſs Agathon und andere für uns verloren sind und daſs wir kein Stück haben, dessen Stoff selbst dem Dichter angehört, wie sie deren besaſsen.

Wie überall, so kommt es auch bei dem Schauspieler auſserordentlich darauf an, in welchen Gesichtspunkt er sich stellt. Immer zwar hat er eine ihm vom Dichter gegebene Rolle vor einem Publikum vorzutragen; allein sein Spiel ist anders, je nachdem er sich einen oder den andern Theil dieses Geschäfts mehr oder minder deutlich denkt.

Der französische Schauspieler ist weit mehr Declamator seiner Rolle, das heiſst er geht mehr davon aus und bleibt strenger dabei, seine Rolle herzusagen und mit Gebärden zu begleiten und spielt weniger frei aus sich heraus, um eigentlich den Charakter der ihm angewiesen ist darzustellen. Er äuſsert mehr Achtung für den Dichter und hebt jede einzelne Schönheit sorgfältiger in ihm heraus, als der Deutsche, der nur zu oft dem Dichter Unrecht thut und blos auf den Effect im Ganzen hin arbeitet. Auſser dem, den Franzosen, wie ich schon oben äuſserte, eigenthümlichen gröſsern Respect für den Ausdruck, thut dazu die gebundene Form der Dichter sehr viel. Es ist ganz etwas anders Prosa, als Verse und wieder gereimte Alexan-

driner, als Jamben vorzutragen. Der französische Schauspieler geht wirklich in Fesseln, in denen sich nur eine aufserordentliche Kraft noch mit Freiheit und Leichtigkeit bewegen kann.

Wahrscheinlich aber kommt es von der Gewohnheit dieses Zwanges dafs die französischen Schauspieler so wenig im Drama befriedigen. Ich wenigstens gestehe gern dafs ich hier auch bei den guten, wie z. B. *Molé, Monvel,* der *Contat*, (*Talma* spielt es nur aufserordentlich selten) bald Stücke tragischen bald comischen Spiels, nirgends aber Einheit und Harmonie gefunden habe. Sobald überhaupt keine Gelegenheit mehr zu malerischen Schönheiten da ist, und sich auch nicht die gesellschaftliche, ganz unpathetische Leichtigkeit der guten Comödie, in der sie wohl unübertroffne Meister sind, zeigen kann, so verliert ihre Kunst den gröfsten Theil ihrer Vorzüge. So kann z. B. zwar niemand leugnen, dafs *Monvel* mit grofser Kunst und Einsicht spielt, dafs seine Declamation und sein Mienenspiel eine ungewöhnliche Stärke und Wahrheit besitzen, dafs er auf der französischen Bühne sich seinen eigenen Charakter geschaffen hat, und in diesem allein dasteht; aber weil er alt ist, weil er ein unangenehmes Organ, eine wahre Grabstimme hat, weil er nichts Malerisches in seinen Stellungen und Bewegungen besitzt, so erscheint sein Spiel doch trocken und hart, bringt nur heftige Erschütterung hervor, oder zwingt uns kalte Bewunderung ab. Wir sehen ihn gern, aber vorzüglich nur weil wir ihn immer studiren können, er hat einige Hauptvorzüge seiner Nation aufgegeben und auf der andern Seite doch nicht das Höchste erreicht, es fehlt ihm besonders an Schönheitssinn, an ästhetischer Harmonie und Milde.

Ein sehr merklicher Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Schauspieler ist es noch, wie ich

schon oben sagte, dafs bei diesem letztern das Gefühl der Gegenwart des Publikums immer gleich lebhaft ist, da die erstern dieselbe wirklich manchmal zu vergessen scheinen. Sie erinnern sich vielleicht dafs Diderot vorgiebt seinen natürlichen Sohn gesehen zu haben, wie ihn die handelnden Personen, als die Wiederholung einer wirklichen Begebenheit, spielten. Er läfst deutlich merken dafs er nur da eigentlich Natur und Wahrheit gesehen habe, dafs da der Dichter und Schauspieler gleich viel hätten lernen können. Es mag eine erbauliche Sittenübung seyn eine interessante Scene des Lebens gleichsam theatralisch zu wiederholen, was das aber für ein Kunstwerk seyn könnte, das auf keinen Zuschauer berechnet wäre, begreife ich nicht und eben so wenig, was Diderot als Künstler, in seiner Ecke, in der er versteckt safs, daraus lernen konnte; er sah wenigstens gewifs weder Natur noch Kunst und ein drittes ist doch nun einmal nicht zu finden.

In Paris indefs begreift man es dennoch wie Diderot auf diesen bizarren Einfall gerathen konnte, denn unter allen Mifsbräuchen der hiesigen Bühne ist das Buhlen um das Beifallklatschen des Publikums das unangenehmste in meinem Auge. Indefs ist auch das Publikum selbst schuld daran. Auf der einen Seite zwar ist es offenbar kritischer als das unsrige und kommt gröfstentheils, um den Dichter, den Schauspieler zu beurtheilen, aber diesen trennt es von seiner Rolle, ergötzt sich an *tours de force*. Es bleibt mit seinem Beifall und Tadel bei dem Einzelnen stehen, und übersieht das Spiel nicht im Ganzen. Der eigentliche Genufs wird selbst durch das häufige, lange und entsetzliche Klatschen, mir wenigstens, auf eine unleidliche Weise gestört; aber diese starken Aeufserungen des Beifalls gehören zur Lebhaftigkeit der Nation. Man klatscht hier auch in einer Gesellschaft wo jemand singt, spielt, oder ein Ge-

dicht hersagt; man klatscht in den öffentlichen Versammlungen des Instituts, wo man doch nicht die Rechte des Theaterpublikums hat, kurz sehr oft da wo bei uns ein so dreist ertheilter und lärmender Beifall unanständig scheinen würde.

Wenn man von den Mängeln spricht, die allen Schauspielern eines Volks gemeinschaftlich sind, so klagt man eigentlich mit Unrecht sie an. Der Schauspieler steht so gedrängt und gebunden zwischen dem Dichter und der Nation, dafs er nur den Richtungen folgen darf die beide ihm geben. Er kann keine andern Charaktere zeigen als er vom Dichter empfängt und diese nicht anders darstellen als die Nation sich selbst darstellt. Wenn der französische nur Leidenschaft und fast niemals eigentlichen Charakter schildert, so ist das die Schuld seiner Dichter, die auch nur Leidenschaft zeichnen und fast nie lebendige Individuen schaffen, die Schuld der Philosophen die, fast nur mit dem logischen Theil ihrer Wissenschaft beschäftigt, das Gebiet der Empfindung und Gesinnungen nicht genug in seiner Mannichfaltigkeit beobachten und bearbeiten, die Schuld der Metaphysiker, die nie auf das zurückgehen, nie das anerkennen wollen was ursprünglich und unerklärbar ist.

Wenn die französischen Schauspieler oft manierirt sind, wenn sie, auch noch in pathetischen Stellen, das Frappirende und Contrastirende suchen und überhaupt, zum Nachtheil des Ganzen, das Einzelne herausheben; so ist es die Schuld der Nation, die das will und oft selbst thut. Eben so liefsen sich die Fehler der unsrigen erklären, nur mit dem Unterschiede dafs die französische Bühne wohl ihr mögliches Ziel erreicht hat, da die unsrige hinter den Fortschritten der übrigen Künste zurück zu seyn scheint.

An eine vollständige Zergliederung der Schauspielkunst einer Nation müfste sich also eine gleich ausführliche ihrer

Dichtkunst und ihres Charakters überhaupt anschließsen. Um ganz zu begreifen wie die französischen Schauspieler diesen hohen Grad von Vollkommenheit besitzen und doch zu keinem höhern hinaufsteigen, müſste man aus dem Leben und den Schriftstellern, vorzüglich aus denen, welche Empfindung und Charaktere schildern und zergliedern, ein Bild der französischen Empfindungsweise zusammentragen; aber ich erschrecke vor dem Umfange eines solchen Geschäfts und breche eine Erörterung ab, die schon bei weitem zu lang für einen Brief ist.

Der

## Montserrat, bey Barcelona.

Sie wünschen, lieber Freund, daſs ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine Spanische Wanderung zu sagen, so wie ich es im Anfange derselben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materialien noch einmal durchzugehen, und mit Spanischen und ausländischen Schriften zu vergleichen.

Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinem Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sichrere Hülfsmittel, als eignes Einholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation eigentlich zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eignen Augen gesehen zu haben.

Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen Spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird

sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quixote (gewifs ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich seyn, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen der Classen befand, welche ihm *Cervantes* schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten, nur Carricaturen sehen; und da er blofs die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.

Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! was ist eine Pflanze, die, ihrem vaterländischen Boden entrissen, auf fremden verpflanzt ist? was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unsern Treibhäusern und künstlichen Gärten, und was in den beglückten Fluren Valencia's und in den Palmenhainen von Elche?

Es giebt eine grofse Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blofs durch Ueberlieferung erhaltne Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfodert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen, der sammelnde Fleifs, das aufbewahrende Gedächtnifs, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn, bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart.

Wenn nur wenige Reisende eigentlich diesen Gesichtspunkt, sich von jedem Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit an sich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen, sein Daseyn und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben, und auf ihn einwirken, zu begreifen, und diesen anschaulichen Begriff wiederum andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern — wenn, sag' ich, nur wenige diesen Gesichtspunkt gefafst haben, oder doch nur die Beschreibungen Weniger in dieser Rücksicht grofsen Nutzen gewähren; so scheint mir dies nicht sowohl daher zu rühren, dafs es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, dafs sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überliefsen. Bei dem Eintritte in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigne Erfahrung hat mich gelehrt, dafs man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergifst zu leicht, dafs man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben und allein dem beschauenden gewidmet ist, blofs herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und geniefsen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangnen bewahren soll.

Dies habe ich auch zu thun versucht, aber wenn ich mich freylich meistentheils nur an das hielt, was ich selbst sah, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um wo möglich auch in

ihnen nichts vorbeizulassen, was vorzüglich charakteristisch scheinen konnte.

Wir umfassen mit unsrer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit, und doch können wir es uns nicht verläugnen, dafs wir nur dann das Leben vollkommen geniefsen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner gröfsesten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen.

Sollte es daher nicht der Mühe werth seyn, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzufassen und zu zeichnen? zu sehen, was die ersteren wirken, und wozu sich die letzteren ausbilden können?

Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welches diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntnifs, welche das geschäftige Leben fodert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpfen.

Aber dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müfste, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht seyn; und ich darf daher hoffen, dafs Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommner seyn werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehn.

Für heute wünsche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur aufs höchste noch ein Paar andre in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und Städte hinabblickt, die in einer unabsehlichen Strecke zu seinen Füfsen liegen — in die Einsiedlerwohnungen des *Montserrats* bei *Barcelona.*

Ich habe zwey unvergeſslich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre *Geheimnisse* schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniſs. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und menschliche Stimmung herrscht, immer auſserordentlich geliebt, aber erst, seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; sie ist mir nicht werther, aber sie ist mir näher und eigner geworden.

Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhange des Felsen langsam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrimm vor mir zu sehn; und wenn ich aus den tiefen grünbewachsnen Klüften emporblickte, und Kreuze sah, welche heiligkühne Hände in schwindelnden Höhen auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Auge nicht, wie sonst, mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der That das,

*zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,*
*zu dem viel tausend Herzen warm gefleht.*

Und wie sollt' es auch anders seyn? Die Gröſse der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der leersten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meynung oder einen Glauben denken mögen, so steht immer, als Vermittler, zwischen uns und ihm der Mensch, aus dessen Empfindungen er entsprang. In dem Getümmel der Welt vergessen wir das oft, und urtheilen rasch und hart darüber ab; aber milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit, ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt.

Lange hab' ich mich nicht losreiſsen können von dem Gipfel dieses wunderbaren Bergs, lange hab' ich wechselsweise meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer schneebedeckten Gebirgskette umgränzt ist, dort sich ins Unabsehliche hin verliert, bald auf die waldigten Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einsiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, diesen Platz als den Zufluchtsort stiller Abgeschiedenheit von der Welt anzusehen, wo die gewiſs nur Wenigen ganz fremde Sehnsucht, mit sich und der Natur allein zu leben, volle und ungestörte Befriedigung genösse; und sollte nicht billigerweise jeder rein menschlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur besonders für sie begünstigter Ort geheiligt seyn, zu welchem der Mensch, wenn nicht sich selbst, doch wenigstens seine Einbildungskraft und seine Gedanken retten könnte.

---

Aber ich kehre zurück, Ihnen meine Wanderung von Anfang an zu beschreiben.

Der *Montserrat* liegt nordwestlich von *Barcelona* (2′ 6″ westl. Länge von Paris; 41° 36′ 15″ der Breite), und der Fuſs desselben ist etwa neun kleine Stunden *) von dieser Stadt entfernt. Es führen zwei Wege zu dem Kloster, das ein wenig über der Mitte der Höhe des Berges liegt, ein kürzerer und steiler, den man nur gehen oder reiten kann, und ein andrer, auf dem man zu Wagen bis in den Hof des Klosters gelangt, aber einen halben Tag mehr Zeit braucht. Männer wählen gewöhnlich den ersteren.

---

*) Hr. *Méchain* schätzt diese Entfernung in gerader Linie, und die Krümmungen des Wegs abgerechnet, ohngefähr auf 20000 Toisen.

Etwa zwey Stunden weit, bis an die lange und prächtige Brücke des *Llobregat* (des Rubricatus der Alten) ist der Weg derselbe mit dem nach Valencia. Ich sage Ihnen nichts von diesem Theile. Sie haben unstreitig die neulich erschienene Fischersche *) Reisebeschreibung gelesen, die neben andern Vorzügen vor ihren Vorgängern besonders den treuer und anziehender Naturbeschreibungen hat, und kennen daher alle Reize der Katalonischen Gegenden, die liebliche Abwechslung waldigter Hügel mit schön bebauten Thälern, die sorgfältige und doch nicht kleinliche Cultur des Landes, die Reinlichkeit und Zierlichkeit der Dörfer und Landhäuser in dieser Nähe der Stadt, die überall Wohlstand und Fröhlichkeit athmen.

Wie man den Laubengang verläfst, den dicht an der Brücke die an der Chaussée hin gepflanzten Bäume über dem Wege bilden, und auf der Brücke steht, sieht man den Fluſs hinauf den Weg vor sich, den man nehmen muſs. Denn unmittelbar hinter derselben wendet man sich rechts, und bleibt nunmehr immer am rechten Ufer des Flusses.

Der *Llobregat* ist hier von beträchtlicher Breite. Er wälzt sich, wie die meisten Spanischen Flüsse, die, als Gebirgströme, im Sommer unbedeutend scheinen, aber im Winter und Frühjahr, oft zu nicht geringer Gefahr des Reisenden, plötzlich anschwellen, in einem weiten Bette hin. Zu seiner Linken sind anmuthige Wiesen. Aber zur Rechten ist der Weg nach dem Montserrat meistentheils von Bergen eingeschränkt. Erst gegen Martorell hin öffnet sich in Nordwesten ein weites romantisches Thal, und in der Mitte desselben erhebt sich der Montserrat, den man hier zum erstenmal erblickt.

---

*) Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua in den Jahren 1797 und 1798 von *Chr. Aug. Fischer*. Berlin bey Unger. 1799. 8.

Er steht wie eine hohe und lange Wand vor der Gegend vor, und da er sich überall von der freyen Ebne emporhebt, ohne mit einem andern Gebirge zusammenzuhängen, so giebt ihm dies noch ein majestätischeres Ansehen. Er ist (wie es sein Name sagt) sägenförmig eingeschnitten, und zeigt eine Menge wunderbarer Ecken. Aber da die Entfernung dem Auge die kleineren zuckerhutähnlichen Spitzen verbirgt, die ihm, besonders auf den karrikaturähnlichen Holzschnitten der Jungfrau des Montserrats, beynahe das Ansehen eines Gletschers geben, so erscheint er von hier gröſser und ernster, als in der Nähe.

Vor dem Eintreten in *Martorell* besuchte ich die Brücke, die hier über den Fluſs geht, und welcher das Volk den Namen der Teufelsbrücke giebt. Sie ist offenbar neu, und Gothischer Bauart; sie bildet ein hohes, spitz zulaufendes Gewölbe, und in ihrer Mitte ist ein kleiner Bogen angebracht, um das Hinüberfahren zu verhindern, das ohnedies wegen der Steile sehr beschwerlich seyn würde. An dem der Stadt gegenüberliegenden Ende der Brücke steht ein alter, auf den Seiten sichtbar zerstörter Bogen, von groſser und fester, aber so einfacher Bauart, daſs es unmöglich ist, einen bestimmten Stil daran zu erkennen.

Man nennt diesen Bogen, gewöhnlich einen Triumphbogen, welchen Hannibal seinem Vater Hamilcar zu Ehren errichtete, ohne daſs ich eine andre Autorität für diese Meinung kenne, als die in Dillon's *) Reise abgedruckte Spanische Inschrift der Brücke. Etwas, das ihn als einen Triumphbogen charakterisirte, hat er schlechterdings nicht, und stand **) wirklich schon ehemals, wie es wahrschein-

---

*) *Travels through Spain by John Talbot Dillon.* Lond. 2 ed. 1782. 4. p. 382.

**) *Cellarius* (*Geogr. ant.* T. 1. p. 147) setzt an die Stelle des heutigen Martorells das alte Telobis, (*Τηλοβίς*) dessen Ptolemaeus

lich ist, eine Stadt an der Stelle des jetzigen Martorell's, und gieng dieselbe, weiter nach Barcelona hin, bis dicht an die Brücke heran, so machte dieser Bogen vielleicht das äufsere Stadtthor aus, oder war auch eine blofse Brükkenverzierung, wie die Bögen an der Brücke von St. Chamas über die Touloubre zwischen Aix und Arles, und an der über die Charente bei Saintes. Freilich aber sind dort zwei Bögen, einer zu jeder Seite der Brücke, da hier auf der andern Seite keine Spur von Trümmern zu sehen ist. Auffallend bleibt es indefs, dafs nicht die mindeste Verzierung und keine Spur einer Inschrift an demselben zu sehen ist, und dieser Grund reichte vielleicht hin, ihn über die Römerzeiten hinauszusetzen, wenn man sonst irgend ein Werk Karthagischer Baukunst in Spanien mit Sicherheit aufweisen könnte.

Die Brücke ist im Jahre 1768 wieder hergestellt worden, und ich weifs nicht, in wiefern man ihre vorige Gestalt beibehalten hat *). Jetzt steht sie auf den Ueberbleib-

---

(l. 2. c. 6.) und Pomponius Mela (l. 2. c. 6.), in dessen neuesten Ausgaben es aber nach besseren Handschriften Tolobis geschrieben wird, erwähnen. Diese Bestimmung rührt von *Petrus de Marca* her, der es (*Limes Hispan.* l. 2. c. 23. §. 11) für einerley mit dem Orte hält, den das itinerarium Antonin's unter dem Namen Fines um 20,000 Schritte von Barcelona entfernt setzt. Andre geben ihm eine andre Lage, *Florez* in seiner *España sagrada* (T. 24. p. 20) bemerkt sehr richtig, dafs bey der kleinen Entfernung, in welcher alle Oerter, die hier in Betrachtung kommen können, von einander liegen, nicht eher mit Sicherheit hierüber entschieden werden könne, als bis man eine Inschrift, oder ein andres ähnliches Dokument darüber auffinde. — Gewifs scheint es, dafs die ganze umliegende Gegend des Montserrats ehemals von den Lacetanern (wie sie die Römischen) oder den *Jaccetanern* (wie sie die Griechischen Schriftsteller nennen) bewohnt wurde, welche Hannibal vor seinem Zuge nach Italien besiegte, und in deren Gebiet hauptsächlich der Krieg zwischen Sertorius und Pompejus geführt wurde.

*) In dem 1735 von *Carl Christ. Schramm* in Leipzig herausgegebenen „*Historischen Schauplatz*, in welchem die merkwürdigsten

seln der Pfeiler einer alten, die mit dem Bogen von gleicher Bauart gewesen zu seyn scheint, auf, und ist etwa 4 Schuh schmaler, als der Bogen, der, nach einer ungefähren Schätzung, 18 Schuh Breite und 40 Schuh Höhe haben mag. In Martorell sah ich denselben Fleiſs, der fast alle Katalonischen Städte auszeichnet. Vor allen Thüren sitzen Weiber und Mädchen, und verfertigen Spitzen. Oft finden Sie ganze Familien, Mütter mit vier bis fünf Kindern, bei dieser Arbeit versammelt.

Hinter Martorell reitet man durch die *Noya*, die sich hier mit dem Llobregat vereinigt. Das Land fängt nun schon an, allmälig aufzusteigen und der Montserrat zeigt sich immer mehr und mehr in seiner wahren Gestalt. Seine hundertfältigen Spitzen kommen nun deutlicher ins Gesicht, und zwischen ihnen sieht man weiſse Punkte schimmern, über die man lange zweifelhaft bleibt, bis man nach und nach erkennt, daſs es die Einsiedeleien sind, welche fromme Schwärmerey auf Gipfel und in Felsspalten hingepflanzt hat, welche vorher gewiſs auch ein einzelner Wandrer nur mit Mühe besucht hätte. Allein auch die nächsten Gegenstände um den Weg her, sind nichts weniger, als uninteressant. Er läuft in beständiger Abwechslung von Fruchtfeldern, Wiesen und Gebüschen hin, und vorzüglich hübsch nehmen sich in der Ferne einige Gruppen und Wäldchen von Pinien mit ihren palmenartig ästelosen Stämmen und ihren kuglichten Kronen aus.

Einige Stellen dieses Weges fielen mir besonders durch ihre Schönheit auf, ein Hohlweg zwischen Felsen, über denen immergrünes Gesträuch romantisch herüberhängt, und ein Standpunkt, wo das Auge von einer kleinen Anhöhe

Brücken der Welt u. s. w. vorgestellt sind" soll sich eine Abbildung dieser Brücke befinden, aus welcher dies klar seyn müſste. Ich habe aber dies Werk hier nicht auftreiben können.

das Thal des schlängelnden Llobregats mit seinen reizenden Aeckern, Wiesen und Gebüschen eine weite Strecke hin verfolgt. In den letzten Tagen des Märzes, in welchen ich diese Gegend besuchte, erreicht dort gerade der Frühling den kurzdauernden, aber entzückenden Moment, wo sein jugendliches Aufknospen in seine volle Pracht übergeht. Ich würde Ihnen vergebens zu schildern versuchen, welch eine bezaubernde Mannigfaltigkeit der Farben die zahllosen Blüthen gewährten, mit welchem unnachahmlich zarten Grün, wie mit einem feinen Duft, die Bäume umgeben waren, deren Laub sich eben erst aus der Knospe entfaltete, wie schön dies mit dem Dunkel der immergrünen Gewächse abstach, deren das südliche Clima eine bewundernswürdige Menge erzeugt. Die reinere Luft und der reichliche Thau, der doch an dem kräftigeren Strale der Sonne so leicht wieder verduftet, geben allen Pflanzen in diesem glücklichen Himmelsstrich eine üppige Frische, eine unbeschreibliche Feinheit und Zartheit der Farben, einen Glanz, der die Sinne augenblicklich entzückt und sich der Phantasie dauernd einprägt.

*Colbaton* ist das letzte Dorf auf diesem Wege. Es ist klein und schlecht gebaut, und liegt nur noch etwa eine Viertelstunde von dem eigentlichen Fuſse des Berges entfernt.

Man steigt etwa zwey Stunden von hier bis zum Kloster auf. Der Fuſssteig ist in Schlangenlinien um die Seite des Berges herumgeführt, aber dennoch stellenweise sehr steil. Wenigstens fanden meine Reisegesellschafter und ich es für rathsamer, unsre Maulthiere zu verlassen, und zu Fuſs hinaufzugehen.

Man behält auf diesem ganzen Wege immer die Höhe des Berges zur Linken, zur Rechten aber den Grund, der erste Theil ist nicht interessant. Der Berg hat überhaupt erst gegen den Gipfel zu mehr Dammerde und einen schö-

neren Pflanzenwuchs. Zwar geniefst man auch hier bereits einer weiten Aussicht. Aber was sind diese Aussichten, wo nicht einzelne Gegenstände sich herausheben, und nicht ein schöner Vorgrund den ungeheuren Gesichtskreis zu einem Gemälde beschränkt?

Wir fiengen schon an, die nicht hinlänglich belohnte Beschwerde des Steigens unangenehm zu empfinden, als der Pfad sich plötzlich um eine Ecke drehte, und uns in einen weiten Busen des Bergs führte. Nie hab' ich einen gleichen Anblick genossen! Stellen Sie Sich zwei lieblich geformte Vorhügel vor, die sich zu beiden Seiten von dem Berge aus in die Ebne erstrecken; bekränzen Sie dieselben, so romantisch Ihre Phantasie es vermag, mit Gebüschen, und denken Sie Sich dazwischen im Thale zu Ihren Füfsen den Lauf des Llobregats bis zum Meere hin, das sich majestätisch am Horizonte erhebt. Ich verweilte lange an dem Stamme einer Eiche, die in der Mitte dieses Busens steht, und in der That vereinigt dieser Standpunkt alles, was einer Landschaft Gröfse und Schönheit zu geben vermag. Die Seiten des Bergs sind wild und abentheuerlich durch die Pyramiden- und Cylinderförmigen Massen, die man erst hier in ihrer ganzen Sonderbarkeit sieht; die Vorhügel und die nächsten Ufer des Flusses geben das Bild einer anmuthigen und freundlichen Natur, und hinten verliert sich der Blick auf der unbegränzten Fläche des Meeres.

Man hat ein wenig hinabsteigen müssen, um in die Mitte dieser Falte des Berges zu kommen, man steigt jetzt wieder ebensoviel bis zu ihrem andern Ende hinauf, wendet sich um eine Ecke, und sieht bald darauf das Kloster vor sich liegen.

Es ist ein weitläuftiges Gebäude, und gleicht mit allen andern dazu gehörenden einer kleinen Stadt. Das Kloster selbst ist hoch, hat eine Menge kleiner Fenster und ist von

gelblicher Farbe. In dem neueren Theile desselben ist ein kleiner runder Thurm. Der Eingang ist besonders finster und wunderbar. Auf zwey Säulen von ehrwürdigem Alter stehen der H. Benediktus und seine Schwester die H. Scholastica. Letztere hält ein Buch in der Hand, auf der ein Vogel sitzt, den man leicht für einen Papagey halten kann, der aber unstreitig eine Taube vorstellen soll, weil, nach Gregors Erzählung, der H. Benedict in einer Erscheinung die Seele seiner Schwester in Gestalt einer Taube gen Himmel fliegen sah. Architektonische Schönheit mufs man hier nicht suchen; das Ganze hat blofs eine sonderbare Gestalt, pafst aber dadurch nur noch besser zu der Stelle, auf der es steht.

Nichts kann in der That sonderbarer seyn, als dieser Platz, den der Berg absichtlich geöffnet zu haben scheint, um dort Menschenwohnungen in seinen Schoofs aufzunehmen. Die Gebäude stehen nach der Ebne zu an einem furchtbar schroffen Abgrund; der Haupteingang des Klosters aber ist an der Bergseite, und hier ist vor den Gebäuden ein länglicht schmaler Platz, den vorn und zu beyden Seiten ungeheure Felsen einschliefsen. Neugierig späht das Auge des Reisenden an ihren glatten und senkrechten Wänden umher, und sucht vergebens nach einem Eingange zu den Einsiedeleyen, deren er einige unmittelbar über sich im eigentlichen Sinne des Worts in den Lüften schwebend erblickt; und mit ängstlicher Beklemmung fühlt sich seine überraschte Phantasie auf einmal zwischen ungeheuern Naturmassen, und einer finstern, Schwermuth erregenden Mönchswohnung eingeengt.

Zur rechten Seite des Klosters tritt ein grofser Felscylinder beträchtlich über seine Grundfläche über, und dafs die schauderhafte Empfindung, welche eine solche überhängende Masse erregt, nicht ungegründet ist, beweisen

einige Beispiele hier wirklich heruntergefallener Felsstücke. So finde ich unter andern in einer Portugiesischen Reisebeschreibung *) aus dem 16. Jahrhundert erzählt, daſs im März 1546 eines auf das Hospital des Klosters stürzte, und 9 Personen tödtete und mehr als 40 verwundete.

Auf diesem übertretenden Felsen sollen, wie mir ein Mönch sagte, Reste von Mauern und ein Kreuz stehen, zu denen aber der Zugang gefährlich sey. Die Volkssage leitet diese Ueberbleibsel von der Wohnung des Teufels her, der hier, wie ich Ihnen gleich erzählen werde, den frommen Vater Guarin verführte.

Die Zahl der Menschen, welche diese Einöde versammelt, beträgt etwa dritthalbhundert, unter denen sich einige siebzig Mönche befinden, die übrigen sind Laienbrüder, Chorknaben, Aufwärter und Personen, welche die Oekonomie besorgen.

Der Ursprung des Klosters des Montserrats ist mit Dunkelheit umhüllt, und die Geschichtschreiber, welche desselben erwähnen, weichen um beynahe 200 Jahre von einander ab. Kirchen und Kapellen scheinen schon seit den ältesten Zeiten, und wenigstens gewiſs im Laufe des 9. Jahrhunderts auf dem Berge gewesen zu seyn; sichere Spuren eines Klosters aber findet man erst in der Mitte des 11. Jahrhunderts, wo es der Benedictinerabtey von Ripoll einverleibt war. Im 14. Jahrhundert fing es an, sich nach und nach von dieser unabhängig zu machen und im Jahr 1410 erhob der Pabst Benedict 13. das Priorat des Montserrats förmlich zu einer unabhängigen, nur dem Römischen Stuhle unterworfenen Abtei, und Martin 5. und Eugen 6. bestätigten diese Erhebung. Damals hatte das Kloster nur

---

*) Chorographia de algunas Lugares que stam an hum caminho, que fez Gaspar Barreiros ó anno de 1546. commeçando na cidade de Badajoz te à de Milam em Italia. Coimbra 1561. 4. f. 116.

12 Mönche und so dauerte es bis 1493 fort, wo es der Benedictiner-Congregation von Valladolid einverleibt wurde, und die Zahl der Mönche nun seitdem bis auf die jetzige anwuchs. Diese Verbesserung bewirkte vorzüglich der damalige Abt des Klosters Garuá de Cisneros, der Neffe des Cardinals Ximenes, welcher auch der geistliche Reformator und Stifter der jetzigen Disciplin des Klosters wurde.

Die erste Veranlassung zu einem Kirchen- und Klosterbau in dieser Gegend soll die Auffindung des Bildes der Mutter Gottes gegeben haben, das noch jetzt dort verwahrt wird. Man setzt dieselbe gewöhnlich in das Ende des 9. Jahrhunderts. Schäferknaben sahen in der Nacht Lichter im Berge und hörten melodische Stimmen, wie von Engeln. Sie hinterbrachten es dem Bischof in dem nahegelegenen Manresa, und nach geschehener Nachsuchung fand man das Wunderbild. Man wollte es nach Manresa bringen, allein als es auf der Stelle des heutigen Klosters ankam, widersetzte es sich allen Versuchen, es von da wegzunehmen.

Zu gleicher Zeit entdeckte sich die Ursach der Vorliebe, welche das Bild für diese Stelle bewies.

Wifred II. mit dem Beinamen: der Zottige (el velloso) damaliger Graf von Barcelona, hatte nämlich mehrere Jahre vorher seine besessene Tochter Riquilda zu einem frommen Mann Johann Guarin gebracht, der als Einsiedler im Montserrat lebte, und dieselbe — der Gegenvorstellungen Guarins, der seiner Stärke mistraute, ungeachtet — bei ihm gelassen, um neun Tage mit ihm allein in seiner Höle zu leben. Guarin war, besonders durch die Zuredungen des Teufels (der sich in der Gestalt eines andern Einsiedlers neben ihm angebaut hatte, und von dessen Wohnung jene erst erwähnten Trümmer herrühren sollen) sicher gemacht, der Versuchung unterlegen, und hatte der Jungfrau

Gewalt angethan. Er klagte es seinem Freunde, und dieser rieth ihm, um der Verfolgung des Vaters zu entgehen, sie zu ermorden und zu entfliehen. Dies that Guarin; er verscharrte den Leichnam vor seiner Höle und entfloh; ging aber nach Rom, wo ihm der Pabst, gerührt über seine Reue, Vergebung seines Vergehens ertheilte. Allein nun legte er sich die Büfsung auf, sein übriges Leben hindurch nakt auf allen Vieren im Montserrat herumzukriechen, und nur mit den wilden Thieren zu schlafen und zu essen. Dies that er sieben Jahre hindurch.

Als um die Zeit der Auffindung des heiligen Bildes sich viele Menschen im Montserrat versammeln, hält Wifred 2. dort eine Jagd. Seine Hunde finden den Einsiedler, und stehen bellend vor der unbekannten behaarten Gestalt still. Ein beherzter Jäger geht hinan, legt dem Unthier einen Strick an und führt es nach Barcelona. Da Guarin keinen menschlichen Laut von sich giebt, läfst ihn der Graf um seine Tafel führen, um ihn seinen Gästen zu zeigen. Er folgt geduldig, ifst aber nur mit den Hunden von den Brosamen des Tisches. Die Amme des erst drey Monate vorher geborenen Sohnes des Grafen eilt gleichfalls, den Säugling im Arm, zu diesem Wunder herbei. Wie das Kind den Einsiedler erblickt, ruft es aus: „Stehe auf, und schaue den Himmel an; Gott hat dir vergeben!" und augenblicklich darauf kehrt es zum Kindergeschrey zurück.

Guarin umfafst nun des Grafen Kniee, entdeckt ihm sein Vergehen, erhält seine Verzeihung und beide eilen, den Leichnam der Ermordeten aufzusuchen. Es findet sich, dafs das Wunderbild auf ihrem Grabe geblieben ist. Wie man dasselbe öffnet, steigt die Erschlagene lebendig und blühender, als sie vorher war, aus der Erde empor. Der erfreute Vater will sie mit sich nach Barcelona führen und verheirathen; aber sie will die Liebe, die ihr Maria bewie-

sen, nicht unerwiedert lassen, und verlangt von ihrem Vater, dafs er von ihrer Aussteuer der Jungfrau an dieser Stelle ein Kloster errichte, in dem sie Aebtissin und Guarin Seelsorger wird.

So wenigstens verbinden gewöhnlich die eifrigen Verehrer des Montserrats diese Legende (deren ich, als eines wunderbaren Gemisches von Abgeschmacktheit, Rohheit und Wollust mit wenigen Worten erwähnen zu müssen glaubte) mit der ersten Auffindung des Wunderbildes und der Gründung des Klosters. Kritischere Geschichtschreiber aber trennen die Errichtung einer Kirche im Berg, von der Stiftung des Klosters. Die erstere setzen sie sehr hinauf, die letztere aber so wie die damit zusammenhängende Geschichte Guarins nur in das 11. Jahrhundert. Die Legende Guarins gründet sich (nach Petrus de Marca) auf eine Urkunde aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, welche dieselbe, ohne Bestimmung der Zeit, erzählt und sein Name findet sich zuerst in einer an ihn gerichteten Schenkungsurkunde von 1063. In Barcelona stehen noch jetzt in einem Hause (welches der Graf, dessen Tochter er heilte, besessen haben soll und das jetzt den Bernardinermönchen de Santas Cruces gehört) zwey alte Bildsäulen, deren eine den Einsiedler knieend, die andere die Amme mit dem Kinde im Arme vorstellt. Gab es daher auch wirklich, wie nicht unwahrscheinlich ist, einen Einsiedler dieses Namens, welcher sich für irgend ein Vergehen eine aufserordentliche Büfsung auferlegte, so hat ihn unstreitig nur fromme Erdichtung bis in das 9. Jahrhundert hinaufgesetzt, um den fabelhaften Zusätzen, mit welchen man diese Geschichte ausschmückte, dadurch mehr Glauben zu verschaffen *).

*) Ausführlich findet man die Geschichte des Montserrats in Fr. Antonio de Yepes cronica general de la Orden de S. Benito. 1609. Vol. 4. fol. 224 u. f. in Petrus de Marca (Limes Hispan. l. 3.

Es war schon weit über Mittag, als wir im Kloster ankamen, und wir wandten den Rest des Tages dazu an, die inneren Merkwürdigkeiten desselben zu besehen, den Abt und einige Mönche zu sprechen. Sie empfingen uns mit der Gastfreundschaft, die sie gegen jeden Fremden ausüben, der ihre Einöde besucht, und wir genossen noch besonders der freundschaftlichen Sorgfalt eines Landsmanns, des Paters Schilling aus Erfurt, der durch eine Reihe von Umständen erst in Spanische Kriegsdienste und dann in dies Kloster gekommen ist, aber im Geringsten nicht unzufrieden scheint, sein Vaterland gegen diese Einsamkeit vertauscht zu haben.

Die Mönche sind, wie ich Ihnen schon vorhin sagte, Benedictiner, und zwar von der Valladolider Congregation, congregatio Vallisoletana. Diese fügt zu den drey bekannten Mönchsgelübden der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams noch das der Clausur hinzu. Sie dürfen sich also ohne Erlaubnifs des Abtes nicht aus dem Kloster entfernen, nicht einmal um in den Berg zu gehen. Indefs giebt es zwey Monate im Jahre, wo ihnen sogar den Berg zu verlassen und zu verreisen erlaubt ist. Sie machen ein Kapitel zusammen aus, und wählen ihren Abt selbst, der es nur immer vier Jahre bleibt.

Mit dem innern des Klosters werde ich Sie nicht lange aufhalten; alles verschwindet hier vor der Gröfse und Sonderbarkeit der Natur.

---

app. §. 3. p. 337.) und Florez Espanna sagrada T. 28. p. 35. erzählt. Yepes läfst gleich vom Ende des 9. Jahrh. an, ein Benedictinernonnenkloster im Berge bestehen, das erst 976 gegen ein Mönchskloster vertauscht wird. Marca und Florez verfahren kritischer und genauer. — Von Christoval Virues epischem Gedicht über die Gründung des Klosters im Montserrat, dessen Cervantes bei der Sichtung der Büchersammlung Don Quixote's mit grofsen, und (man kann mit Recht hinzufügen) übermäfsigen Lobsprüchen erwähnt, gebe ich Ihnen ein andermal einige Nachricht.

Die Kirche ist geräumig und bildet ein flaches aber sehr breites Gewölbe. Sie ist mit ungeheurer Pracht durchaus vergoldet und mit Arabesken bedeckt. Aber so wenig auch das Einzelne geschmackvoll genannt werden kann, so macht dennoch das Ganze einen prächtigen und feyerlichen Eindruck.

Der Platz um den Hochaltar ist durch ein bronzenes Gitter von der übrigen Kirche abgesondert und durch einige 80 silberne Lampen beständig erleuchtet. Ueber demselben in einer Nische steht das heilige Bild, zu dem noch beständig eine Menge von Wallfarthen geschehen.

Das Schnitzwerk des Chors hat Verdienst in der richtigen und edlen Zeichnung der Figuren, enthält aber bey weitem keinen solchen Reichthum künstlerischer Erfindung, als man an ähnlichen Arbeiten in andern Kirchen findet. Man schreibt es *Christoph von Salamanca* zu, und sowohl diese Arbeit, als der Hochaltar, ein Werk *Stephan Jordans* aus Valladolid, ist aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, wo die Bildhauer- und Baukunst mehr in Castilien, als im übrigen Spanien blühte. Denn erst 1599 brachte man, wie eine eigene lateinische Inschrift sagt, das heilige Bild, in Gegenwart Königs Philipp 3. aus der damaligen alten Kirche in diese neue.

Der Gottesdienst des Montserrats zeichnet sich durch eine besondere Feyerlichkeit und vorzüglich durch eine treffliche Kirchenmusik aus. In dem daselbst befindlichen Institut für Knaben zum Chorgesang haben sich selbst profane Künstler gebildet.

Der sogenannte Schatz besitzt eine Last von Gold, Silber und Edelsteinen. In Rücksicht auf die Kunst ist nur der auch schon sonst bekannte in einen Onyx geschnittene Medusenkopf merkwürdig.

Die Bibliothek hatte ich nicht Zeit zu untersuchen. Man sagt, daſs sie eine beträchtliche Anzahl von Hand-

schriften enthalte, von denen die meisten die Katalonische Geschichte zu betreffen scheinen.

Von Gemälden ist nur ein jüngstes Gericht, das vor der Bibliothek hängt, bemerkenswerth, auf dem die Einbildungskraft des Künstlers heidnische und christliche Höllenstrafen auf eine in der That schauderhafte Weise zu vervielfältigen und darzustellen gewufst hat. Ueber dieses erfahren Sie mehr, wenn ich Ihnen die ausführliche Beschreibung aller merkwürdigen Gemälde Madrids, der Königl. Lustschlösser, und des ganzen mittäglichen Spaniens schicke, von der ich Ihnen schon einigemale sprach.

Das Heil. Bild ist von Holz, und wie die meisten andern dieser Art, von schwarzer Farbe an Händen und Gesicht — ein Umstand, der wohl dem Alter, dem Staube und dem Lampen- und Weihrauchdampfe zuzuschreiben ist. Die Gesichtszüge desselben sind rein und edel. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, in welcher Heiligkeit es seit Jahrhunderten von den Gläubigen gehalten worden ist. Kaiser und Könige stellten Wallfarthen dahin an; Madrid, Wien und selbst Rom weisen Kirchen des Montserrats auf; die Söhne mehrerer der ersten Familien Spaniens wurden in die Zahl der, ihrem Dienste geweihten Knaben theils eingeschrieben, theils wirklich aufgenommen; Ludwig 14. verschafte denjenigen seiner Unterthanen, welche zu ihr wallfarthen würden, geistliche Vortheile vom Pabst; Johann von Oesterreich, der Sieger bei Lepanto, sandte ihr nach der Schlacht einige Fahnen und die erbeutete Leuchte des türkischen Admiralsschiffs, und soll selbst die Absicht gehabt haben, seine Tage als Einsiedler in dieser Einöde zu beschliefsen; und Karl 5. der sie zu neun verschiedenenmalen besuchte, starb, eine an ihrem Altar geweihte Kerze in der Hand.

Wir machten uns am andern Morgen mit Anbruch des

Tages auf, die Einsiedeleyen zu besuchen. Da das Wetter nicht ganz sicher schien, so eilten wir zuerst der Spitze des Berges zu, um von da die Gegend zu überschauen.

Auf der linken Seite des schmalen Platzes vor dem Klosterthor windet sich eine schmale Treppe zwischen den Felsen hinauf, durch die man zunächst in die Einsiedeley der Heil. Anna kömmt.

Wir begegneten hier einem Einsiedler, der, weil er alt und nicht wohl war, in das Kloster hinabstieg, um einige Wochen in der Krankenstube desselben zu bleiben. Es war ein kleiner, stämmiger Mann mit fester und entschlossener Mine, und seine graue härene Kutte, sein Stab, und sein langer ungekämmter Bart gaben ihm zwischen diesen rauhen Felsen ein Ansehen von Wildheit, das mich überraschte. Nothwendig aber gränzt das Einsiedler- und Heiligen-Leben, das immerfort mit allem Ungemache der Natur ringt, an den Zustand der Natur-Wildheit.

Wir hatten schon beträchtlich steigen müssen, als wir an der Thür der Einsiedeley der Heil. Anna standen. Wir klopften an, und der Einsiedler öffnete uns sogleich. Er setzte sich erst, ehe er ein Wort sprach, einen Augenblick zum Gebet in seiner Kapelle nieder; dies ist eine allgemeine Sitte; dann sprach er mit uns, und behandelte uns mit vieler Freundlichkeit.

Es war ein hübscher Mann mit einer milden und sanften Mine und einer einnehmenden Gesichtsbildung. In dem schlichten Ebenmafse seiner Züge, der kleinen aber offnen Stirn, dem hellen und ruhigen Blicke seiner Augen, der gerade absteigenden Nase, und dem schönen, Ehrfurcht erweckenden Barte zeichnete sich ein milder Ernst, genügsame Heiterkeit und stiller Seelenfrieden. Er erzählte uns, dafs er aus Valladolid gebürtig sey und ehemals eine angesehene Stelle in der Königl. Schatzkammer bekleidet habe.

Auf unsre Frage: wie lange er schon den Berg bewohne? sagte er: „Achtzehn Jahre, aber diese achtzehn Jahre sind „mir wie achtzehn Tage verstrichen. Nichts hat je meine „Ruhe gestört, als das Andenken an meine Fehler." Ich fragte ihn weiter, was ihn vermocht habe, die Welt zu verlassen? Aber hierauf gab er mir keine directe Antwort. Er zeigte zum Himmel und sagte: dies komme nicht aus dem Menschen, es werde von oben eingegeben, der Mensch könne nur folgen. Er führte uns dann durch seine Wohnung und seinen Garten, und zeigte uns alles, was zu seiner Oekonomie gehörte. Nur das Bett Fremde sehen zu lassen, ist, wie er uns sagte, gegen den Einsiedler-Anstand.

Diese Einsiedeleyen sind niedrige, aber für ihre Bestimmung hinlänglich geräumige Gebäude von Einem Stockwerk und verschiedener Bauart nach der Verschiedenheit ihrer Lage. Indeſs haben alle eine Kapelle, mehrere Stuben, eine Küche, eine Cisterne, und die meisten noch einen Säulengang um die Wohnung, oder doch eine Vorlaube. Bey jeder finden Sie ein oder mehrere kleine Gartenstücke auf den Terrassen, welche die Felsen ringsherum bilden. Ueberall wurde ich durch eine auſserordentliche Reinlichkeit in der Kleidung und den Wohnungen der Einsiedler und durch die sorgfältige Zierlichkeit ihres Gartenbaues überrascht.

Die Einsiedeley der Heil. Anna dient zugleich sämmtlichen Einsiedlern zur Pfarrkirche, in der sie an bestimmten Tagen (oft einigemale in der Woche) zusammenkommen, und von einem Mönche, der ihr Seelsorger ist, und mitten unter ihnen (in der Einsiedeley des Heil. Benedictus) wohnt, das Sacrament empfangen. Die Kapelle dieses Einsiedlers bildet also einen kleinen Saal, in welchem auſser seinem eigenen Betstuhle noch zu beyden Wänden zwey

Reihen ordentlicher Chorstühle für seine 11 Mitbrüder stehen.

Es mufs ein abentheuerlicher Anblick seyn, hier im Winter, noch in der Nacht (um 4 Uhr Morgens) die Einsiedler, halb erstarrt vor Frost, mit Fackeln den Berg durch die engen Felswege herunterkommen, und dann zum Gottesdienst in dieser schauderhaft einsamen Höhe versammelt zu sehen.

Von der Heil. Anna bis zur Einsiedeley des Heil. Hieronymus, die dem Gipfel sehr nahe liegt, aber jetzt leer steht, hatten wir einen beträchtlichen Weg durch das Gebirge zu machen.

Der ganze Montserrat besteht aus etwa 6 bis 7 Stockwerken, d. h. senkrechten Wänden, welche durch 6 bis 7 kleine schräge Ebenen verbunden sind. Das unterste Stockwerk trägt noch Weinreben, und alle Ebenen sind auf das üppigste mit Bäumen, Gesträuchen und Kräutern mannigfaltiger Art bewachsen. Bis auf die höchste Spitze geht noch die Vegetation fort, und selbst in den Spalten der Felsen rankt sich noch einiges Gesträuch hin. Dieser schöne Pflanzenwuchs ist, da es dem Berg unläugbar an Quellwasser mangelt, nur der Reichlichkeit des Thaues beyzumessen.

Aus dem dichtverwachsnen, üppig rankenden, dunkelgrünen Gebüsche heben sich nun die glatten und nackten Scheitel der Felssäulen und Kegel empor, deren, je mehr man sich dem Gipfel nähert, immer mehrere und sonderbarere sichtbar werden. Ich würde es umsonst versuchen, Ihnen die wundersamen Gruppen zu schildern, die sie bilden, und deren Anblick bey jeder neuen Wendung des schlängelnden Fufspfades unaufhörlich wechselt. Wenn ich ein Einsiedlerleben in diesem Berge führen sollte, würde es mir, dächt' ich, eine anziehende Beschäftigung seyn, diese

Gipfel unterscheiden zu lernen, und ihnen Namen zu geben, sie bey der aufgehenden Sonne zu begrüfsen, ihnen bey der scheidenden Lebewohl zu sagen.

Der Montserrat hat nicht den ernsten, grofsen und feyerlichen Charakter nordischer Gebirge, der Alpen, unsrer Bergketten, oder auch der Pyrenäen. Ein inselförmig allein stehender Berg, in unzählige kleinere Felsmassen zerspalten, mit meistentheils niedrigem Gesträuche bewachsen, ist er rauh, wild, chaotisch-gestaltet in seinen Gipfeln, anmuthig und freundlich in seinen Gründen, wunderbar und abentheuerlich im Ganzen, aber nicht eigentlich grofs und erhaben. Es fehlen ihm die mächtigen Wände, die ungeheuren Flächen, auf denen das Auge weit hinausschweift; er hat keine fürchterlich rauschenden Wasserfälle, keine Gruppen finstrer Tannen, keine Eichen, deren dicker Stamm und deren knotige, mannigfaltig gewundene Aeste den Kampf bezeugen, den sie vielleicht schon ein ganzes Jahrhundert hindurch gegen die Macht der Elemente bestanden. Die Bäume, die man hier sieht, sind kleiner und schwächer; Nadelholz ist nur wenig, und was man am häufigsten findet, ist immergrünes Gesträuch mit einem dunkelglänzenden Laube. Was indefs diesem Berge an Gröfse abgeht, ersetzt er durch die wunderbare Verbindung von Anmuth und Wildheit und durch die feyerliche Stille, die in ihm herrscht. Zu ihren Füfsen ist eine reizende und blumige Ebne, und einen einzigen Blick in die Höhe gerichtet, und Sie schauen in ein Chaos von Klippen, das den Trümmern einer ungeheuren Felsenstadt gleicht.

*S. Geronimo* hat ohne Zweifel unter allen Einsiedeleyen des Montserrats die schönste und romantischste Lage. Der Morgen, an dem wir diese Gegend besuchten, war neblig, aber der Nebel lag noch tief im Thale, der Himmel war heiter und blau, und die Sonne schien sehr warm

herunter. Vor uns gegen das Kloster zu und zu unsrer Linken erheben sich die Spitzen des Berges inselartig aus dem feuchten Duftmeere, das die ganze Fläche bedeckte. Vorzüglich schön stieg gerade gegen uns über, gleich einem mächtigen Eiland, eine Gruppe von Felsmassen empor, die man vom ganzen Berge aus leicht bemerkt und die sich gerade hinter und über dem Kloster zu erheben scheint. Zur Linken standen die Felsen mehr einzeln und abgeschnitten. Zu beyden Seiten öffnete sich der Blick in die Gegend. Aber zur Linken lagen die weifsen Nebelwolken noch still und dicht, wie ein Meer; langsam, aber in steter Bewegung, zogen sie sich von da durch die Spitzen vor uns, und lagerten sich, aber dünner und zerrifsner auf die, in wechselnden Gestalten durch sie durchschimmernde Fläche.

Zur rechten Seite dieser Einsiedeley ist ein furchtbarer, kraterähnlicher Abgrund; Steine, die meine Begleiter hineinwarfen, tönten lang und dumpf nach; aus der Mitte der schauderhaften Tiefe steigen einige Felsspitzen thurmartig auf.

Der Weg von S. Geronimo zum äufsersten Gipfel des Berges ist kurz, aber steil und mühsam. Dieser Gipfel erhebt sich, wie ein schroffes Vorgebirge, und ist überall, die Seite allein ausgenommen, von welcher der Fufssteig hinaufführt, von jähen Abgründen umgeben. Auf demselben steht eine kleine, der Jungfrau gewidmete Kapelle, zu welcher gewöhnlich der Einsiedler in S. Geronimo den Schlüssel hat. Jetzt da diese Einsiedeley leer stand, war sie verschlossen, aber wir fanden ein Paar Löcher in die Thür geschlagen, die, wie man uns nachher sagte, von einem Blitz herrührten, der sie wenige Tage vorher getroffen hatte.

Rund um die Kapelle ist nur noch ein schmaler, mit einem Geländer umgebener Gang, und von hier übersieht man nicht nur eine ungeheure Fläche Landes und das Meer,

sondern auch einen Theil des Umkreises des ganz isolirt stehenden Berges. Denn diese Höhe befindet sich gerade an dem einen Ende desselben, wo er mit seiner, nach den östlichen Pyrenäen zugekehrten Seite sehr schnell abstürzt.

Uns erlaubte das Wetter nicht, die Aussicht des Landes in ihrer ganzen Ausdehnung zu genieſsen; aber wir gewannen vielleicht nur dabey, weil wir das prächtigste und gröſseste Wolkenschauspiel sahen, dessen ich mich je erinnere.

Da die Sonne noch hell von dem heitern Himmel herabschien, so war auch der äuſserste Horizont an den Gebirgen von Roussillon und den dahinter hervorblickenden Pyrenäen noch rein, und man übersah vortreflich die ganze beschneite Bergkette. Aber näher am Berge und auf dem ganzen flachen Lande lagen Nebelwolken. Am dichtesten waren sie im Abend gethürmt, von da ging ihre Bewegung aus, und so zogen sie sich rund zu unsern Füſsen herum. In der untersten Tiefe wälzten sie sich schwer und langsam, höher jagte der feine Duft schnell durch die Felsenritzen und im Morgen und Mittag war ein sonderbares Gewühl und Gemisch. Die Berge des Landes, das Meer und die Gewölke des Nebels verschwammen so in einander, daſs schlechterdings keine sondernde Gränze mehr sichtbar blieb. Aus dem Nebelmeere erhoben sich lange zart und leicht geflockte Wolken zum reinen Himmel empor. Nach und nach kamen mehrere und gröſsere dieser Gewölke, zwey groſse, eins tiefer, das andre höher, neigten sich mit ihren immer verlängerten Spitzen gegen einander und verschlangen immer mehr die heitere Bläue; der feine Duft jagte schon höher um uns her, die Sonne wurde selbst schon leicht bedeckt und alles kündigte trüberes Wetter an. Wir eilten nun hinunter und auf *S. Onofre* zu, eine Einsiedeley, die ganz an der andern Seite des Berges liegt, aber, wie

man uns gesagt hatte, die wunderbarste Lage im Felsen haben sollte.

Wir giengen jetzt durchaus in Nebel gehüllt. Alle Aussicht war uns benommen; wir sahen nur die nächsten Felsen in dem Augenblicke, da wir davor standen, aber ihr einzelnes und plötzliches Erscheinen vermehrte nur noch ihr abentheuerliches Ansehen.

Die erste Einsiedeley, zu der wir auf unserm Wege gelangten, und deren Namen ich mich nicht mehr erinnere, ist an einer hohen, wilden und einsamen Gegend des Gebirges gebaut und von einigen Cypressen umgeben. Ihre Gartenstücke überraschten uns durch die zierliche Sorgfalt, mit der sie bepflanzt waren. Nicht gleich freundlich aber war ihr Bebauer. Er empfieng uns mit verdriefslicher Mine, verrichtete sein Gebet mit finsterm Gesichte, und schlug uns geradezu ab, uns seine Wohnung zu zeigen. Seiner Physiognomie nach zu schliefsen, war dieser Charakter (den die Spanier mit einem ausdrucksvollen Wort ein *genio adusto* nennen) in ihm tief in seiner Organisation gegründet. Er war grofs und hager, hatte eine sonderbare Schädelform, eine sehr hohe schwärmerische Stirn, einen trotzig aufgeworfenen Mund, eingefallene Wangen und grofse finstere Augen.

Man sagte mir nachher, dafs er ein Aragonier sey; und man legt den Aragoniern gewöhnlich finstern Ernst, Stolz und eigensinnigen Trotz zur Last. Sie wissen schon aus andern Reisebeschreibungen, was es mit diesen, von allen Provinzen Spaniens gegenseitig einander zugeworfenen Beschuldigungen zu bedeuten hat. Wahr mag es indefs seyn, und gewifs gereicht es den Aragoniern nicht zum Nachtheil, dafs in ihnen das fortwirkende Andenken ihrer ehemaligen Verfassung, einen unabhängigern Sinn, mehr Selbstständigkeit und einen wärmern Nationalstolz erhalten hat.

Nachdem wir diese Einsiedeley verlassen und einen beträchtlich weiten Weg zurückgelegt hatten, befanden wir uns auf einmal an dem Fuſse zweyer dicht an einander stehender senkrechter Felssäulen, durch welche bloſs eine ganz schmale, über 80 Stufen hohe Treppe zu dem obern Stockwerke des Berges führt. Diese Treppe ist der Zugang zu drey dicht bey einander gelegenen Einsiedeleyen, *Sta. Magdalena, S. Onofre* und *S. Juan.*

Die erstere liegt allein zur Rechten, und hat einen sehr unbequemen Eingang über groſse Felsstücke hin. Ihr Bewohner war ein hübscher, freundlicher Mann, der uns überall herumführte. Er schien in seiner kleinen Oekonomie, der er sich, wie man an der durchgängigen Ordnung und Reinlichkeit bemerkte, eifrig annahm, ein einsames, aber heitres häusliches Leben zu führen. Er ist, wie mehrere Einsiedler des Bergs, ein Tischler, und seine Wohnung war reichlicher und zierlicher, als wir bey den andern bemerkt hatten, mit Kommoden, Stühlen, Tischen und anderm Hausrathe versehen.

*S. Onofre* und *St. Juan* hängen gleich Adlernestern am Felsen. An einer schroffen und langen senkrechten Wand ist vermuthlich ein länglichter Riſs, gleich einer Höle, gewesen. Diesen hat man benutzt, Einsiedeleyen darin anzulegen. Daher sind ihre Hauptwände der natürliche Fels. Nur die vordere ist ganz gemauert, und verschlieſst bloſs die Felsspalte. Die Hinterwand und zum Theil das Dach giebt diese selbst her. Der Eingang ist bey jeder der beyden Einsiedeleyen zur Seite durch hohe und beschwerliche Treppen am Felsen, und die Gärten liegen auf tiefer unten befindlichen Terrassen.

Wir besuchten *S. Onofre.* Der Einsiedler, der hier wohnt, hat aus seinem Fenster eine herrliche und ungeheuer weite Aussicht auf das Land und das Meer; da der

Himmel wieder helle geworden war, konnten wir sie jetzt mit genieſsen; doch war es nicht klar genug, um, wie sonst, die Insel Mallorca zu sehen. Zur Linken steht ihm die Einsiedeley der Heil. Magdalena und eine furchtbar steile, der seinigen ähnliche Felswand. Er ist ein Franzose, und wir fanden in ihm einen freundlichen und gefälligen Mann, in dem sich die Spuren des Charakters seiner Nation nicht verwischt hatten. Mitten in dieser schrecklichen Einöde hatte er ihre fröhliche Laune, ihre Gesprächigkeit und Lust an gesellschaftlichem Umgange nicht verloren. Er hatte vordem in einem der angesehensten und gesellschaftlichsten Handlungshäuser Barcelona's gelebt, erzählte uns aber, daſs er sich immer nach dieser Stelle gesehnt habe, und daſs, seitdem er hier wohne, nichts seiner Heiterkeit und Zufriedenheit mangle. Er setzte uns ein schmackhaftes Frühstück vor, und wollte uns schlechterdings auch zum Mittag bey sich behalten.

*S. Juan* ist dicht neben ihm an, und unter einem Dache gebaut. Ein Spanischer lebenssatter Graf soll diese Einsiedeley angelegt und die Erlaubniſs erhalten haben, mit dem Einsiedler in S. Onofre in Gemeinschaft zu leben. Nach seinem Tode aber hat man die Verbindungsthüre zugemauert, und jetzt müssen beyde Einsiedler, deren Fenster nur um wenige Schuhe von einander entfernt sind, eine Stunde Weges machen, um den Felsen herunter und hinauf zu einander zu gelangen.

Auf dem Rückwege von hier nach dem Kloster besuchten wir noch einige Einsiedeleyen, in denen wir aber weiter nichts Bemerkenswerthes antrafen.

Die zwölf Einsiedler (der unter ihnen wohnende Mönch macht die Zahl der dreyzehn Einsiedeleyen voll) sind gleichfalls Mönche und thun dieselben Gelübde, als die im Kloster. Nur sind sie nicht zu Priestern geweiht, haben stren-

gere Pflichten und dürfen unter keinerley Bedingung den Berg verlassen, der ihre Clausur ist, und vier kleine Spanische Meilen im Umfange hat. Ihr Leben sieht auf den ersten Anblick sehr reizend aus — ungestörte Einsamkeit, eine prächtige Natur und scheinbare Unabhängigkeit. Allein wenn man genauer nachfragt, verschwindet diese glänzende Aufsenseite gar sehr.

Der arme Einsiedler ist den ganzen Tag mit Andachtsübungen beladen, und behält kaum zwey bis drey Stunden übrig, sein Gärtchen zu bestellen und einige Handarbeit zu verrichten. Um zwey Uhr Morgens mufs er aufstehen und bis sechs oder sieben Uhr in Gebet, Meditation und Lesung heiliger Bücher zubringen. Dann besorgt er seine kleine Wirthschaft und seine Küche. Nachher gehen andre Andachtsübungen bis Mittag an, und so den ganzen Tag. Um jede dieser Stunden mufs sein Glöckchen die Glocken des Klosters begleiten. Er darf zwar seine Einsiedeley verlassen; aber abgerechnet, dafs ihm seine Beschäftigungen weite Entfernungen verbieten, so würde er bald getadelt werden, wenn er gröfsere oder häufigere Spatziergänge blofs zum Vergnügen, vorzüglich auf gangbaren Wegen anstellte. Ob es ihm gleich nicht geradezu untersagt ist, seine Mitbrüder zu besuchen, so ist es doch gegen die Strenge seiner Pflicht, dies öfter, oder überhaupt anders, als im Nothfalle, zu thun.

Dabei sind die körperlichen Beschwerden, welche die Einsiedler zu erdulden haben, sehr grofs. Im Winter sind sie in den Felshöhen, die sie bewohnen, einer empfindlichen Kälte, und fast zu allen Zeiten einem unangenehmen Winde ausgesetzt. Vor Tage müssen sie Sommers und Winters, in dieser letztern Zeit mit Fackeln in ihr Versammlungshaus kommen, und thun auf diesen weiten und beschwerlichen Wegen oft gefährliche Fälle. Das ganze Jahr hin-

durch dürfen sie kein Fleisch essen, und müssen sich, da sie sich nicht immer Milch, Butter oder Eyer verschaffen können, meist mit getrocknetem Fisch, Oliven u. s. f. begnügen. Diese Pflicht hängt eigentlich mit ihrem Wohnen im Berge zusammen. Denn niemand, weder ein Mönch des Klosters, noch ein Laie, darf zu irgend einer Zeit des Jahres in einer Einsiedeley etwas anders, als Fastenspeise genieſsen, und der Einsiedler würde dem Fremden kein Feuer geben, von dem er vermuthen könnte, daſs er sich im Berge Fleisch zubereiten wollte. Zum Kloster steigen sie nur an bestimmten Tagen (etwa 15 bis 20 male im Jahr) zum Gottesdienst, wo sie alsdann mit den Mönchen essen, oder wenn ein Mönch begraben wird, oder wenn sie krank oder zu alt sind, die Beschwerlichkeiten des Berglebens zu ertragen, hinab. In diesem Falle kommen sie immer herunter, und man wuſste mir kein Beyspiel eines im Berge gestorbenen anzugeben.

Jenes Zwanges und dieser Beschwerden ungeachtet, fehlt es nie an Leuten, die sich um Stellen in diesen Einsiedeleyen bemühen. Zu zweyen, die jetzt leer standen, waren so viele Bewerber, daſs der Abt, wie er mir selbst sagte, sich nicht entschlieſsen konnte, eine Wahl zu treffen, um nicht die Zurückgewiesenen dadurch zu beleidigen. Darüber dürfte man sich vielleicht weniger wundern, wenn es bloſs oder doch vorzüglich Geistliche und namentlich Ordensgeistliche wären, welche diese Plätze suchten. Des Despotismus und der Verfolgung, die so oft in der Klostergemeinschaft herrschen, überdrüssig, könnten sie vielleicht doch der unmittelbaren Aufsicht los zu werden, und wenigstens in einem Stande, den sie einmal nicht verlassen dürfen, das Erträglichste zu wählen wünschen. Allein es sind unter den Bewerbern Leute der verschiedensten Stände, sogar angesehene Militairpersonen. Da nicht leicht jemand

unter 30 Jahren oder mehr eine solche Stelle bekommt, so ist auch jugendliche Uebereilung oder älterliche Ueberredung nicht leicht die Ursache dieses Entschlusses.

Man sollte daher auf die Vermuthung gerathen, dafs religiöse Schwärmerey daran Schuld, und diese unter allen Ständen Spaniens noch sehr allgemein verbreitet sey. Ohne über dies letztere entscheiden zu wollen, mufs ich dennoch gestehen, dafs der Anblick der Einsiedler des Montserrats diese Vermuthung keinsweges in mir bestätigte. Alle die ich sah, und die mir andre, Reisende und Einheimische, schilderten, sind stille und ruhige, dem Ansehen und vermuthlich auch der Wahrheit nach fromme Menschen, aber, einen oder ein Paar vielleicht ausgenommen, ohne einige Spur von Ueberspannung oder Schwärmerey. Die Reinlichkeit, in der sie ihre Einsiedeleyen erhalten, die Sorgfalt, mit welcher sie den Altar ihrer kleinen Kapelle mit Blumen, kleinen Gefäfsen, oder wie sie sonst können, verzieren, der Fleifs, den sie auf ihre Gärten, die Mauern und Hecken vor ihren Wohnungen, die Felstreppen ringsherum verwenden, zeigt (vorzüglich unter einer sonst nicht sonderlich auf diese Dinge aufmerksamen Nation) dafs sie sich mit Liebe dieser häuslichen Geschäfte annehmen, die sie, da alle dreyzehn nur Einen Tageweis umgehenden Aufwärter haben, natürlich selbst verrichten müssen. In keinem einzigen, den ich besuchte, bemerkte ich einen träumerischen, oder in Grübeleyen vertieften, oder trägen Charakter, und wenn man sieht, wie genau sie jeden Grashalm um ihre Einsiedeley herum kennen, mit welcher Neugierde sie aufmerken, wenn der Fremde, der zu ihnen kommt, ein Moos oder eine Pflanze in die Hand nimmt, und sogleich nach dem Namen, den Eigenschaften und den Heilkräften derselben forschen; so vergifst man leicht, dafs diese Menschen nur mit dem Himmel beschäftigt sind.

Der Einsiedler lebt, wie der Wilde, beständig mit der Natur, er beschreibt nur einen kleinen Kreis um seine Zelle; aber dieser kleine Kreis ist seine Welt und in ihr bleibt kein Punkt ihm verborgen, oder unbenutzt. Wie der Wilde hat er oft mit der Macht der Elemente zu kämpfen, wie er, klimmt er mit Behendigkeit und Kühnheit an fast senkrechten Felswänden hin; nur ist er glücklich genug, in einer Lage zu seyn, in der nicht leicht ein feindseliges Gefühl den Frieden seiner Brust stören kann. Selbst den Vögeln des Waldes um ihn her ist er nicht gefährlich; auch kommen sie auf sein Locken und nehmen vertraulich ihre Nahrung aus seiner Hand. Mehr daher, als von einem eigentlichen Verbote mag es herrühren, dafs man bey keinem Vögel in Käfigen antrifft.

In den Stunden ihrer Mufse und wenn ihr Garten und ihre Wohnung keine Sorgfalt mehr fodert, beschäftigen sich diese Einsiedler mit mechanischen Arbeiten. Die meisten machen kleine Kreuze von verschiedenen Farben, welche das Volk begierig kauft. Einer hatte — wie weiland Kaiser Karl V. — mehrere Wanduhren in seiner Zelle. Kein Wunder! Das blofse Fortrücken der Zeit, das uns nur ein ärgerliches Hindernifs ist, das wir gern vergessen möchten, ist für ihn eine wichtige Begebenheit.

Es mufs ein wunderbares Gefühl seyn, auf das Vorrecht des Menschen, nicht wie die näher an den Boden geknüpften Thiere, nur innerhalb gewisser enger Gränzen zu bleiben, sondern nach Neigung und Lust herumzuschweifen, Verzicht zu thun, alle seine Kräfte und seine Wünsche in eine Spanne Land einzuschliefsen, und eine halbe fruchtbare Provinz, weitumschauende Berggipfel und das gränzenlose Meer im Gesichte, allem andern zu entsagen, als ihr und dem Himmel. Selbst eine so wunderbare Stimmung der Einbildungskraft und des Gefühls, die vermögend

ist, ohne eigentlichen Gegenstand, durch ein blofs behagliches Hin- und Herbewegen eines gleichsam formlosen Stoffs, die Seele genügend zu erfüllen, als *Rousseau* hatte, oder zu haben wähnte, wenn er halbe Tage lang, auf den Rücken ausgestreckt, in einem Kahn auf dem See um die Peters-Insel herum schwamm, oder die angestrengteste Beschäftigung mit durchaus abstracten Ideen, scheinen kaum stark genug zu bewirken, was hier ganz gewöhnliche und alltägliche Menschen, und ich wiederhole es noch einmal, ich glaube, ohne sonderliche Religions-Schwärmerey, verrichten. Aber auf dem Flecke selbst, mitten unter ihnen, erscheint dies psychologische Phänomen bey weitem weniger wunderbar.

Häufiger als in anderen Ländern, glaube ich, findet man in Spanien Menschen, die bereit sind, Unabhängigkeit mit Einsamkeit zu erkaufen. Der Spanier ist sinnlicher, aber nicht so materiell, als der Nordländer, und bey weitem reizbarer; es liegt ihm also mehr daran, ungestört zu leben. Er ist in Gesellschaft aufgeweckt und witzig, aber er bedarf ihrer nicht gerade und sucht sie nicht mit Aemsigkeit. Da seine Nation noch nicht cultivirt genug ist, so kennt er die unruhige Geschäftigkeit des Geistes nicht, die man z. B. an dem Franzosen wahrnimmt; er geht immer mehr in die Tiefe, als in die Weite; sein Charakter beschäftigt ihn mehr, als seine intellektuellen Kräfte, und bey allen Menschen dieser Art ist ein gewisser Hang zu dem, was andere Müfsiggang nennen würden (was aber oft nur eine sehr edle Phantasiebeschäftigung mit ihren Gefühlen ist) bemerkbar. Durch ihren Charakter nur auf einige wenige Punkte, aber auf diese mit aller Energie gerichtet, können sie eigentlich vom Nichtsthun nur zu einer auf diese Punkte Bezug habenden Thätigkeit übergehen, nur zu einer grofsen und wichtigen. Alle andre scheint ihnen leicht, blofs mechanisch und ihrer unwürdig.

In dieser Gemüthsstimmung, besonders bey unaufgeklärten Leuten, pafst nun ein Einsiedlerleben sehr gut. Der Einsiedler lebt allein und ungestört; er kann seinen ganzen Tag sich selbst, seinen Gefühlen und den Dingen, die ihm lieb sind, widmen. Die geistliche Knechtschaft und die ewigen Andachtsübungen können dem einmal religiösen Menschen nicht schwer fallen. In der Einsamkeit des Einsiedlers sind die Andachtsübungen, einzelne Momente tieferen Gefühls abgerechnet, nichts als ein unbestimmtes Hinbrüten der Seele über einmal gewohnten Empfindungen, wie es leicht jeder, nur an andern Gegenständen, an sich selbst erfahren wird, da es wohl nur wenige Menschen giebt, welche nicht einen grofsen Theil ihres Lebens hindurch gewisse Lieblingsempfindungen, Plane oder auch nur Träume begleitet hätten. Die körperlichen Beschwerden schrecken den Spanier weniger ab, da er, wie ich Ihnen einmal künftig näher auseinandersetzen werde, härter gewöhnt ist, und besser der Bequemlichkeiten des Lebens entbehrt, als viele andre Europäische Nationen. Selbst die Verschiedenheit der Stände unter den Bewerbern um die Einsiedeleyen ist minder befremdend, da (sogar noch abgerechnet, dafs der geistliche alle übrige vereinigt und gleich macht) diese Verschiedenheit in den Sitten, der Lebensart und der Freyheit des Umgangs bey weitem weniger grofs ist, als ehemals in Frankreich und noch jetzt bey uns.

Wie es mir vorkommt, ist es also weit mehr Sehnsucht nach einem sorgenlosen sichern Unterhalt und einem unabhängigen und ungestörten Leben, welche den Spanier in Einsiedeleyen lockt, als Religionsschwärmerey. Allerdings wirken gewifs immer mehrere Ursachen zugleich, und wohl mag Frömmigkeit in den Augen dieser Menschen selbst immer die erste Triebfeder seyn. Nur zweifle ich, dafs sie allein genug Stärke besäfse, wenn nicht, ihnen selbst unbe-

wufst, ihr Gemüth von selbst sich zu einem solchen Leben hinneigte. Oft mögen auch freylich einzelne Unglücksfälle, Schrecken des Gewissens oder der Einbildungskraft Menschen in die Einsamkeit treiben; doch sind dies nur die Ausnahmen.

Die Spanier pflegen diejenigen, welche in Einsiedeleyen gehen, *gente retirada y desengannada* zu nennen, zurückgezogene Leute, die von den Täuschungen des Weltlebens zurückgekommen sind.

Das Spanische: *desengannar* entspricht nämlich dem Französischen: désabuser. Merkwürdig aber ist es zu sehen, wie die verschiedenen Stufen der Cultur, auf welcher beyde Nationen stehen, auf den Gebrauch dieser Wörter eingewirkt haben. Das Spanische: *desenganno* hat fast immer einen pathetischen Sinn, es ist das feyerliche Wort des Dichters, wenn der täuschende Schleyer der Liebe zerreifst, oder eine schwärmerische Stimmung die Seele von der Eitelkeit irdischer Freuden zum Himmel emporreifst. Das Französische: désabuser dagegen (in seinem neuesten, freylich indefs erst seit 10 bis 15 Jahren üblichen Gebrauch) deutet einen nur im gröfsesten Gewühl der Gesellschaft möglichen Begriff an, ist der Tod aller dichterischen, wie überhaupt jeder höheren Stimmung, und drückt den Zustand eines durch unaufhörliches Umtreiben in verwickelten Weltverhältnissen ganz und gar erkalteten Gemüths aus.

Uns Deutschen fehlt es an einem Worte für das Zurückkommen von einer Täuschung oder Verblendung, wir mögen den ersteren oder den letzteren Zustand bezeichnen wollen; ein Mangel, der daher rühren mag, dafs unsern Sitten die Ueberverfeinerung gesellschaftlicher Verhältnisse, die man in Frankreich kennt, und unserm Charakter die leidenschaftliche Verblendung des Spaniers fremd ist. Dagegen dürfte nicht leicht eine andre Sprache ein so schönes

Wort für diesen Begriff überhaupt aufzuweisen haben, als unser *nüchtern* ist, da ein *nüchterner Sinn* eine Freyheit von Wahn und Verblendung anzeigt, die nicht erst durch eine neue Täuschung oder durch ein gänzliches Erstarren des Gefühls erkauft ist, sondern sich vielmehr immer Stärke und Weisheit in ihm vereinigt, und das Wort, schon seiner bloſsen Ableitung (von *Nacht*) nach, die Frische und Freyheit des Gemüths bezeichnet, mit der man, nach der Stille und Einsamkeit nächtlicher Ruhe, noch unbeschwert von den Eindrücken des Tages am Morgen erwacht.

Um Ihnen, lieber Freund, noch einen Beweis mehr zu geben, daſs meine Schilderung der Einsiedler des Montserrats wirklich der Natur entspricht, will ich Ihnen aus einem Briefe meines Bruders eine Anekdote abschreiben, die er, als er ein Jahr vor mir den Montserrat besuchte, dort erlebte.

„Ich befand mich," so lautet seine Erzählung, „bey dem „Einsiedler von Santiago und suchte Kräuter in der Nach-„barschaft seiner Einsiedeley. Der Eremit hörte im Walde „rufen, wurde unruhig, öffnete alle Fenster seiner Warte, „und wollte schon zu Hülfe eilen. In demselben Augen-„blicke stürzte ein junger Maulthiertreiber weinend und au-„ſser Athem herzu. Er schrie: sein *macho* (ein Wort das, „von *masculus* abstammend, eigentlich alles Männliche der „Thiere bedeutet, aber vorzugsweise für Maulthiere ge-„braucht wird), sein armer, lieber *macho* sey in den Ab-„grund gestürzt. Er weinte, wie ein Kind, und rief tau-„sendmal die Mutter Gottes und alle Heilige an. Der Ein-„siedler schleppte ihn hastig in sein Zimmer und hing ihm „einen Rosenkranz um. Ich fürchtete schon, dies sey die „ganze Hülfe. Allein es war nur, um den ersten Schmerz „zu lindern. Er stürzte sich sodann, ohne dem Wege zu „folgen, die Felswände hinab bis zu dem Orte, wo das

„Maulthier lag. Der Treiber und ich konnten erst später „nachkommen. Das Thier hing nur noch an Einem Beine, „das sich um einen Baum geschlungen hatte, mit dem Kopfe „nach unten zu, so schräg über dem Abgrunde, daſs es, „sich selbst überlassen, nothwendig hätte hinunterstürzen „müssen. Der Treiber heulte unentschlossen, küſste das „arme Thier, und setzte verbindliche Anreden an alle Hei- „ligen hinzu, welche dem Viehe für nützlich erachtet wer- „den. Der Einsiedler schalt seine unthätige Zagheit, hier „sey der Moment zum Handeln. Er stellte sich stämmig „unter das Thier, um dem Kopfe eine Richtung zu geben. „Ein wirklich schauerlicher Anblick! denn fiel das Thier zu „schnell, so zog es ihn, ohne Rettung, mit in den Abgrund „hinab. Aber der Einsiedler lächelte der Gefahr, lieſs ei- „nen Strick um den Fuſs des Thieres schlingen, und wälzte „es so, den Kopf lenkend, glücklich in die Höhe. Nun „folgte eine lange Strafpredigt über den Mangel an Ent- „schlossenheit. Leider war der Rosenkranz bei der Arbeit „verloren gegangen. Aber der Einsiedler suchte ihn nicht „ängstlich; denn es war ihm leicht, sich einen andern zu „drechseln."

Es ist Ihnen vielleicht nicht unlieb, wenn ich Ihnen aus demselben Briefe meines Bruders etwas über die mineralogische Beschaffenheit dieses Berges abschreibe.

„Die ganze Ebene von Barcelona besteht aus Sand- „stein, nämlich so, daſs immer das grobkörnige Conglomerat „mit feinkörnigem Sandstein abwechselt. Unter diesem „Sandsteine kommt hier und da Kalkstein, uud unter diesem, „aber von unregelmäſsigem Falle, um Colbaton, Thonschie- „fer mit Quarzgängen durchtrümmert vor. Der Montserrat „selbst besteht vom Fuſse bis zum Gipfel aus einem Con- „glomerat, das meist sehr grobkörnig ist; zwar sind gegen „den Gipfel zu feinkörnige Sandsteinschichten häufiger, doch

„bilden sie kaum $\frac{1}{7}$ des Ganzen. Die Geschiebe sind zum „Theil 14 Zoll dick, grofse und kleine gemengt, meisten-„theils graulich weifser Kalkstein; doch kommt auch etwas „gelber und schwarzer, der leicht mit Lydischem Stein zu „verwechseln ist, darin vor. Die Crête des Berges streicht „St. 8. Im Conglomerat ist etwas weifser Quarz, als Ge-„schiebe. Die Schichten sind alle meist seiger mit 80 — 90° „und meist St. 3 — 4. Daher ist das Serratum (die Ein-„schnitte) eine Folge der Schichtung. Die Bänke haben „sich abgelöst, und da der Sandstein dazu leicht verwitter-„bar ist, so haben sich Kegel gebildet, von denen immer „5 — 6 zu den sonderbarsten Gruppen zusammengehäuft „sind."

Die Höhe des Gipfels des Berges, da wo die Kapelle der Jungfrau über der Einsiedeley des H. Hieronymus steht, beträgt, nach den, von Hrn. *Méchain* in dieser Gegend neuerlich angestellten Messungen, deren Resultate er mir mitzutheilen die Gütigkeit gehabt hat, etwas über 634 Toisen, folglich etwas über 3937 Rheinländische Fufs *).

Sein Schatten soll, wie mich die Mönche des Klosters versicherten, auf 7 Spanische Meilen weit im Meere sichtbar seyn; eine Behauptung, deren vollständige Prüfung zwar eine genauere Bestimmung der Entfernung des Berges vom Meeresufer voraussetzen würde, als mir wenigstens bekannt ist, die aber an sich nichts Unglaubliches enthält, da berechnet ist **), dafs der Athos nur 518 Toisen hoch zu seyn brauchte, um in einer Entfernung von beynahe 26 französischen Meilen eine Bildsäule auf dem Markte von Myrina auf der Insel Lemnos zu erreichen.

---

*) Nach dem Verhältnisse des Pariser Fufses zum Rheinländischen wie 59 zu 57.

**) *Voyage dans la Troade par Le Chevalier*. 2. éd. p. 23. 24.

Ich schliefse für heute, mein Lieber. In meinem nächsten Briefe erhalten Sie eine Beschreibung der Ueberbleibsel des Theaters von Murviedro (dem alten Sagunt), das man vor einer, von einem Bewohner Murviedro's darüber geschriebenen Abhandlung, aus der ich Ihnen einen Auszug mittheilen werde, nur aus weniger genauen und vollständigen Nachrichten kannte.

# Reiseskizzen aus Biscaya.

## 1.

### St. Jean de Luz.

Unsre Ungeduld, die Spanische Gränze zu begrüſsen, wurde noch einen Tag länger hingehalten, als wir geglaubt hatten. Der Weg war unglaublich schlecht; das Pflaster der Chaussée war wie von Grund aus aufgewühlt, und die Steine lagen haufenweis mitten in der Straſse aufgethürmt.

Doch waren dies nicht die einzigen Spuren, welche uns an den letzten Krieg zwischen Frankreich und Spanien und an die Vernachlässigung der innern Administration seit der Zeit der Revolution erinnerten. Die sprechendsten Beweise davon fanden wir in Saint Jean de Luz. Ein Arm des Meeres strömt daselbst in das Land ein und theilt diesen kleinen Ort in zwei Theile. Ueber diesen Arm ist eine lange hölzerne Brücke gebaut; und da das Meer hier überaus stürmisch ist, so sind die Ufer mit prächtigen steinernen Quais eingefaſst. Seit Jahren aber hat man diese Schutzwehren gegen die Gewalt der andringenden Wogen gänzlich vernachlässigt; die Quais sind beschädigt und zum Theil eingestürzt; die Flut hat schon einige der dem Ufer zunächst stehenden Fischerhütten weggerissen und droht andren denselben Untergang; und die Brücke ist so verfal-

len, daſs nur noch Fuſsgängern darüber zu gehen erlaubt wird. Geschieht den Eingriffen des Meeres nicht bald Einhalt, so läuft der ganze Theil des Orts um den Hafen herum sichtbare Gefahr.

Wir kamen gerade zur Zeit der einströmenden Flut in dem Orte an; und da unser Wagen durch das Wasser fahren muſste, so waren wir genöthigt, die Ebbe abzuwarten und gegen unsern Vorsatz hier zu übernachten. Wir machten einen Spaziergang an den Hafen, setzten uns auf dem verfallenen Quai neben einigen Fischern, deren starke, aus den Lumpen, die sie umhüllten, nackt hervorblickende Glieder und deren armseliger Fang uns lebhaft an den Theokritischen erinnerte, nieder und ergötzten uns unendlich an dem Schauspiel des vom Sturm bewegten Meeres.

Der Meerbusen von St. Jean de Luz ist vorzüglich malerisch. Klein, aber durch zwei Vorgebirge, rechts durch das Fort St. Barbe, links durch das, welches den Namen des Orts trägt, gut begränzt, bietet er dem Auge gerade die Fläche dar, die es leicht übersieht. Die Wogen rollten majestätisch von der Höhe des Meers auf uns zu; vom Widerstand der zurückprallenden Wellen aufgehalten, brach sich ihre finsterthürmende Spitze in weiſsen Schaum, der vom Mittelpunkt aus wie ein plötzlich entzündetes Feuer zu beiden Seiten in unabsehlichen Reihen hinlief; dann sich mit verdoppelter Gewalt überwälzend, stürzten sie lautbrausend in die Mündung des Hafens. Dieselbe Flut aber, die hier vor uns eingeengt im Drange des Ein und Zurückströmens wild auftobte, ergoſs sich hinter uns mit pfeilschneller Geschwindigkeit in lieblichen Schlangenlinien über das glattgespülte Ufer; und, — so rasch war die Bewegung —, wenn die zweite Welle der ersten zurückkehrenden begegnete, sah man, wie in einem durchsichtigen Krystall, zwei zusammenhangende Spiegelflächen über einander

in entgegengesetzten Richtungen hingleiten. In der Ferne vernahm man nur ein dumpfes Toben, ein verwirrtes Gewühl der Wogen; an hervorragenden Klippen spritzte Schaum aus der dunkeln Flut empor, und auf der äufsersten Höhe des Meeres schwankten von Zeit zu Zeit die schimmernden Segel eines Schiffes vorüber.

In den Pyrenäen hatten mich oft jene ungeheuren, von keinem mildernden Grün umkleideten Felsmassen in die frühesten Alter der ersten Weltbildung zurückversetzt. Sie sind das Bild einer ewig unthätigen Ruhe, einer Last, die, immer auf den Mittelpunkt ihrer Schwere drückend, nur zusammenzustürzen droht, um sich noch fester an einander zu ballen. Was dagegen bei dem Anblick des Meers die Einbildungskraft bis zum Entsetzen anspannt, ist die fürchterliche, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Seiten zugleich fortpflanzende, von dem unbedeutendsten Stofs die ungeheuerste Tiefe aufwühlende, den ganzen Erdkreis bedrohende Beweglichkeit. Jene ewige Ruhe, dies ewige Rollen, beide nach blinden Gesetzen, beide in todten ungeschiedenen und ungeheuren Massen, die wüsten Elemente des Chaos, sind die Gestalten, in welchen die leblose Natur uns ihre Erhabenheit zeigt, in denen eine dunkle und unverstandene Kraft waltet, und neben welchen jede geistige verstummt und verschwindet.

Wie die Pflanze, die, sich aus der Ritze des Felsens hervorwindend, seine schroffen Ecken umklammert, erhält sich mitten unter ihrer Verwüstung die lebendige Organisation, und wie der im Stein verborgene Funke, springt der Trieb der Bildung aus ihr selbst hervor.

In jedem gefühlvollen Zeichen der Natur hat eines dieser zwiefachen Elemente, die todte oder die beseelende Kraft, ein sichtbares Uebergewicht. Homer und die Griechen schildern die Natur lieber in der Mannigfaltigkeit ih-

rer Gestalten und der Fülle ihrer Bewegung; die nordische Phantasie Ossians verweilt vorzugsweise bei ihren rohen, wüsten und finsteren Massen. Aber noch fehlt uns der Dichter, welcher, tiefer eindringend, den formlosen Stoff wahrhaft mit dem Bildungstrieb gattete und, matte Beschreibungen aus seinem Kreise verbannend, den Kampf und die Vereinigung der Schöpfungskräfte selbst einführte.

Er würde vielleicht die Kosmogonie einige Schritte weiter führen, oder wenigstens gewifs den unbebautesten Theil der Dichtkunst, die didaktische, mit einem unbekannten Muster bereichern. Denn nicht Welten durch Welten zu entzünden und Fabeln an Fabeln zu reihen, ist es, was die dichterische Einbildungskraft hier sucht. Sie will im Menschen die Kräfte erregen, durch die er eine solche Schöpfung aufser sich begreifen, eine ähnliche in sich nachbilden kann.

Denn auch in ihm streitet ein formloser Stoff, ein unbestimmtes Streben und ein unbestimmter Trieb mit dem ordnenden Gedanken und der gestaltenden Anschauung; auch in sich begreift er diese Elemente nur einzeln; und nur der Einbildungskraft ist es gegeben, sie wenigstens auf Augenblicke zu ihrer ursprünglichen Einheit zu verknüpfen.

## 2.

## Spanische Gränze.

Die westliche Seite der Pyrenäen senkt sich gegen das Meer zu allmählich herab *) und verliert sich an dem Ufer desselben in unbedeutende Hügel. Die östliche dagegen ist steil und setzt dem Mittelmeer schroffe Vorgebirge entgegen. Daher hat der Weg von Perpignan aus

*) Ueber dies etagenmäfsig abnehmende Absteigen der Pyrenäen s. Mém. sur la guerre entre la France et l'Espagne p. 11. nt. (1.)

nach Spanien mit Mühe durch den Fels gehauen werden müssen, da der von Bayonne nur zwischen kleinen Anhöhen hinläuft.

Die Aussicht ist hier mehr anmuthig, als grofs; doch fehlt es ihr nicht an Mannigfaltigkeit. Man ist immer von gröfseren oder kleineren Bergen umgeben, behält beständig einige der hohen Pyrenäen im Gesicht, und erblickt bisweilen über den niedrigeren Hügeln zur Rechten das Meer.

Die Gränze zwischen Frankreich und Spanien macht, wie bekannt, die Bidassoa *) bei dem pas de Beodid. Von einer kleinen Anhöhe sieht man beide Länder liegen.

Die Linie, welche zwei Reiche von einander scheidet, ist immer ein interessanter Anblick, wie wenig auch zunächst um sie herum Boden und Bewohner verschieden seyn mögen. Es ist eine Scheidewand, durch welche die Willkühr oder der Zufall zwei Menschenhaufen zu verschiedenen Schicksalen verurtheilt hat.

Es schiene natürlich, dafs sich Völkerstämme, wie andre Gewächse des Bodens, so weit verbreiteten, als es ihnen, nicht ihre zerstörenden, aber ihre anbauenden Kräfte verstatteten. Ihre politischen Gränzen würden sich dann wahrscheinlich von selbst mit den Natur-Abtheilungen des Landes, das sie bewohnten, in Verbindung setzen. Bei einer weiteren Ausdehnung würden sie lieber in demselben Thale die Ufer desselben Flusses weiter verfolgen, als über das Gebirge in ein neues hinübergehen, wo sie ein andres Klima, einen anderen Boden und, was auf den Menschen,

---

*) Man hält diesen Flufs gewöhnlich für die Magrada der Alten (Oihenart p. 87. Florez XXIV. 15. Mannert I. 355.). Dem Fortsetzer der Esp. sagr. Risco scheint XXXII. p. 90. die Stelle des Mela, wo er dieses Flusses erwähnt (den sonst keiner der andren alten Schriftsteller nennt), zu sehr verdorben, um etwas darauf bauen zu können.

der immer, auch schon in seinem rohesten Zustande, Eindrücken auf die Empfindung und die Einbildungskraft folgt, gleich mächtig wirkt, eine andre Gestalt des Landes und der Vegetation anträfen. Auch kann man in den frühesten Zeiten des bewohnten Europas, wo nicht besondre Umstände aufserordentliche Völkerbewegungen veranlafsten, die Gränzscheidungen der Flüsse mit ziemlicher Sicherheit zugleich als Gränzscheidungen der Völkerstämme ansehen.

Im Zustande der Bildung, wenn der Mensch auf dem Boden Kraft genug gewonnen hat, sich über denselben zu erheben, entsteht eine andre Art natürlicher Gränze zwischen verschiednen Nationen, die Verschiedenheit der Sprache und der Cultur.

Der Zufall, oder das Schicksal, welches die menschlichen Begebenheiten lenkt, hat die eine und die andre dieser natürlichen Scheidewände übersprungen; die verschiedensten Völkerstämme haben sich mit einander vermischt; vorhandene Sprachen sind untergegangen, und aus ihren Trümmern sind neue entstanden. Bei allen diesen Veränderungen hat sich die Uebermacht gezeigt, welche die moralischen Einwirkungen im Menschen über die physischen ausüben. Der Einflufs der Gleichheit des Klimas und sogar der Abstammung verschwindet, und derselbe Völkerstamm nimmt eine verschiedne Gestalt an, je nachdem der Zufall einen seiner Theile mit einer andren Nation verbunden hat.

Dies glaubte ich auch hier zu bemerken. Der unleugbaren Nationalähnlichkeit zwischen beiden ungeachtet, tragen doch die Französischen Basken mehr Französische Leichtigkeit, die Spanischen Biscayer mehr Spanischen Ernst an sich. Die ersteren, die zu der Zeit des gänzlichen Verfalls des abendländischen Kaiserthums, — vermuthlich am Ende des 4ten Jahrhunderts —, theils von selbst, theils

später von den Herzogen von Aquitanien als Miethstruppen herübergerufen, ihre alten Wohnsitze verliefsen *) und sich in Frankreich festsetzten, haben sich daher dem allgemeinen Charakter der mittäglichen Franzosen genähert, und vorzüglich die gebildeten Classen unter ihnen sind mit den Gascons nicht nur in demselben Namen, sondern auch in demselben Charakter zusammengeschmolzen; die letzteren hingegen sind zwar auf allen Stufen der Ausbildung eigenthümlicher geblieben, indefs dennoch im Ganzen den Spaniern, deren Sprache sie sogar zum Theil zu der ihrigen gemacht haben, ähnlicher geworden.

Freilich ist aber auch das Schicksal, welches beide erfahren haben, überaus verschieden. Das Spanische Biscaya, eine zusammenhangende Provinz von beträchtlicher Gröfse, ist, auch in seiner Abhängigkeit von Spanien, noch gewissermafsen ein selbstständiges Land geblieben, regiert sich durch Personen aus seiner Mitte und nach seinen eignen Gesetzen, und geniefst Freiheiten, über deren Beibehaltung es mit Eifersucht wacht. Durch die Industrie seiner Bewohner und seine dem Handel günstige Lage hat es sich zu einem Grade des Wohlstands erhoben, in welchem im ganzen übrigen Spanien nur Catalonien und Valencia mit ihm wetteifern können. Es ist daher nicht zu verwundern, dafs die Biscayer in Spanien auch noch als Nation eine bedeutende Rolle spielen, dafs der minder unternehmende und thätige Castilianer mit sichtbarer Eifersucht auf sie blickt, und dafs selbst die Vornehmsten und Reichsten unter ihnen, die, in Spanischen Collegien erzogen, selbst ihre Sprache entweder nie erlernt oder gänzlich vergessen haben, dennoch mit enthusiastischem Stolze an ihrem Vaterlande hangen.

---

*) Oihenarti notitia utriusque Vasconiae p. 385. 394.

Die Französischen Basken hingegen bewohnen blofs die kleinen und unbedeutenden Districte, haben schlechterdings kein politisches nationelles Band unter einander, und verlieren sich in der Masse der Nation, zu der sie gerechnet werden, ohne durch etwas andres, als durch ihre Sprache, ihre Sitten und ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrer Heimath, ein selbstständiges Ansehen gewinnen zu können. Immer aber sind diese Züge noch charakteristisch genug, um sie als einen völlig eignen, von allen ihren übrigen französischen Nachbaren geschiedenen Völkerstamm zu bezeichnen; und das hat man von jeher so sehr gefühlt, dafs weder die ehemalige monarchische, noch die nachherige republikanische Regierung, die doch alle Localverschiedenheiten zu einer allgemeinen Gleichheit herabsetzte, es je versucht haben, die Basken in der Armee unter verschiedene Corps zu vertheilen. Vielmehr hat man sie immer zu eignen Regimentern unter Anführung ihrer eignen Officiere gebildet, und sie, soviel mir bekannt ist, auch nie aufserhalb Frankreichs gebraucht.

Indefs ist dies auch die einzige Gestalt, unter der sie in Frankreich noch gewissermafsen nationell auftreten.

Etwa eine Stunde diesseits der Spanischen Gränze stiefsen wir auf einen alten Mann, mit dem wir uns in ein Gespräch einliefsen. Er zeigte uns, da wir ihn nach der Entfernung des Gränzorts fragten, einen Hügel, auf dem die erste Spanische Kapelle lag. „Dorthin," sagte er, „ging ich „sonst wöchentlich, um meine Andacht zu verrichten. Jetzt, „da ich alt und schwach geworden bin, kann ich mit Mühe „Einmal des Jahres dahin kommen; und vielleicht mufs ich „sterben, ehe ich sie wiedersehe." Es lag etwas ungemein Rührendes in der Sehnsucht, mit welcher dieser fromme Greis in ein fremdes Land hinüberschaute, um dort einen

Trost zu suchen, der ihm in seinem eignen, gerade da er dessen am meisten bedurft hätte, geraubt war.

Die sogenannte Fasaneninsel ist so klein, daſs man Mühe hat zu begreifen, wie sie zu einer politischen Zusammenkunft *) dienen konnte. Auch konnte nur die Strenge des Cärimoniels diesen Ort dazu auswählen. Bei einer früheren Zusammenkunft ähnlicher Art war man nicht gleich gewissenhaft. Als Heinrich IV. von Castilien hier mit Ludwig XI. zusammenkam, blieb Ludwig innerhalb seines Gebiets. Heinrich setzte mit seiner aufs reichste ausgeschmückten Begleitung in mehreren Barken über den Fluſs. Schon vom Fluſs aus begrüſsten beide Könige einander; als aber Heinrich ans Land gestiegen war, umarmten sie sich und gingen an einen niedrigen Fels am Ufer des Flusses. Hier war Heinrich an den Felsen angelehnt, Ludwig stand ihm gegenüber, und zwischen sie trat ein groſser und schöner Jagdhund, auf den beide Könige ihre Hände legten. So besprachen sie sich mit einander und unterzeichneten den vorher verabredeten Vergleich. Dann kehrte Heinrich über den Fluſs zurück und übernachtete in Fuentarrabia. Der Spanische Chronikenschreiber, welcher uns diese Details hinterlassen hat, ist aber auch auf das äuſserste über die Schande erbittert, die er darin für seinen König erblickt; er macht dem Erzbischof von Toledo und dem Marques de Villena einen bitteren Vorwurf daraus, dies so veranstaltet zu haben, und ergieſst seinen Unwillen, auf ächt Spanische Weise, in ein Wortspiel, das sich schwerlich in eine andere Sprache möchte übersetzen lassen **).

*) Bekanntlich wurde hier 1660 der sogenannte Pyrenäen-Friede durch den Cardinal Mazarin und D. Luis Mendez de Haro y Guzman geschlossen. (Florez II 341. nennt den Fluſs Vesduya.)

**) E porque todo lo que al rey convenia, fuese de mal en peor, quisieron que en aquellas *vistas*, ó mas propiamente *ciegas* que-

## 3.

## Guipuzcoa. Anblick des Landes.

Auf welcher Seite der Pyrenäen ein Reisender Spanien betritt, wird er durch unerwartet angenehme Eindrücke überrascht; und ebenso wird er sich schwerlich wieder davon trennen können, ohne daſs hier die letzten Tagereisen eine gewisse Sehnsucht in ihm zurücklassen. Denn gerade Biscaya und Catalonien sind, zwar vielleicht nicht die merkwürdigsten Provinzen Spaniens, wenigstens nicht die, welche den Nordländer am meisten durch die Neuheit der Gegenstände befremden, aber sie sind bei weitem die freundlichsten, diejenigen, in welchen die Abwechslung der Gegenden, der Wohlstand des Landes und der Charakter der Einwohner am meisten zusammenkommen, dem Gemüth eine angenehme und heitere Stimmung zu geben; da das zwischen ihnen liegende Arragonien, und wenigstens ein Theil von Navarra, allen Beschreibungen nach, einen traurigen und dürftigen Anblick gewähren.

Beide zugleich Berg- und Küstenländer, beide gut bevölkert und trefflich angebaut, bieten sie eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen und ein Leben und eine Bewegung dar, welche mit der Einförmigkeit der Natur und der Unthätigkeit der Bewohner in dem übrigen Spanien in nur zu auffallendem Gegensatz stehen. Berge und Thäler wechseln in ihnen in fast immer gleich lieblichen Formen mit einander ab; die Vegetation ist frisch und reich; Dörfer

---

dase antes ofendido el Rey que honrado, mas desabtorizado que tenido en estima. Ca lo que debiera ver en medio de los terminos de Castilla é de Francia, hicieronle que pasase todo el rio y entrase en el reyno ageno, no mirando á lo que la lealtad les obligaba é á la decencia de su rey convenia. (Chronik Heinrichs IV., bei Sancha gedruckt, aber noch nicht ausgegeben.)

und Städte zeugen von dem Wohlstand, den Ackerbau und Industrie, die Landstrafsen von dem Verkehr, den der Handel hervorbringt. Ihre Bewohner, denen ihre Lage im Gebirge und am Meer ohngefähr gleiche Neigungen einflöfst und gleiche Beschäftigungen giebt, zugleich kühn und behende, zeigen schon in ihrer Gestalt und ihrer Physiognomie Muth, Entschlossenheit und Thätigkeit. Doch hat der Biscayer mehr die gewandte Kühnheit eines Gebirgsbewohners, der Catalane mehr den derben Trotz der Wohlhabenheit, welche die Frucht gröfseren Fabrikfleifses und eines mehr ausgebreiteten Handels ist. In dem ersteren sieht man die Spuren eines rohen und ungebildeten, aber auch unverdorbenen und von der Natur mit Kraft und Feuer ausgestatteten Urstamms; in dem letzteren die Ueberreste eines ehemals ansehnlichen, durch politischen Einflufs und inneren Reichthum mächtigen Handelsvolkes. Beide sind, genau betrachtet, in jeder Rücksicht einander unähnlich, verrathen eine verschiedene Abstammung, wie verschiedene Schicksale; aber wer beide gesehn hat, wird sich doch schwerlich enthalten können, sie einen Augenblick mit einander zu vergleichen, da ihnen ihre Thätigkeit, ihr Unternehmungsgeist, und selbst ihre körperliche Schnelligkeit, — die Catalanen sind bekanntlich ebenso in Spanien, als die Basken in Frankreich, als die besten Läufer berühmt —, eine Aehnlichkeit geben, welche noch mehr durch den Gegensatz mit den übrigen Spaniern ins Auge fällt.

Catalonien wird von Französischen Reisenden nicht selten noch als eine Fortsetzung Frankreichs angesehen. In der That erhalten sich auch noch bis Barcelona hin gewissermafsen Französische Sitten und Französische Gemächlichkeit; die Sprache des Landes ist nur ein verschiedener Dialekt von der des mittäglichen Frankreichs, und diese ganze Küste des Mittelmeeres theilte lange Zeit hindurch

dieselben Schicksale. Biscaya hingegen hat ein schlechterdings eigenthümliches Ansehen, und, in der Mitte zwischen Frankreich und Spanien, trägt es, vorzüglich in seinen Bewohnern, weder den Charakter des einen, noch des andren an sich. Sitten und Gesichtsbildung sind verschieden; die Sprache ist in ihren Wörtern, ihrer Bildung und ihrem Ton eigenthümlich, und dem Fremden auch bis auf das unbedeutendste Wort unverständlich; und sogar die Namen der Oerter, die fast alle aus ihr, und zum Theil aus ihren ältesten Wurzelwörtern hergenommen sind, klingen befremdend und ungewöhnlich.

Der erste Flecken, in dem wir in Spanien zu Mittag afsen, war Oyarzun. Es ist zugleich einer von den wenigen, welche auf eine auffallende Weise die Gleichförmigkeit beweisen, in welcher sich die Biscayische Sprache seit den ältesten Zeiten erhalten hat. Die Alten erwähnen nämlich in diesem Theile der Küste eines Vorgebirges, das sie als das äufserste gegen die Pyrenäen hin angeben. Der Name desselben hat vermuthlich durch die Abschreiber vielerlei Abänderungen erlitten. Er heifst bei den verschiedenen Geographen *Oeaso, Eason, Jarso* und *Olarso*. Diese letztere Lesart kommt dem wahren Namen am nächsten, und Plinius, der den Ort so anführt, setzt hinzu, dafs es ein Wald der Vasconen (*Vasconum saltus Olarso*) sey. Noch jetzt aber heifst *oyaná* auf Biscayisch ein Bergwald, *Oyarzo* hat nach dem Zeugnifs Biscayischer Schriftsteller *) dieselbe Bedeutung; und man sieht daher deutlich, dafs schon die Römer diese Gegend mit demselben Namen belegt fanden, den sie noch heute trägt und den sie ihrer natürlichen Beschaffenheit verdankt, und dafs sie ihn nur aus Unkunde der Sprache in einem einzigen Buchstaben veränderten.

*) Oihenart p. 169.

Nach den Römerzeiten, im Mittelalter, findet man das Thal Oyarzo in Urkunden wieder, und damals erstreckte es sich von dem Hafen S. Sebastian bis an die Bidassoa. Es liegt daher um den Busen herum, den das Meer dort macht, und wird von den Spanischen Schriftstellern vorzüglich wegen des Muths und der Leibesstärke seiner Bewohner gerühmt. Deswegen ertheilten die Könige von Spanien demselben von sehr alter Zeit her besondre Privilegien und Vorrechte. Seit dem 13. Jahrhundert aber haben einige der dazu gehörenden Orte eigne Freiheiten und Gerichtsbarkeiten erhalten; seitdem ist daher der Name Oyarzo auf einen kleineren District beschränkt worden, und jetzt trägt ihn nur die umliegende Gegend des Fleckens Oyarzun. In der ehemaligen Ausdehnung begriff er aufser diesem letzten die Orte Fuenterrabía, Rentería und Irun unter sich; und der Hafen, der jetzt el Passage heifst, hiefs damals der Hafen von Oyarzo. Noch jetzt ist das Thal so waldreich, dafs es Zeiten gegeben hat, in welchen der Flecken Rentería allein 29 aus seinen eignen Waldungen erbaute Kauffartheischiffe besafs. Zu den Zeiten der Römer erstreckte sich der Strich Landes, welcher diesen Namen führte, gleich weit und bis nah an S. Sebastian heran; und das Vorgebirge Oeaso der Alten ist vermuthlich der heutige Berg Jaizquivel *), der von la punta del Higuer bis an den Hafen el Passage hinläuft und an

*) Dieser Name ist neu. Die Etymologie seiner ersten Stammsylbe ist mir unbekannt. Die Endung kommt von *quibelá*, der Rücken, her und bedeutet, dafs der Berg hinter einem andren, in der Stammsylbe angezeigten Ort liegt. So sagt man, mit nur kleiner Veränderung der Buchstaben, *eliz-guibelean*, hinter der Kirche (*elizá, iglesia, église*). — Risco setzt die Stadt Oeaso eigentlich oberhalb des Hafens el Passage gegen eine Anhöhe zu, die man Wasanoaga nennt (XXXII. 187.). Mannert (I. 355.) sagt, dafs Oeaso tiefer am Busen lag. (?) Vielleicht ging auch das Meer

dessen Fufs das oben erwähnte Thal liegt, und die Stadt mag in der Gegend des heutigen Oyarzun gestanden haben, es sey nun, dafs Oeaso und Olarso*) verschiedene

---

ehemals tiefer ins Land hinein. Bei Rentería ist dies noch jetzt zu sehen. Was ehemals ein Schiffswerft war, sind jetzt Gärten, und der Hafen läuft Gefahr, sich immer mehr und mehr zu versanden. S. Risco l. c. p. 186.

*) Hermolaus Barbarus will nach der Lesart des Plinius: Olarso, die andren der übrigen Geographen umändern. Allein abgerechnet, dafs der Verbesserer doch nur das in den Text seines Schriftstellers bringen darf, was dieser sagen wollte, nicht, was er hätte sagen sollen, so ist dieser Vorschlag auch darum unstatthaft, weil es sehr zweifelhaft scheint, welche Abänderungen das ursprüngliche Biscayische Wort selbst haben konnte. Dafs *oy* und *oe* verwechselt werden, sieht man deutlich daraus, dafs *oya* und *oea* gleich viel gelten und beide das Bett heifsen. Ja es dürfte vielleicht nicht unrichtig seyn, dies Wort als die Wurzel von *oyaná* und *oyarzo* anzusehen. *Oya*, *oea*, *oatzea* und *ohatzea* heifst in der einfachen Zahl ein Bett oder ein Nest, in der mehrfachen, *oyac* und *oeac*, das Zahnfleisch. Dies letztere wird auch *obiac* genannt, und *obia* heifst das Grab. Diese verschiedenen Bedeutungen, die schwerlich unmittelbar auf einander übertragen worden sind, scheinen auf eine gemeinschaftliche Urbedeutung zu führen; und hier scheint die passendste die des Hohlen und des Leeren, die auch in unserm Oede zusammenkommen. Vergleicht man dies Letzte, wie einige Sprachforscher thun, mit dem Griechischen *οἶος*, und hält man das *d* nicht für radical darin, so könnte das Biscayische *oya*, *oea*, *obia* (lauter verwandte Töne) zu derselben Wurzel gehören, ursprünglich hohl bedeuten und so auf das Grab, das Nest und das Zahnfleisch (als die Höle der Zähne) übertragen seyn, dann leer, und daher etwas, was zur Unterlage dienen kann, ein Bett, endlich leer von Anbau, unbeackert, wüst, welche Gegenden dann natürlich mit Wald und Gebüsch bewachsen, woraus sich die Bedeutung eines Buschwerks ergiebt. — Da *olá* auf Biscayisch ein Brett heifst, so könnte man vielleicht dies auch zur Rechtfertigung von *Olarso* anführen. Allein dies Wort scheint zu einer andren Familie zu gehören. Beiläufig sey es mir erlaubt hier zu bemerken, dafs von diesem Wort *oltza*, ein Haufe aus einem Baum geschnittener Bretter, *tablage*, herkommt, wobei man sich wohl schwerlich enthalten kann, sich an unser Holz zu erinnern. — Diese Aehnlichkeit Biscayischer und Deutscher Wörter darf um so weniger befremden, als in der That zwischen den

Namen zur Bezeichnung der Stadt und des Thals, oder nur Abänderungen desselben waren *).

Ein anderes Beispiel eines Alt-Biscayischen, in späteren Zeiten aber veränderten Namens giebt die kleine, durch die Kriege zwischen Spanien und Frankreich bekannte Gränzfestung Fuenterrabía. Diese wird in Urkunden des 13. Jahrhunderts Ondarribia und Undarribia genannt **), und hat diesen Namen, wie ein anderer Ort an dieser Küste, Ondarroa, von ihrer Lage im Ufersande des sich in ihrer Nähe ins Meer ergiefsenden Stromes erhalten. Aus demselben, den ich als den ursprünglichen ansehe und welchem gemäfs die Biscayer sie noch heute Ondarrabia nennen, haben die Franzosen und Spanier Fontarabie und Fuenterrabía gemacht; und einige Lateinische Schriftsteller übersetzen dies gar durch *fons rapidus* oder *rabidus* — eine Eleganz, gegen welche sich der gesunde Geschmack wohl ebensosehr, als die Etymologie, erheben wird.

In einem Lande, das durchaus eigenthümlich ist, wo fast alles den Eingebornen und fast nichts Fremden angehört, war es vielleicht nicht unnütz auch auf kleinere Umstände aufmerksam zu machen, die dies beweisen, und welche dem blofs Durchreisenden leicht entgehen können. Sonst findet die Erinnerung an die lieblichen Thäler Gui-

---

Stammwörtern beider Sprachen eine nicht geringe Verwandschaft herrscht. Dies hat schon Eccard (*de origin. Germanorum, ed. Scheidii p.* 28.) bemerkt. Er vergleicht daselbst sogar mit dem Biscayischen *oea* das Deutsche *eja* und Wiege, worin ihm aber wenigstens für das Letztere wohl niemand beistimmen dürfte. Doch mehr hiervon künftig an einem schicklicheren Orte.

*) Man vergleiche über die Geschichte dieses Thals Risco's Fortsetzung der *España sagrada T.* 32. *p.* 146.

**) Oihenart p. 168. Risco XXXII. 150. Der Letztere behauptet zwar, dafs der Name Ondarribia später sey, als der heutige in Spanien und Frankreich gewöhnliche (p. 153.), aber ohne hinlängliche Gründe anzuführen.

puzcoa's, durch welche unser Weg uns führte, einen zu reichlichen Stoff in der Natur der Gegend und ihrer Bewohner, um lange bei trocknen Namen zu verweilen.

Seitdem wir Oyarzun verlassen hatten, befanden wir uns zu tief im Lande, um noch den Anblick des Meeres zu genieſsen. Wir hatten schon vorher von ihm Abschied genommen, doch nur mit dem Vorsatz und der Hoffnung, es auf der andren Seite Spaniens wieder aufzusuchen und dort nicht so unruhig und stürmisch, als es sich von der Höhe herab in den engen Busen Biscayens, der daher immer der Schiffahrt gefährlich ist, zusammendrängt, vielleicht nicht mit so malerischen Ufern, als die nördliche Küste, aber gröſser und majestätischer, in der schönen Bay von Cadiz wiederzusehen.

Wenn man die Wildheit und die furchtbare Gröſse einer Gebirgsgegend bis zur anmuthig überraschenden Abwechslung von Bergen und Thälern, die Rauheit eines nördlichen Klimas bis zur erquickenden Kühle und stärkenden Frische mildert; wenn man der trägeren Vegetation des Nordens einen schnelleren und kräftigeren Wuchs leiht, den kalten, manchmal finstern Ernst seiner Bewohner mit einem Theil der Lebhaftigkeit und der Heiterkeit des Südländers versetzt; so hat man ein treues Bild des Theils von Biscaya, durch den wir reisten. Man fühlt, daſs man sich im Norden befindet; die Luft ist schon im Anfang des Herbstes nicht mehr eigentlich milde, die Producte, die wir bei uns und im nördlichen Frankreich sehen, finden sich auch hier; die zarteren des Südens, die Orangen, Palmen, Mandeln, selbst die Olivenbäume, fehlen; und dies unterscheidet diese Provinz besonders sehr auffallend von Catalonien, das sonst, wie ich schon oben bemerkte, mehr als Einen Vergleichungspunkt mit ihr darbietet. Aber dieser Norden ist der Norden Spaniens, und die Vegetation findet in der

reichlichen Bewässerung des Landes einen mehr als hinlänglichen Ersatz für die anhaltendere und strengere Kälte. Daher ist das Biscayische Obst so vorzüglich, Kirschen, Aepfel, Birnen von verschiedenen Gattungen sind in Ueberfluſs; dem Wein fehlt es nur an gehörig sorgfältiger Bereitung, um vielleicht sogar auswärts berühmt zu seyn; und selbst die, im ganzen übrigen Spanien nicht häufigen Pfirschen *) sind hier so zart und saftreich, daſs sie, zur Zeit der Reife gepflückt, nicht einmal nach Madrid verschickt werden können. Die Pfirschen in den königlichen Gärten in Aranjuez stammen von diesen ab, erreichen aber ihre Vortrefflichkeit nicht.

Thäler und Berge sind in Guipuzcoa lieblicher an einander gereiht und in einander verschränkt, als leicht in irgend einem andren Lande. Mit jedem Augenblick verändert sich der Anblick; fast überall ist die Aussicht geschlossen, und das Auge übersieht immer nur kleinere Parthien, nirgends aber so groſse Fluſsthäler, noch so weit hinlaufende Berge, als in dem gleich mannigfaltigen, aber weiteren Catalonien. Das Ganze trägt das Ansehen eines Gebirgslandes; kleine, schnell rieselnde Bäche durchschneiden fast jeden Anger in ihren vielfachen Windungen; eine Menge von Mühlen werden durch diese schmalen, aber gewaltsam hinrauschenden Wasserströme getrieben, und von Zeit zu Zeit stöſst man auf Hüttenwerke; vorzüglich aber zeigt der sichre und kühne Gang des Volkes, daſs es an die Beschwerden des Bergsteigens gewöhnt ist. Fast nirgends sieht man nackte Felsen; die Berge sind bis auf ihren Gipfel mit Grün bedeckt; Acker-, Wiesen- und Waldstücke wechseln mit einander ab; die letzteren bestehen meist aus den beiden Arten Eichen (*quercus robur*

---

*) Vorzüglich die, welche man *melocotones* oder *pavias* nennt. (Bowles *hist. nat. de España p.* 285.)

und *quercus ilex*), die man durch ganz Spanien häufig antrifft. Die Steineichen (*robles*) stehen meistentheils tiefer, als die andren (*enzinas*); und beide haben, da sie bei ihrem sehr blätterreichen Wuchs oft geköpft werden, ein krauses und kräftiges Ansehn. Man findet hier nicht mehr die Ueppigkeit der Vegetation, welche den Ufern der Garonne einen so hohen Reiz giebt; es sind nicht mehr Reben, die sich weite Strecken fort hoch um schlanke Ulmen schlingen; aber man vermiſst sie nicht, da der stämmige Wuchs der Bäume, das minder hohe, aber gleich dichte und krause Aufschieſsen des Grases und des Korns eine männliche Schönheit besitzt, die sich besser für den Charakter einer Gebirgsgegend schickt.

Biscaya kennt nicht die der Bevölkerung und Cultur so verderbliche, die Kräfte einer sorgfältigen Bearbeitung übersteigende Gröſse der Besitzungen; in Guipuzcoa besonders hat die Kleinheit der Eigenthumsstücke fast ihren höchst möglichen Grad *) erreicht; auch sind dieselben nicht, wie in den meisten andren Provinzen Spaniens, der Verwüstung der Heerden und dem Muthwillen der Vorübergehenden **) offen gelassen, sondern meistentheils mit lebendigen Hecken befriedigt, wodurch schon das Auge selbst beim bloſsen Durchreisen ergötzt wird. Ueberhaupt bemerkt man überall Spuren der unermüdeten Thätigkeit und des Fleiſses der Bewohner, und nichts kann sie auffallender von ihren Nachbaren in Castilien unterscheiden. Nur diesem Fleiſse ist es zuzuschreiben, daſs sie ihrem undank-

*) Jovellanos *sobre la ley agraria p.* 27.

**) Ueber diesen klagt schon Herrera l. l. c. 17. Man säe, sagt er, die Erbsen weit vom Wege ab. Sonst geht, wenn sie jung und zart sind, niemand vorüber, sey es auch ein Mönch in der Fastenzeit, der nicht eine Handvoll mit wegnimmt. Die Schäfer setzen ihnen besonders zu; und wie erst, wenn die Weiber darauf fallen? Kein Hagelwetter richtet solchen Schaden an.

bareren Boden und ihrem rauheren Himmelsstrich durch wahrhaft unselige Arbeit Früchte abgewinnen, wie sie kaum die von der Natur am meisten begünstigten Provinzen Spaniens erzeugen. Der Boden vorzüglich setzt ihnen, besonders in einigen Gegenden, unglaubliche Schwierigkeiten entgegen, und ist so steinig und thonigt, dafs er ohne eine ganz besondre Bearbeitung nur Dornen und schlechtes Buschwerk tragen würde. Die Arbeit des Pflugs und der Egge reicht nicht hin, die Festigkeit der Erdschollen, welche jedes Eindringen feinerer Wurzeln unmöglich machen würde, zu überwinden; es mufs die unmittelbare der Menschenhände hinzukommen; da Ein Arbeiter dabei nichts ausrichten würde, müssen sich mehrere dazu vereinigen und sich dabei eines eignen, nur hier üblichen, zangenähnlichen Werkzeugs bedienen, mit welchem grofse Erdstücke losgerissen und hernach, wie mit dem Spaten, herumgeworfen werden. Man nennt dies Werkzeug, in dessen Beschreibung *) ich nicht weiter eingehen will, *laya* **); und da immer Mehrere gemeinschaftlich damit arbeiten, so ist daraus ein Spanisches Sprichwort entstanden, das vorzüglich in Andalusien gebräuchlich ist. „Sie sind von Einer *laya* (*son de una misma laya* ***)," sagt man, wie bei uns: sie sind Eines Gelichters. Bei dieser Arbeitsamkeit sind die Biscayer die gutmüthigste und fröhlichste Nation, die man sehen kann; und auf das sauerste Tagewerk folgt sehr oft Musik und Tanz; keinem Reisenden kann der Gegensatz ihrer Heiterkeit mit dem trägen Ernst des Castiliers entgehen. Aber

---

*) Wer dasselbe und das ganze Verfahren näher zu kennen wünscht, sehe Bowles l. c. p. 289.

**) *Laya, layatu, layaria,* womit man das Werkzeug, die Handlung und den Arbeiter bezeichnet, scheinen mit *layuna*, Gesellschaft, verwandt, und stammen vielleicht von einander her.

***) *dos ó tres damas de la misma laya.* (Gil Blas I. 321.)

sie leben auch nicht in Dürftigkeit und Bedrückung, wie er, sondern in aller Gemächlichkeit des Wohlstandes, — wo man Bettler antrifft, sind es selten Einheimische, sondern meist Fremde —; und nähren eine edle Vaterlandsliebe, einen auffallenden Stolz auf die Vorrechte ihres Landes, das Alter und den Ruhm ihrer Nation in ihrer Brust; wenn man mit ihnen redet, wenn man sie unter sich erblickt, ja wenn man nur ihren leichten, behenden Gang, die kühne Zuversicht ihres Blickes sieht, so fühlt man es deutlich, dafs sie sich ihrer selbst und ihrer Heimath freuen und ihr nichts an die Seite setzen. Sie haben sogar ein sichtbares Bestreben, den Fremden selbst darauf aufmerksam zu machen. Ich erinnere mich, dafs ich, als ich in Bergara am Flufs spazieren ging, einem unbekannten Menschen aus dem Volk begegnete. Er redete mich an, lobte das Land, fragte mich, wohin ich gehe; und als ich: nach Madrid sagte, lobte er auch Castilien, seine Gröfse, seine Fruchtbarkeit u. s. f. „Aber die Menschen," setzte er mit Lebhaftigkeit hinzu, „sind dort nicht so gut, als hier, nicht „so brav und edel, als die Biscayer;" und nachdem er sich blofs aufgehalten hatte, mir das Lob seiner Nation zu hinterlassen, eilte er schnell wieder fort. Diese Gesinnungen und Empfindungen sind im Volke und bei allen, welche noch nicht den Nationalcharakter durch fremde Ausbildung verloren haben, allgemein, sie sind von ihren Vätern auf sie übergegangen; und wo dieselben in einer Nation herrschen, und aufserdem bürgerlicher Wohlstand, eine dem Lande angemefsne Verfassung und fast völlige Gleichheit der Stände hinzukommt, da mufs heiteres und gesundes Blut in den Adern rollen und der Mensch gleich bereit zu den Beschwerden der Arbeit und den Erholungen des Vergnügens seyn.

Gleiches Ansehen von Wohlstand haben die Städte und

selbst die Dörfer. Sie sind reinlich und hübsch gebaut. Die Ecken der Häuser, so wie die Einfassungen der Fenster und Thüren sind immer von Quadersteinen; die Städte haben meistentheils Trottoirs für die Fufsgänger zu den Seiten. Aber die Bauart ist, von dem ersten Hause jenseits der Bidassoa an, ganz und gar von der Französischen verschieden, und ächt Spanisch. Die Dächer sind flacher, die Häuser haben weit mehr Tiefe und sind fast völlige Vierecke; die Fenster werden schon seltner, und überall sieht man die Balcons, die in den Spanischen Romanen und Komödien eine so wichtige Rolle spielen.

Dies bemerkten wir vorzüglich in Tolosa, unserm ersten Nachtquartier, einem hübschen Landstädtchen, am Flufs Oria oder Araxes. Man hat dasselbe fälschlich für das Iturissa der Alten gehalten. Der Araxes aber scheint der Menlascus zu seyn, so zweifelhaft es auch ist, welchen der vier kleinen Flüsse dieses Theils der Küste man dafür ansehen soll *). Es überrascht nicht wenig, unter einer Menge nationeller und einigen Römischen Ortsnamen auf einmal einen kleinen Flufs mit einem so orientalischen anzutreffen, als der Araxes ist. Spanische Schriftsteller haben in dieser Namensgleichheit eines Biscayischen Flusses mit einem Armenischen die Spuren der frühen Bevölkerung dieses Landes zu sehen geglaubt; und wenn man ihnen trauen darf, so setzten sich die unmittelbaren Nachkommen Noah's hier fest und gaben den Bergen und Flüssen dieser Gegend die gleichen Namen mit denen, in deren Nachbarschaft die Arche ihres Stammvaters zuerst landete. Das Gebirge Ararat und die Biscayische Bergreihe Aralar, der Berg Gordieyus bei Josephus und der Gorbeya in Alava, Armenien selbst und die kleine Stadt Armentia müssen zu

---

*) Risco XXXII. 183.

Beweisen dieser sonderbaren Behauptung dienen. So leicht es indeſs auch ist, Träumereien dieser Art auf ihren wahren Werth herabzusetzen, so bleibt der durchaus fremde Name Araxes in dieser Gegend dennoch immer merkwürdig, und dies um so mehr, als er nicht bei Römischen Schriftstellern vorkommt und man auch sonst Aehnlichkeiten der Biscayischen mit einigen Asiatischen Sprachen *) bemerkt hat. Plin. VI. 22. I. 320. 2. hat auch einen Fluſs Cantabras, der in den Indus fällt. Der Verf. der *noblesse des Basques* schlieſst aus dieser Behauptung p. 63. gleich eine Wanderung der Basken nach Indien.

Das Gefühl, daſs wir uns in einem fremden Lande befanden, wurde uns von den ersten Schritten in Guipuzcoa an auch durch ein sonderbares Geräusch erneuert, welches den Reisenden, ehe er daran gewöhnt ist, wunderbar überrascht. Es ist das knarrende Pfeifen der kleinen Ochsenkarren, denen man hier alle Augenblicke begegnet. Die Räder dieser Wagen sind nämlich vollkommene Scheiben, ohne getrennte Speichen; und statt daſs sie sich um die Achse drehen sollten, dreht sich die Achse selbst mit ihnen um. Dies giebt ein so langsam gezogenes und doch eindringendes Pfeifen, daſs es, besonders am Abend und in der Ferne gehört, so daſs man nicht augenblicklich die Ursach davon entdeckt, einen sonderbar traurigen und schwermüthigen Eindruck hervorbringt. Townsend, der diese Wagen in Asturien sah und ausführlich beschreibt, findet in diesem Geräusch „eine nimmer versiegende Quelle eines „ruhigen Vergnügens für den Spanier" **), und behauptet, daſs es absichtlich zur Ermunterung der Ochsen bewirkt werde. Das Letztere mag wohl gegründet seyn, das Erstere ist es

---

*) Risco XXXIII. 231.

**) *the never failing source of calm enjoyment.* II. 30.

schwerlich, wenigstens hier. Der muntere und rasche Biscayer bedarf keiner so traurigen und einschläfernden Melodie. Dies Pfeifen hat zu einem National-Sprichwort unter den Biscayern Anlafs gegeben; „da der Stier sich beklagen sollte," sagen sie, „thut es der Wagen," *) — ein Beweis, wie auffallend diese einförmigen Klagetöne auch dem Volke gewesen sind und wie schon dieselben gleichsam zu der Physiognomie des Landes gehören.

Mit diesem Geräusch wechselt das der Maulthierzüge ab, die man auf der Strafse von Madrid nach Bayonne unablässig antrifft. Jedes Maulthier hat nämlich kleine Schellen um den Hals, das letzte des Zugs aber trägt zur Seite hinter dem Gepäck eine ungeheuer grofse Glocke, die man *cencerro zumbon* nennt. Wenn sich ihr langsam anschlagender dumpfer Ton zu dem Geräusch der Ochsenkarren gesellt, so giebt es nicht eines der angenehmsten, aber wenigstens der sonderbarsten Concerte.

## 4.

## Vitoria.

Dicht hinter Salinas, das etwa auf der Hälfte des Weges zwischen Mondragon und Vitoria liegt, verläfst man Guipuzcoa und tritt in Alava ein. Nachdem man einen hohen Berg überstiegen hat, gelangt man in ein flacheres

---

*) Es ist unmöglich, die Kürze der Biscayischen Sprache, vorzüglich in sprichwörtlichen Redensarten, nachzuahmen. Hier z. B. sagt sie blofs: da der Stier klagen sollte, der Wagen, *idiac erassi beharrean gurdiac.* Und doch ist alle Undeutlichkeit vermieden; denn sie zeigt, allein unter allen mir bekannten Sprachen, durch einen dem Substantivum angehängten Buchstaben an, ob dasselbe sich im Zustande des Handelns oder des Leidens befindet. Sie setzt nämlich im ersten Fall ein *c* oder *ii* hinter das Wort an, das im letzteren wegbleibt; und dieser Zusatz allein drückt aus, wozu wir ein eignes Verbum brauchen müssen.

Land; und die lieblichen Berge und Thäler, die man bis hierher beständig zur Seite hatte, verlieren sich nun in eine noch fruchtbare und gut angebaute, aber minder anmuthige Gegend.

Vitoria verdankt sein Emporkommen dem Könige Sancho dem Weisen von Navarra. Dieser hatte mehrere Jahre hindurch Gränzstreitigkeiten mit Alphons dem Edlen (bei Einigen der 3te, bei Andren der 8te genannt) von Castilien, die er endlich nach mehreren deshalb vergeblich gemachten Versuchen in einer Zusammenkunft mit Alphons zwischen Najera und Logroño durch einen Vergleich beilegte, vermöge dessen der kleine Fluſs Zadorra die östliche Gränze seiner Besitzungen wurde. Um dieser Gränze mehr Festigkeit zu verschaffen, umgab er einen kleinen Ort Gasteiz an derselben mit Mauern, vergröſserte ihn durch neu dahin geführte Einwohner, befestigte ihn nach damaliger Sitte mit Thürmen, und legte ihm den Namen Victoria bei. Dies geschah im Jahr 1181. Seitdem gerieth Armentin, das bis dahin der Sitz der Bischöfe gewesen war und jetzt nur noch aus einigen Häusern besteht, in Verfall, und Vitoria erhob sich, durch die ihm von Sancho und den nachfolgenden Königen verliehenen Vorrechte, zur Hauptstadt der Provinz Alava. Noch jetzt sieht man an der Mitternachtsseite der Collegialkirche einen Thurm und ein beträchtliches Stück Mauer des Castells, das Sancho hier anlegte.

Die Biscayer behaupten, daſs der Name der Stadt Biscayischen Ursprungs sey, und leiten ihn von *bitorea*, vortrefflich, hervorstechend, ab. Sie verwerfen daher die hier und da gewöhnliche Schreibart *Victoria*. Liest man aber die Gründungsurkunde Sancho's *), so sieht man deutlich,

---

*) Man vergleiche dieselbe bei Moret *investigaciones historicas de*

dafs derselbe der Stadt einen Lateinischen Namen zu geben glaubte, und vermuthlich wählte man den heutigen in der Voraussetzung, dafs ehemals in derselben Gegend eine Römische Stadt gleiches Namens gestanden habe, — eine Meinung, die auch neuerlich Anhänger gefunden hat, aber an sich sehr wenig Wahrscheinlichkeit besitzt.

Vitoria trägt durchaus das Ansehen einer durch Handels- und Erwerbfleifs blühenden Provinzialstadt. Man erblickt überall Leben und Wohlstand, und bemerkt mehrere grofse neu aufgeführte Gebäude, unter welchen sich vorzüglich der erst 1791 fertig gewordene Marktplatz auszeichnet. Er ist viereckt, ganz aus Stein aufgeführt, und besteht aus 34 Häusern, unter welchen das Rathhaus der Stadt (*la casa consistorial*) das gröfste ist. Der Baumeister hat sich übrigens in nichts von der gewöhnlichen Bauart der Marktplätze in Spanien entfernt. Auch hier läuft unten ein offner Bogengang herum, und jedes Fenster hat seinen eisernen Balcon, eine Einrichtung, die insofern nothwendig ist, als in den Städten, welche kein eignes Amphitheater für die Stiergefechte haben, der Markt zu diesem Behufe gebraucht wird. Auf den äufseren Seiten desselben umgeben ihn vier breite Strafsen, so dafs jedes Haus dadurch einen zweiten, nicht durch das Getümmel des Markts gehinderten Eingang bekommt.

Der Reisende wird die Zeit, welche er sich ohnehin

---

*las antigüedades de Navarra* p. 669. *Vobis omnibus populatoribus meis de noua Victoria — — et in praefata villa cui nouum nomen imposui, scilicet Victoria, quae antea vocabatur Gasteiz.* In Sancho's Zeiten wurde alles, was eine gewisse Gröfse mit sich führen sollte, aus dem Lateinischen abgeleitet. Hätte man bei dieser Urkunde ein vaterländisches Wort im Sinne gehabt, so hätte man es vermuthlich angezeigt. Man änderte aber vielmehr den unbekannten Namen, um einen prangenden und gelehrten an die Stelle zu setzen. Cf. Oihenart p. 22.

wegen der Durchsuchung seines Gepäcks in Vitoria aufhalten mufs, gern dazu anwenden, einige Gemälde in Kirchen und Privatsammlungen, deren es hier mehrere giebt, zu besehen. Unter denselben zog unsre Aufmerksamkeit am meisten eine Titiansche Magdalena im Hause des Marques de Alameda auf sich. Die Figur ist in Lebensgröfse, stehend und ganz bekleidet. Ihr Kopf ist gegen die rechte Seite gewandt und die Haare fallen ihr über die Schulter auf den Busen herab. Die Schönheit dieses Gemäldes besteht vorzüglich in der hohen Würde, welche der Maler der Gestalt und der Physiognomie mitten in dem Ausdruck der Reue zu erhalten gewufst hat. Frei von der kleinlichen Absicht, dem verführerischen Bilde weiblicher Schönheit durch das Bekenntnifs der Schuld nnr einen noch höheren Reiz zu leihen, — wodurch man eine der edelsten Darstellungen der neueren Kunst so oft zu einer der gemeinsten herabgewürdigt sieht —, hat Titian vielmehr seinen Gegenstand durchaus erhaben behandelt. Die Magdalena, die er uns darstellt, entkleidet sich nicht eines Schmucks, der an ihren Vergehungen keinen Theil hat; sie hebt nicht mit schwachen und furchtsamen Thränen flehende Augen zum Himmel empor; ihre Hand fafst an das Herz, ihr Blick ist in sich gekehrt, zwar scheu und gespannt, aber trocken und starr auf Einen Fleck gerichtet. Sie bebt nicht vor einem fremden, strafenden Richter, sie erkennt mit Entsetzen den unerbittlichen mifsbilligenden in sich selbst. Sie giebt die Würde der Menschheit nicht in reuiger Zerknirschung auf; sie fühlt vielmehr ihr Zurückkehren, und ist dadurch betroffen, aber gestärkt.

In dem Hause der patriotischen Gesellschaft, deren Entstehen und Verdienste aus andren Reisebeschreibungen hinlänglich bekannt sind, befinden sich mehrere in der Provinz Alava gefundene Römische Inschriften. Auch sah ich

daselbst zwei Stücke von Mosaikfuſsböden, die aber nur Verzierungen darstellten.

Unter den Personen, die sich in Vitoria mit Literatur beschäftigen, lernte ich einen gelehrten und verdienstvollen Geistlichen, D. Lorenzo Trestumero, kennen, dessen freundschaftlichen Bemühungen ich auch seit meiner Rückkunft aus Spanien viele interessante Nachrichten, vorzüglich über die Biscayische Sprache, verdanke. Er hat sich seit mehreren Jahren damit beschäftigt, Materialien zu einer Beschreibung von Alava zu sammeln; und wenn er seinem Entschlusse getreu bleibt, diese Arbeit der Akademie der Geschichte in Madrid zum Behufe des geographisch-historischen Wörterbuchs, das sie veranstaltet, mitzutheilen, so dürfte sich dieser Artikel vor vielen andren durch Genauigkeit und Vollständigkeit auszeichnen. Denn er hat den ganzen physischen und politischen Zustand seiner Provinz umfaſst, ist in die Geschichte jedes einzelnen Orts, jeder Stadt, jedes Klosters eingegangen; und unter den Vorarbeiten, die er mir zeigte, sah ich nicht bloſs ausführliche und mühsam ausgearbeitete Tabellen über die Anzahl der Einwohner, den Betrag der Ernten, Topographien der verschiednen Districte, Angaben der Berghöhen und Ortsentfernungen, sondern auch Abschriften ungedruckter Privilegien und Verordnungen, etymologische Untersuchungen über die Namen der Oerter u. s. f. Vorzüglich hat dieser fleiſsige Mann alles, was auf die Alterthümer Bezug hat, mit der genauesten Sorgfalt untersucht; und er zeigte mir zwei Foliobände von Inschriften älterer und neuerer Zeit, die bloſs innerhalb der Gränzen Alava's theils gefunden, theils noch vorhanden sind. Die Anzahl der Römischen ist so groſs, daſs, wie er mir sagte, die Kirche in San Roman groſsentheils aus Inschriftsteinen gebaut ist, von denen aber

freilich die meisten halb zerschlagen und nicht mehr zu entziffern sind.

Von Vitoria bis an die Ufer des Ebro ist der Weg wieder flach und die Gegend unbedeutend. Ehe wir aber über den Fluſs in die dürren Fluren Castiliens übergehen, wird es gut seyn, noch einen Blick zurück auf das lieblichere Biscaya zu werfen.

Ueber

## das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.

---

1. Das vergleichende Sprachstudium kann nur dann zu sichern und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und Menschenbildung führen, wenn man es zu einem eignen, seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragenden Studium macht. Auf diese Weise wird zwar allerdings selbst die Bearbeitung einer einzigen Sprache schwierig. Denn wenn auch der Totaleindruck jeder leicht zu fassen ist, so verliert man sich, wie man den Ursachen desselben nachzuforschen strebt, in einer zahllosen Menge scheinbar unbedeutender Einzelheiten, und sieht bald, daſs die Wirkung der Sprachen nicht sowohl von gewissen groſsen und entschiedenen Eigenthümlichkeiten abhängt, als auf dem gleichmäſsigen, einzeln kaum bemerkbaren Eindruck der Beschaffenheit ihrer Elemente beruht. Hier aber wird gerade die Allgemeinheit des Studiums das Mittel, diesen feingewebten Organismus mit Deutlichkeit vor die Sinne zu bringen, da die Klarheit der in vielfach verschiedner Gestalt doch immer im Ganzen gleichen Form die Forschung erleichtert.

2. Wie unsere Erdkugel grofse Umwälzungen durchgangen ist, ehe sie die jetzige Gestaltung der Meere, Gebirge und Flüsse angenommen, sich aber seitdem wenig verändert hat, so giebt es auch in den Sprachen einen Punkt der vollendeten Organisation, von dem an der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. Dagegen kann in ihnen, als lebendigen Erzeugnissen des Geistes, die feinere Ausbildung, innerhalb der gegebenen Gränzen bis ins Unendliche fortschreiten. Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben, wenn eine Sprache einmal ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben; diejenige, welche kein Geschlecht, keine Casus, kein Passivum oder Medium unterschieden hat, ersetzt diese Lücken nicht mehr; eben so wenig nehmen die grofsen Wortfamilien, die Hauptformen der Ableitung ferner zu. Allein durch Ableitung in den feineren Verzweigungen der Begriffe, durch Zusammensetzung, durch den inneren Ausbau des Gehalts der Wörter, durch ihre sinnvolle Verknüpfung, durch phantasiereiche Benutzung ihrer ursprünglichen Bedeutungen, durch richtig empfundene Absonderung gewisser Formen für bestimmte Fälle, durch Ausmerzung des Ueberflüssigen, durch Abglättung des rauh Tönenden geht in der, im Augenblick ihrer Gestaltung armen, unbehülflichen und unscheinbaren Sprache, wenn ihr die Gunst des Schicksals blüht, eine neue Welt von Begriffen, und ein vorher unbekannter Glanz der Beredsamkeit auf.

3. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, dafs man wohl noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem flutenden Werden ihrer Formen überrascht hat. Es mufs, um diese Behauptung noch mehr geschichtlich zu prüfen, ein hauptsächliches Streben bei dem Studium der Mundarten wilder Nationen bleiben, den niedrigsten Stand der

Sprachbildung zu bestimmen, um wenigstens die unterste Stufe auf der Organisationsleiter der Sprachen aus Erfahrung zu kennen. Meine bisherige aber hat mir bewiesen, dafs auch die sogenannten rohen und barbarischen Mundarten schon Alles besitzen, was zu einem vollständigen Gebrauche gehört, und Formen sind, in welche sich, wie es die besten und vorzüglichsten erfahren haben, in dem Laufe der Zeit das ganze Gemüth hineinbilden könnte, um, vollkommener oder unvollkommener, jede Art von Ideen in ihnen auszuprägen.

4. Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie mufs in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, dafs Jedes in ihr nur durch das Andere, und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht. Ihr Wesen wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen, in ihr selbst; schon in dem einfachen Satze liegt es, soweit es auf grammatischer Form beruht, in vollständiger Einheit, und da die Verknüpfung der einfachsten Begriffe das ganze Gewebe der Kategorien des Denkens anregt, da das Positive das Negative, der Theil das Ganze, die Einheit die Vielheit, die Wirkung die Ursach, die Wirklichkeit die Möglichkeit und Nothwendigkeit, das Bedingte das Unbedingte, eine Dimension des Raumes und der Zeit die andere, jeder Grad der Empfindung die ihn zunächst umgebenden fordert und herbeiführt, so ist, sobald der Ausdruck der einfachsten Ideenverknüpfung mit Klarheit und Bestimmtheit gelungen ist, auch der Wortfülle nach ein Ganzes der Sprache vorhanden. Jedes Ausgesprochene bildet das Unausgesprochene, oder bereitet es vor.

5. Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete, welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente, der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind, und in welchen jeder Theil seine eigenthümliche Natur immer zugleich als Verhältniſs zu den zu ihm gehörenden darstellt. Der Mensch besitzt die Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Artikulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Sylben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint. Wie daher sein Bewuſstsein mächtig genug geworden ist, um sich diese beiden Gebiete mit der Kraft durchdringen zu lassen, welche dieselbe Durchdringung im Hörenden bewirkt, so ist er auch im Besitz des Ganzen beider Gebiete. Ihre wechselseitige Durchdringung kann nur durch eine und dieselbe Kraft geschehen, und diese nur vom Verstande ausgehen. Auch läſst sich die Artikulation der Töne, der ungeheure Unterschied zwischen der Stummheit des Thiers und der menschlichen Rede nicht physisch erklären. Nur die Stärke des Selbstbewuſstseins nöthigt der körperlichen Natur die scharfe Theilung und feste Begrenzung der Laute ab, die wir Artikulation nennen.

6. Die feinere Ausbildung hat sich schwerlich gleich an das erste Werden der Sprache angeschlossen. Sie setzt Zustände voraus, welche die Nationen erst in einer langen Reihe von Jahren durchgehen, und inzwischen wird gewöhnlich das Wirken der einen von dem Wirken anderer durchkreuzt. Dieses Zusammenflieſsen mehrerer Mundarten ist eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen; es sei nun, daſs die neuhervorgehende mehr oder weniger bedeutende Elemente von den andern sich mit ihr vermischenden empfange, oder daſs, wie es bei der Verwilderung und Ausartung gebildeter Sprachen geschieht,

des Fremden wenig hinzukomme, und nur der ruhige Gang der Entwicklung unterbrochen, die gebildete Form verkannt und entstellt, und nach anderen Gesetzen gemodelt und gebraucht werde.

7. Die Möglichkeit mehrerer, ohne alle Gemeinschaft unter einander, hervorgegangener Mundarten, läfst sich im Allgemeinen nicht bestreiten. Dagegen giebt es auch keinen nöthigenden Grund, die hypothetische Annahme eines allgemeinen Zusammenhanges aller zu verwerfen. Kein Winkel der Erde ist so unzugänglich, dafs er nicht Bevölkerung und Sprache habe anderswoher bekommen können; und wir vermögen nicht einmal über die, von der jetzigen vielleicht ganz verschiedene ehemalige Vertheilung der Meere und des festen Landes abzusprechen. Die Natur der Sprache selbst, und der Zustand des Menschengeschlechts, so lange es noch ungebildet ist, befördern einen solchen Zusammenhang. Das Bedürfnifs, verstanden zu werden, nöthigt, schon Vorhandenes und Verständliches aufzusuchen, und ehe die Civilisation die Nationen mehr vereinigt, bleiben die Sprachen lange im Besitz kleiner Völkerschaften, die, eben so wenig geneigt, ihre Wohnsitze dauernd zu behaupten, als fähig, sie mit Erfolg zu vertheidigen, sich oft gegenseitig verdrängen, unterjochen und vermischen, was natürlich auf ihre Sprachen zurückwirkt. Nimmt man auch keine gemeinschaftliche Abstammung der Sprachen ursprünglich an, so mag doch leicht später kein Stamm unvermischt geblieben sein. Es mufs daher als Maxime in der Sprachforschung gelten, so lange nach Zusammenhang zu suchen, als irgend eine Spur davon erkennbar ist, und bei jeder einzelnen Sprache wohl zu prüfen, ob sie aus Einem Gufse selbstständig geformt, oder in grammatischer oder lexicalischer Bildung mit Fremdem, und auf welche Weise vermischt ist?

8. Drei Momente also können zum Behuf einer prüfenden Zergliederung der Sprachen unterschieden werden:

die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;

die Umänderungen durch fremde Beimischung, bis sie wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelangen;

ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äuſsere Umgrenzung (gegen andere) und ihr Bau im Ganzen einmal unveränderlich feststeht.

Die beiden ersten lassen sich nicht mit Sicherheit von einander absondern. Aber einen entschiedenen und wesentlichen Unterschied begründet der dritte. Der Punkt, welcher ihn von den andern trennt, ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Funktionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet. Bei den Töchtersprachen der Lateinischen, bei der Neu-Griechischen und bei der Englischen, welche für die Möglichkeit der Zusammensetzung einer Sprache aus sehr heterogenen Theilen eine der lehrreichsten Erscheinungen und der dankbarsten Gegenstände für die Sprachuntersuchung ist, läſst sich die Organisationsperiode sogar geschichtlich verfolgen, und der Vollendungspunkt bis auf einen gewissen Grad ausmitteln; die Griechische finden wir bei ihrem ersten Erscheinen in einem, uns sonst bei keiner bekannten Grade der Vollendung; aber sie betritt, von diesem Moment an, von Homer bis auf die Alexandriner, eine Laufbahn fortschreitender Ausbildung; die Römische sehen wir einige Jahrhunderte hindurch gleichsam ruhen, ehe feinere und wissenschaftliche Cultur in ihr sichtbar zu werden beginnt.

9. Die hier versuchte Absonderung bildet zwei verschiedene Theile des vergleichenden Sprachstudiums, von

deren gleichmäfsiger Behandlung die Vollendung desselben abhängt. Die Verschiedenheit der Sprachen ist das Thema, welches aus der Erfahrung, und an der Hand der Geschichte bearbeitet werden soll, und zwar in ihren Ursachen und ihren Wirkungen, ihrem Verhältnifs zu der Natur, zu den Schicksalen und den Zwecken der Menschheit. Die Sprachverschiedenheit tritt aber in doppelter Gestalt auf, einmal als naturhistorische Erscheinung, als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit und Absonderung der Völkerstämme, als Hindernifs der unmittelbaren Verbindung des Menschengeschlechts; dann als intellectuellteleologische Erscheinung, als Bildungsmittel der Nationen, als Vehikel einer reicheren Mannichfaltigkeit und gröfseren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten, und dadurch innigeren Verbindung des gebildeteren Theils des Menschengeschlechts. Diese letzte Erscheinung ist nur der neuern Zeit eigen, dem Alterthume war sie blofs in der Verbindung der Griechischen und Römischen Literatur, und da beide nicht zu gleicher Zeit blühten, auch so nur unvollkommen bekannt.

10. Der Kürze wegen, will ich, mit Uebersehung der kleinen Unrichtigkeit, welche daraus entsteht, dafs die Ausbildung auch auf den schon feststehenden Organismus Einflufs hat, und dafs dieser, auch ehe er diesen Zustand erreichte, schon die Einwirkung jener erfahren haben kann, die beiden beschriebenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums durch

die Untersuchung des Organismus der Sprachen, und
die Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung

bezeichnen.

Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfniſs des Menschen zu reden und stammt von der ganzen Nation her; die Cultur einer einzelnen hängt von besonderen Anlagen und Schicksalen ab, und beruht groſsentheils auf nach und nach in der Nation aufstehenden Individuen. Der Organismus gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwickelungen. Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen; die Untersuchung im Zustande höherer Bildung zum Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache. Das Studium des Organismus fordert, soweit als möglich, fortgesetzte Vergleichung, die Ergründung des Ganges der Ausbildung, Isoliren auf dieselbe Sprache, und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, daher jenes Ausdehnung, dieses Tiefe der Forschung. Wer folglich diese beiden Theile der Sprachwissenschaft wahrhaft verknüpfen will, muſs sich zwar mit sehr vielen verschiedenartigen, ja, wo möglich, mit allen Sprachen beschäftigen, aber immer von genauer Kenntniſs einer einzigen, oder weniger, ausgehen. Mangel an dieser Genauigkeit bestraft sich empfindlicher, als Lücken in der doch nie ganz zu erreichenden Vollständigkeit. So bearbeitet kann das Erfahrungsstudium der Sprachvergleichung zeigen, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und welchen Theil der Gedankenwelt es ihm gelang in sie hinüberzuführen? wie die Individualität der Nationen darauf ein-, und die Sprache auf sie zurückwirkte? Denn die Sprache, die durch sie erreichbaren Zwecke des Menschen überhaupt, das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwicklung, und die einzelnen Nationen sind die vier Gegenstände, welche

die vergleichende Sprachforschung in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu betrachten hat.

11. Ich behalte alles, was den Organismus der Sprachen betrifft, einer ausführlichen Arbeit vor, die ich über die amerikanischen unternommen habe. Die Sprachen eines grofsen, von einer Menge von Völkerschaften bewohnten und durchstreiften Welttheils, von dem es sogar zweifelhaft ist, ob er jemals mit andern in Verbindung gestanden hat, bieten für diesen Theil der Sprachkunde einen vorzüglich günstigen Gegenstand dar. Man findet dort, wenn man blofs diejenigen zählt, über welche man ausführlichere Nachrichten besitzt, etwa dreifsig noch so gut als ganz unbekannte Sprachen, die man als eben so viel neue Naturspecies ansehen kann, und an welche sich eine viel gröfsere Anzahl anreihen läfst, von denen die Data unvollständiger sind. Es ist daher wichtig, diese sämmtlich genau zu zergliedern. Denn was der allgemeinen Sprachkunde noch vorzüglich abgeht, ist, dafs man nicht hinlänglich in die Kenntnifs der einzelnen Sprachen eingedrungen ist, da doch sonst die Vergleichung noch so vieler nur wenig helfen kann. Man hat genug zu thun geglaubt, wenn man einzelne abweichende Eigenthümlichkeiten der Grammatik anmerkte, und mehr oder weniger zahlreiche Reihen von Wörtern mit einander verglich. Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen, und man mufs sie, als solches, behandeln. Die erste Regel ist daher, zuvörderst jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle darin aufzufindenden Analogien zu verfolgen und systematisch zu ordnen, um dadurch die anschauliche Kenntnifs der grammatischen Ideenverknüpfung in ihr, des Umfangs der be-

zeichneten Begriffe, der Natur dieser Bezeichnung und des ihr beiwohnenden mehr oder minder lebendigen geistigen Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung, zu gewinnen. Aufser diesen Monographien der ganzen Sprachen, fordert aber die vergleichende Sprachkunde andere einzelne Theile des Sprachbaues z. B. des Verbum durch alle Sprachen hindurch. Denn alle Fäden des Zusammenhangs sollen durch sie aufgesucht und verknüpft werden, und es gehen von diesen einige, gleichsam in der Breite, durch die gleichartigen Theile aller Sprachen und andere, gleichsam in der Länge, durch die verschiedenen Theile jeder Sprache. Die ersten erhalten ihre Richtung durch die Gleichheit des Sprachbedürfnisses und Sprachvermögens aller Nationen, die letzten durch die Individualität jeder einzelnen. Durch diesen doppelten Zusammenhang erst wird erkannt, in welchem Umfang der Verschiedenheiten das Menschengeschlecht, und in welcher Consequenz ein einzelnes Volk seine Sprache bildet, und beide, die Sprache und der Sprachcharakter der Nationen, treten in ein helleres Licht, wenn man die Idee jener in so mannichfaltigen individuellen Formen ausgeführt, diesen zugleich der Allgemeinheit und seinen Nebengattungen gegenüber gestellt erblickt. Die wichtige Frage, ob und wie sich die Sprachen, ihrem inneren Bau nach, in Classen, wie etwa die Familien der Pflanzen, abtheilen lassen, kann nur auf diese Weise gründlich beantwortet werden. Das bisher darüber Gesagte bleibt, wie scharfsinnig es geahnet sein möchte, ohne strengere factische Prüfung, dennoch nur Muthmafsung. Die Sprachkunde, von der hier die Rede ist, darf sich aber nur auf Thatsachen, und ja nicht auf einseitig und unvollständig gesammelte stützen. Auch zu der Beurtheilung der Abstammung der Nationen von einander nach ihren Sprachen müssen die Grundsätze durch eine noch immer mangelnde genaue Analyse solcher

Sprachen und Mundarten gefunden werden, deren Verwandtschaft anderweitig historisch erwiesen ist. So lange man nicht auch in diesem Felde vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet, befindet man sich auf einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn.

12. Wie genau und vollständig man aber auch die Sprachen in ihrem Organismus untersuche, so entscheidet, wozu sie vermittelst desselben werden können, erst ihr Gebrauch. Denn was der zweckmäfsige Gebrauch dem Gebiet der Begriffe abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück. Daher zeigen erst solche Untersuchungen, als sich vollständig nur bei den gebildeten anstellen lassen, ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit. Hierin also liegt der Schlufsstein der Sprachkunde, ihr Vereinigungspunkt mit Wissenschaft und Kunst. Wenn man sie nicht bis dahin fortführt, nicht die Verschiedenheit des Organismus in der Absicht betrachtet, dadurch die Sprachfähigkeit in ihren höchsten und mannichfaltigsten Anwendungen zu ergründen, so bleibt die Kenntnifs einer grofsen Anzahl von Sprachen doch höchstens für die Ergründung des Sprachbaues überhaupt, und für einzelne historische Untersuchungen fruchtbar, und schreckt den Geist nicht mit Unrecht von dem Erlernen einer Menge von Formen und Schällen zurück, die am Ende doch immer zu demselben Ziel führen, und dasselbe, nur mit anderm Klange, bedeuten. Abgesehen vom unmittelbaren Lebensgebrauch, behält dann nur das Studium derjenigen Sprachen Wichtigkeit, welche eine Literatur besitzen, und es wird der Rücksicht auf diese untergeordnet, wie es der ganz richtig gefafste Gesichtspunkt der Philologie ist, insofern man dieselbe dem allgemeinen Sprachstudium entgegensetzen kann, welches diesen Namen führt, weil es die Sprache im Allgemeinen zu ergründen strebt, nicht weil es alle Sprachen

umfassen will, wozu es vielmehr nur wegen jenes Zweckes genöthigt wird.

13. Werden wir nun aber so zu den gebildeten Sprachen hingedrängt, so fragt es sich zuvörderst, ob jede Sprache der gleichen, oder nur irgend einer bedeutenden Cultur fähig ist? oder ob es Sprachformen giebt, die nothwendig erst hätten zertrümmert werden müssen, ehe die Nationen hätten die höheren Zwecke der Menschheit durch Rede erreichen können. Das letztere ist das Wahrscheinlichste. Die Sprache mufs zwar, meiner vollsten Ueberzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt, angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewufstseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache liefse sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als blofsen sinnlichen Anstofs, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, mufs schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmähliger Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müfste er schon Mensch sein. So wie man wähnt, dafs dies allmählig und stufenweise, gleichsam umzechig, geschehen, durch einen Theil mehr erfundener Sprache der Mensch mehr Mensch werden, und durch diese Steigerung wieder mehr Sprache erfinden könne, verkennt man die Untrennbarkeit des menschlichen Bewufstseins und der menschlichen Sprache, und die Natur der Verstandeshandlung, welche

zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, aber hernach hinreicht, die ganze Sprache zu fassen. Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst eben so wenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gegebene verstehen und sich ihrer bedienen könnte Sie geht nothwendig aus ihm selbst hervor und gewifs auch nur nach und nach, aber so, dafs ihr Organismus nicht zwar als eine todte Masse im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und veraussetzt. Wenn sich daher dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren giebt, mit etwas anderem vergleichen läfst, so kann man an den Naturinstinkt der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen der Vernunft nennen. So wenig sich der Instinkt der Thiere aus ihren geistigen Anlagen erk'ären läfst, eben so wenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen und dem Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre Schöpfer sind. Ich habe mir daher nie vorstellen können, dafs ein sehr consequenter und in seiner Mannichfaltigkeit künstlicher Sprachbau grofse Gedankenübung voraussetzen, und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte. Aus dem rohesten Naturstande kann eine solche Sprache, die selbst Produkt der Natur, aber der Natur der menschlichen Vernunft ist, hervorgehen. Consequenz, Gleichförmigkeit, auch bei verwickeltem Bau, ist überall Gepräge der Erzeugnisse der Natur, und die Schwierigkeit, sie hervorzubringen, ist nicht die hauptsächlichste. Die wahre der Spracherfindung liegt nicht sowohl in der Aneinanderreihung und Unterordnung einer Menge sich auf einander beziehender Verhältnisse, als vielmehr in der unergründlichen Tiefe der einfachen Verstandeshandlung, die

überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört. Ist dies geschehn, so folgt alles Uebrige von selbst, und es kann nicht erlernt werden, muſs ursprünglich im Menschen vorhanden sein. Der Instinkt des Menschen aber ist minder gebunden, und läſst dem Einflusse der Individualität Raum. Daher kann das Werk des Vernunftinstinkts zu gröſserer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen, da das Erzeugniſs des thierischen eine stätigere Gleichförmigkeit bewahrt, und es widerspricht nicht dem Begriffe der Sprache, daſs einige in dem Zustande, in welchem sie uns erscheinen, der vollendeten Ausbildung wirklich unfähig wären. Die Erfahrung bei Uebersetzungen aus sehr verschiedenen Sprachen, und bei dem Gebrauche der rohesten und ungebildetsten zur Unterweisung in den geheimniſsvollsten Lehren einer geoffenbarten Religion zeigt zwar, daſs sich, wenn auch mit groſsen Verschiedenheiten des Gelingens, in jeder jede Ideenreihe ausdrücken läſst. Dieſs aber ist bloſs eine Folge der allgemeinen Verwandtschaft aller und der Biegsamkeit der Begriffe und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einfluſs auf die Nationen beweist nur was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern.

14. Den Gründen der Unvollkommenheit einiger Sprachen mag die historische Prüfung im Einzelnen nachforschen. Dagegen muſs ich hier eine andere Frage anknüpfen: ob nämlich irgend eine Sprache zur vollendeten Bildung reif ist, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgangen ist, durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, daſs die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist? Die merkwürdige Beobachtung, daſs eine charakteristische Eigenschaft der rohen Sprachen Consequenz, der

gebildeten Anomalie in vielen Theilen ihres Baues ist, und auch aus der Natur der Sache geschöpfte Gründe machen diefs wahrscheinlich. Das durch die ganze Sprache herrschende Princip ist Artikulation; der wichtigste Vorzug jeder, feste und leichte Gliederung; diese aber setzt einfache und in sich untrennbare Elemente voraus. Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu giefsen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so mufs auch ihnen, als Materie, eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden. Nun aber häufen die ursprünglichen Sprachen gerade eine Menge von Bestimmungen in dieselbe Silbengruppe und sind sichtbar mangelhaft in der Herrschaft der Form. Ihr einfaches Geheimnifs, welches den Weg anzeigt, auf welchem man sie, mit gänzlicher Vergessenheit unserer Grammatik, immer zuerst zu enträthseln versuchen mufs, ist, das in sich Bedeutende unmittelbar an einander zu reihen. Die Form wird in Gedanken hiezu verstanden, oder durch ein in sich bedeutendes Wort, das man auch als solches nimmt, mithin als Stoff, gegeben. Auf der zweiten grofsen Stufe des Fortschreitens weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, und es entstehen daraus grammatische Beugungen und Wörter grammatischer, also formaler Bedeutung. Aber die Form wird nur da angedeutet, wo sie durch einen einzelnen, im Sinn der Rede liegenden Umstand, gleichsam materiell, nicht wo sie durch die Ideenverknüpfung formal gefordert wird. Der Plural wird wohl als Vielheit, aber der Singular nicht gerade als Einzelnes, sondern nur als der Begriff überhaupt gedacht, Verbum und Nomen fallen zusammen, wo nicht gerade Person oder Zeit auszudrücken ist; die Grammatik waltet noch nicht in der Sprache, sondern tritt nur im Fall des Bedürfnisses auf.

Erst wenn kein Element mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ganz in der Rede besiegt wird, ist die dritte Stufe erstiegen, welche aber insofern, daſs auch in jedem Element die Form hörbar angedeutet wäre, kaum die gebildetsten Sprachen erreichen, obgleich darauf erst die Möglichkeit architektonischer Eurythmie im Periodenbau beruht. Auch ist mir keine bekannt, deren grammatische Formen nicht noch, selbst in ihrer höchsten Vollendung, unverkennbare Spuren der ursprünglichen Silben-Agglutination an sich trügen. So lange nun auf den früheren Stufen das Wort, als mit seiner Modification zusammengesetzt, nicht als in seiner Einfachheit modificirt erscheint, fehlt es an der leichten Trennbarkeit der Elemente, und wird der Geist durch die Schwerfälligkeit des Bedeutenden, mit der jedes Grundtheilchen auftritt, niedergedrückt, nicht durch Gefühl des Formalen wieder zu formalem Denken angeregt. Der dem Naturstande noch nahestehende Mensch verfolgt auch eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen, trägt dies in die Sprache über und wird nachher wieder von ihr, da der lebendige Begriff doch in ihr zum Körper erstarrt, überwältigt. Dieſs nun auf das wahre Maaſs zurückzuführen und die Kraft des materiell Bedeutenden zu mindern, ist Kreuzung der Nationen und Sprachen durch einander ein höchst wirksames Mittel. Eine neue Vorstellungsweise gesellt sich zu der bisherigen; die sich vermischenden Stämme kennen gegenseitig nicht die einzelne Zusammensetzung der Wörter ihrer Mundarten, sondern nehmen sie bloſs als Formeln im Ganzen auf, das Unbequemere und Schwerfälligere weicht, bei der Möglichkeit der Wahl, dem Leichteren und Fügsameren, und da Geist und Sprache nicht mehr so einseitig verwachsen sind, so übt jener eine freiere Gewalt über diese aus. Der ur-

sprüngliche Organismus wird allerdings gestört, aber die neu hinzutretende Kraft ist wieder eine organische, und so wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach gröſserem und mannigfaltigerem Plane fortgesetzt. Das anscheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme der Urzeit bereitete also die Blüthe der Rede und des Gesanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.

15. Auf die eben berührte Unvollkommenheit einiger Sprachen darf aber hier nicht gesehen werden. Nur durch die Prüfung gleich vollkommener oder doch solcher, deren Unterschied nicht bloſs dem Grade nach gemessen werden kann, läſst sich die allgemeine Frage beantworten, wie die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt im Verhältniss zur Bildung des Menschengeschlechts anzusehen ist? ob nur als ein zufälliger, das Leben der Nationen begleitender Umstand, der aber mit Geschicklichkeit und Glück benutzt werden kann, oder als ein nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Ideengebiets? Denn zu diesem neigen sich alle Sprachen wie convergirende Strahlen, und ihr Verhältniss zu ihm, als ihrem gemeinschaftlichen Inhalt, ist daher der Endpunkt unserer Untersuchung. Kann dieser Inhalt von der Sprache unabhängig, oder ihr Ausdruck für ihn gleichgültig gemacht werden, oder sind beide dieſs schon von selbst, so hat die Ausbildung und das Studium der Verschiedenheit der Sprachen nur eine bedingte und untergeordnete, im entgegengesetzten Fall aber eine unbedingte und entscheidende Wichtigkeit.

16. Am sichersten wird dies beurtheilt an der Vergleichung des einfachen Worts mit dem einfachen Begriff. Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Theil derselben, nämlich das was in der lebendigen Welt das Individuum. Es ist auch schlechterdings nicht gleichgültig, ob eine Sprache umschreibt, was

eine andere durch Ein Wort ausdrückt, nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung gegen den Begriff einer bloſsen Form, nicht mehr als modificirte Ideen, sondern als die Modification angebende erscheinen; aber auch nicht in der Bezeichnung der Begriffe. Das Gesetz der Gliederung leidet nothwendig, wenn dasjenige was sich im Begriff als Einheit darstellt, nicht eben so im Ausdruck erscheint, und die ganze lebendige Wirklichkeit des Worts als Individuum, fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen Ausdrucke fehlt. Dem Verstandesact, welcher die Einheit des Begriffes hervorbringt, entspricht, als sinnliches Zeichen, die des Worts, und beide müssen einander im Denken durch Rede möglichst nahe begleiten. Denn wie die Stärke der Reflection Trennung und Individualisirung der Töne durch Artikulation hervorbringt, so muſs diese wieder trennend und individualisirend auf den Gedankenstoff zurückwirken und es ihm möglich machen, vom Ungeschiedenen ausgehend und zum Ungeschiedenen, der absoluten Einheit, hinstrebend, diesen Weg durch Trennung zurückzulegen.

17. Das Denken ist aber nicht bloſs abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten. Man hat zwar die Wörter der verschiedenen Sprachen mit allgemein gültigen Zeichen vertauschen wollen, wie dieselben die Mathematik in den Linien, Zahlen und der Buchstabenrechnung besitzt. Allein es läſst sich damit nur ein kleiner Theil der Masse des Denkbaren erschöpfen, da diese Zeichen, ihrer Natur nach, nur auf solche Begriffe passen, welche durch bloſse Construction erzeugt werden können, oder sonst rein durch den Verstand gebildet sind. Wo aber der Stoff innerer Wahrnehmung und Empfindung zu Begriffen gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzer-

trennlich ist. Alle Versuche, in die Mitte der verschiedenen einzelnen allgemeine Zeichen für das Auge, oder das Ohr zu stellen, sind nur abgekürzte Uebersetzungsmethoden, und es wäre ein thörichter Wahn, sich einzubilden, daſs man dadurch, ich sage nicht aus aller Sprache, sondern auch nur aus dem bestimmten und beschränkten Kreise seiner eigenen hinausträte. Es läſst sich zwar allerdings ein solcher Mittelpunkt aller Sprachen suchen und wirklich finden, und es ist nothwendig, ihn auch bei dem vergleichenden Sprachstudium, sowohl dem grammatischen als lexikalischen Theile, nicht aus den Augen zu verlieren. Denn in beiden giebt es eine Anzahl von Dingen, welche ganz a priori bestimmt und von allen Bedingungen einer besondern Sprache getrennt werden können. Dagegen giebt es eine weit gröſsere Menge von Begriffen und auch grammatischen Eigenheiten, die so unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind, daſs sie weder am bloſsen Faden der innern Wahrnehmung zwischen allen schwebend erhalten, noch ohne Umänderung in eine andere übertragen werden können. Ein sehr bedeutender Theil des Inhalts jeder Sprache steht daher in so unbezweifelter Abhängigkeit von ihr, daſs ihr Ausdruck für ihn nicht mehr gleichgültig bleiben kann.

18. Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbe Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten. Aus seinem Laute, seiner Verwandtschaft mit andern Wörtern ähnlicher Bedeutung, dem meistentheils in ihm zugleich enthaltenen Uebergangsbegriff zu dem neu bezeichneten Gegenstande, welchem man es aneignet, und seinen Nebenbeziehungen auf die Wahrnehmung oder Empfindung, entsteht ein bestimmter Eindruck, und indem dieser zur Gewohnheit wird, trägt er ein neues

Moment zur Individualisirung des in sich unbestimmteren, aber auch freieren Begriffs hinzu. Denn an jedes irgend bedeutendere Wort knüpfen sich die nach und nach durch dasselbe angeregten Empfindungen, die gelegentlich hervorgebrachten Anschauungen und Vorstellungen, und verschiedene Wörter zusammen bleiben sich auch in den Verhältnissen der Grade gleich, in welchen sie einwirken. So wie ein Wort ein Object zur Vorstellung bringt, schlägt es auch, obschon oft unmerklich, eine zugleich seiner Natur und der des Objects entsprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer eben so ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch die vorgestellten Objecte, allein zunächst und dem Grade und der Farbe nach, durch die Natur der Wörter und der Sprache bestimmt wird. Das Object, dessen Erscheinung im Gemüth immer ein durch die Sprache individualisirter, stets gleichmäfsig wiederkehrender Eindruck begleitet, wird auch in sich auf eine dadurch modificirte Art vorgestellt. Im Einzelnen ist diefs wenig bemerkbar; aber die Macht der Wirkung im Ganzen liegt in der Gleichmäfsigkeit und beständigen Wiederkehr des Eindrucks. Denn indem sich der Charakter der Sprache an jeden Ausdruck und jede Verbindung von Ausdrücken heftet, erhält die ganze Masse der Vorstellungen eine von ihm herrührende Farbe.

19. Die Sprache ist aber kein freies Erzeugnifs des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern. Dadurch dafs sich in ihr die Vorstellungsweise aller Alter, Geschlechte, Stände, Charakter- und Geistesverschiedenheiten desselben Völkerstamms, dann durch den Uebergang von Wörtern und Sprachen verschiedener Nationen, endlich bei zunehmender Gemeinschaft des ganzen Menschenge-

schlechts mischt, läutert und umgestaltet, wird die Sprache der grofse Uebergangspunkt von der Subjectivität zur Objectivität, von der immer beschränkten Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Dafein. Erfindung nie vorher vernommener Lautzeichen läfst sich nur bei dem, über alle menschliche Erfahrung hinausgehenden Ursprung der Sprachen denken. Wo der Mensch irgend bedeutsame Laute überliefert erhalten hat, bildet er seine Sprache an sie an, und baut nach der durch sie gegebenen Analogie seine Mundart aus. Diefs liegt in dem Bedürfnifs, sich verständlich zu machen, in dem durchgängigen Zusammenhange aller Theile und Elemente jeder Sprache und aller Sprachen unter einander und in der Einerleiheit des Sprachvermögens. Es ist auch selbst für die grammatische Spracherklärung wichtig, fest im Auge zu behalten, dafs die Stämme, welche die auf uns gekommenen Sprachen bildeten, nicht leicht zu erfinden, aber da, wo sie selbstthätig wirkten, das von ihnen Vorgefundene zu vertheilen und anzuwenden hatten. Von vielen feinen Nuancen, grammatischen Formen läfst sich nur dadurch Rechenschaft geben. Man würde schwerlich verschiedene Bezeichnungen für sie erfunden haben; dagegen war es natürlich, die schon vorhandenen verschiedenen nicht gleichgültig zu gebrauchen. Die Hauptelemente der Sprache, die Wörter, sind es vorzüglich, die von Nation zu Nation überwandern. Den grammatischen Formen wird diefs schwerer, da sie, von feinerer intellectueller Natur, mehr in dem Verstande ihren Sitz haben, als materiell und sich selbst erklärend an den Lauten haften. Zwischen den ewig wechselnden Geschlechtern der Menschen, und der Welt der darzustellenden Objecte stehen daher eine unendliche Anzahl von Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, eben sowohl,

als die Menschen und Objecte, als selbstständige, nur geschichtlich erklärbare, nach und nach durch die vereinte Kraft der Natur, der Menschen und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann. Ihre Reihe erstreckt sich so weit in das Dunkel der Vorwelt hinaus, dafs sich der Anfang nicht mehr bestimmen läfst; ihre Verzweigung umfafst das ganze Menschengeschlecht, so weit je Verbindung unter demselben gewesen ist; ihr Fortwirken und ihre Forterzeugung könnte nur dann einen Endpunkt finden, wenn alle jetzt lebende Geschlechter vertilgt und alle Fäden der Ueberlieferung auf einmal abgeschnitten würden. Indem nun die Nationen sich dieser, schon vor ihnen vorhandenen Sprachelemente bedienen, indem diese ihre Natur der Darstellung der Objecte beimischen, ist der Ausdruck nicht gleichgültig und der Begriff nicht von der Sprache unabhängig. Der durch die Sprache bedingte Mensch wirkt aber wieder auf sie zurück, und jede besondere ist daher das Resultat drei verschiedener zusammentreffender Wirkungen, der realen Natur der Objecte, insofern sie den Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, der subjectiven der Nation und der eigenthümlichen der Sprache durch den fremden ihr beigemischten Grundstoff, und durch die Kraft, mit der alles einmal in sie Uebergegangene, wenn auch ursprünglich ganz frei geschaffen, nur in gewissen Grenzen der Analogie Fortbildung erlaubt.

20. Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dafs die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die

Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiefsten Punkte berührt, findet sich der von jeder besonderen Eigenthümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem blofs so viel deutlich wird, dafs die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht. Dies ist nur mit und durch Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andern durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjectiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen, als objectiv, gegenüber. Denn jede ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, und wenn zwar auch der Inbegriff aller zu keiner Zeit ein vollständiger Abdruck der Subjectivität der Menschheit werden kann, nähern sich die Sprachen doch immerfort diesem Ziele. Die Subjectivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objectivem. Die ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntnifs der Wahrheit beruht, wird also auch auf dem Wege der Erscheinung stückweise und fortschreitend wiedergewonnen. Denn immer bleibt das Objective das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht,

so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer Sprach-Subjectivität mit der andern, das Subjective abzusondern und das Object möglich rein davon auszuscheiden.

21. Vergleicht man in mehreren Sprachen die Ausdrücke für unsinnliche Gegenstände, so wird man nur diejenigen gleichbedeutend finden, die, weil sie rein construirbar sind, nicht mehr und nichts anders enthalten können, als in sie gelegt worden ist. Alle übrigen schneiden das in ihrer Mitte liegende Gebiet, wenn man das durch sie bezeichnete Object so benennen kann, auf verschiedene Weise ein und ab, enthalten weniger und mehr, andere und andere Bestimmungen. Die Ausdrücke sinnlicher Gegenstände sind wohl insofern gleichbedeutend, als bei allen derselbe Gegenstand gedacht wird; aber da sie die bestimmte Art, ihn vorzustellen, ausdrücken, so geht ihre Bedeutung darin gleichfalls auseinander. Denn die Einwirkung der individuellen Ansicht des Gegenstandes auf die Bildung des Wortes bestimmt, so lange sie lebendig bleibt, auch diejenige, wie das Wort den Gegenstand zurückruft. Eine grofse Menge von Wörtern entspringt aber aus der Verbindung sinnlicher und unsinnlicher Ausdrücke, oder aus der intellectuellen Bearbeitung jener, und alle diese theilen daher das sich nicht so wiederfindende individuelle Gepräge der letzteren, wenn auch das der ersteren sollte im Laufe der Zeit erloschen sein. Denn da die Sprache zugleich Abbild und Zeichen, nicht ganz Produkt des Eindrucks der Gegenstände, und nicht ganz Erzeugnifs der Willkühr der Redenden ist, so tragen alle besonderen in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften, aber die jedesmalige Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, aufser ihrer eigenen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüths, das Wort mehr als Abbild, oder als Zeichen nehmen zu wollen.

Denn das Gemüth kann, vermöge der Kraft der Abstraction, zu dem letzteren gelangen, es kann aber auch, indem es alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet, die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache aufnehmen. Der Redende kann durch seine Behandlung zu dem einen und dem andern die Richtung geben, und der Gebrauch eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks hat oft keine andere Wirkung, als das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben. Will man diesen zwiefachen Gebrauch der Sprache in Gattungen einander gegenüberstellen, welche ihn schärfer trennen, als er es in der Wirklichkeit sein kann, so läſst sich der eine der wissenschaftliche, der andere der rednerische nennen. Der erstere ist zugleich der der Geschäfte, der letztere der des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen. Denn der freie Umgang löst die Bande, welche die Empfänglichkeit des Gemüths gefesselt halten könnten. Der wissenschaftliche Gebrauch, im hier angenommenen Sinne, ist nur auf die Wissenschaften der reinen Gedanken-Construction, und auf gewisse Theile und Behandlungsarten der Erfahrungswissenschaften anwendbar; bei jeder Erkenntniſs, welche die ungetheilten Kräfte der Menschen fordert, tritt der rednerische ein. Von dieser Art der Erkenntniſs aber flieſst gerade auf alle übrigen erst Licht und Wärme über; nur auf ihr beruht das Fortschreiten in allgemeiner geistiger Bildung, und eine Nation, welche nicht den Mittelpunkt der ihrigen in Poesie, Philosophie und Geschichte, die dieser Erkenntniſs angehören, sucht und findet, entbehrt bald der wohlthätigen Rückwirkung der Sprache, weil sie durch ihre eigene Schuld sie nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der allein ihr Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit erhalten kann. In diesem Gebiet ist der eigentliche Sitz der Bered-

samkeit, wenn man nämlich darunter in der weitumfassendsten und nicht gerade gewöhnlichen Bedeutung, die Behandlung der Sprache insofern versteht, als sie entweder von selbst wesentlich auf die Darstellung der Objecte einwirkt, oder absichtlich dazu gebraucht wird. In dieser letzteren Art kann die Beredsamkeit auch, mit Recht oder Unrecht, in den wissenschaftlichen und den Geschäftsgebrauch übergehen. Der wissenschaftliche Gebrauch der Sprache muſs wiederum von dem conventionellen geschieden werden. Beide gehören insofern in Eine Klasse, als sie, die eigenthümliche Wirkung der Sprache, als eines selbstständigen Stoffes, vertilgend, dieselbe nur als Zeichen ansehen wollen. Aber der wissenschaftliche Gebrauch thut dies auf dem Felde, wo es statthaft ist, und bewirkt es, indem er jede Subjectivität von dem Ausdruck abzuschneiden, oder vielmehr das Gemüth ganz objectiv zu stimmen versucht, und der ruhige und vernünftige Geschäftsgebrauch folgt ihm hierin nach; der conventionelle Gebrauch versetzt diese Behandlung der Sprachen auf ein Feld, das der Freiheit der Empfänglichkeit bedürfte, drängt dem Ausdruck eine nach Grad und Farbe bestimmte Subjectivität auf, und versucht es, das Gemüth in die gleiche zu versetzen. So geht er hernach auf das Gebiet des rednerischen über, und bringt entartete Beredsamkeit und Dichtung hervor. Es giebt Nationen, welche, nach der Individualität ihres Charakters, den einen oder andern dieser falschen Wege einschlagen, oder dieser richtigen einseitig verfolgen; es giebt solche, die ihre Sprache mehr oder minder glücklich behandeln; und wenn das Schicksal es fügt, daſs ein dem Gemüthe, Ohr und Tone nach vorzugsweise für Rede und Gesang gestimmtes Volk gerade in den entscheidenden Congelationspunkt des Organismus einer Mundart eintritt, so entstehen herrliche und durch alle Zeit hin bewunderte

Sprachen. Nur durch einen solchen glücklichen Wurf kann man das Hervorgehen der Griechischen erklären.

22. Diesen letzten und wesentlichsten Anwendungen der Sprache kann der ursprüngliche Organismus derselben nicht fremd seyn. In ihm liegt der erste Keim zur folgenden Ausbildung, und die beiden im Vorigen geschiedenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums finden hier ihre Verbindung. Aus der Erforschung der Grammatik und des Wortvorrathes aller Nationen, soweit Hülfsmittel dazu vorhanden sind, und aus der Prüfung der schriftlichen Denkmale der gebildeten muſs die Art und der Grad der Ideenerzeugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind, und in ihrem Baue der Einfluſs ihrer verschiedenen Eigenschaften auf ihre letzte Vollendung zusammenhängend und lichtvoll dargestellt werden.

23. Es ist hier nur meine Absicht gewesen, das Feld der vergleichenden Sprachuntersuchungen im Ganzen zu überschlagen, ihr Ziel festzustellen und zu zeigen, daſs, um es zu erreichen, der Ursprung und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden muſs. Nur auf diesem Wege können diese Forschungen dahin führen, die Sprachen immer weniger als willkührliche Zeichen anzusehen und auf eine, tiefer in das geistige Leben eingreifende Weise, in der Eigenthümlichkeit ihres Baues Hülfsmittel zur Erforschung und Erkennung der Wahrheit, und Bildung der Gesinnung und des Charakters aufzusuchen. Denn wenn in den zu höherer Ausbildung gediehenen Sprachen eigene Weltansichten liegen, so muſs es ein Verhältniſs dieser nicht nur zu einander, sondern auch zur Totalität aller denkbaren geben. Es ist alsdann mit den Sprachen wie mit den Charakteren der Menschen selbst, oder um einen einfacheren Gegenstand zur Vergleichung zu wählen, wie mit den Götteridealen der bildenden Kunst, in welchen sich Totalität

aufsuchen und ein geschlossener Kreis bilden läfst, da jedes das allgemeine, als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten nicht individualisirbare Ideal von Einer bestimmten Seite darstellt. Dafs dies je in irgend einer Gattung der Vorzüge rein vorhanden wäre, darf man allerdings nicht wähnen, und man würde der Wirklichkeit nur Gewalt anthun, wenn man Charakter und Sprachverschiedenheiten historisch so darstellen wollte. Allein die Anlagen und nur nicht rein durchgeführten Richtungen sind vorhanden, und es läfst sich weder bei Menschen und Nationen, noch bei Sprachen eine Charakterbildung (die nicht Unterwerfung der Aeufserungen unter ein Gesetz, sondern Annäherung des Wesens an ein Ideal ist) denken, als wenn man sich auf einer Bahn begriffen ansieht, deren, durch die Vorstellung des Ideals gegebene Richtung bestimmte andere, erst alle Seiten desselben erschöpfende voraussetzt. Der Zustand der Nationen, auf welchem dies in ihren Sprachen Anwendung finden kann, ist der höchste und letzte, zu welchem Verschiedenheit der Völkerstämme führen kann; er setzt verhältnifsmäfsig grofse Menschenmassen voraus, weil die Sprachen diese erfordern, um sich zu ihrer Vollendung zu erheben. Ihm zum Grunde liegt der niedrigste, von dem wir ausgingen, der aus der unvermeidlichen Zerstückelung und Verzweigung des Menschengeschlechts entsteht und dem die Sprachen ihren Ursprung schuldig sind; dieser setzt viele und kleine Menschenmassen voraus, weil das Entstehen der Sprachen in diesen leichter ist, und viele sich mischen und zusammenfliefsen müssen, wenn reiche und bildsame hervorgehen sollen. In beiden vereinigt sich, was in der ganzen Oeconomie des Menschengeschlechts auf Erden gefunden wird, dafs der Ursprung in Naturnothwendigkeit und physischem Bedürfnifs liegt, aber in der fortschreitenden Entwicklung beide den höchsten geistigen Zwekken dienen.

Ueber

# das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung.

---

Indem ich versuchen werde, den Ursprung der grammatischen Formen, und ihren Einfluſs auf die Ideenentwicklung zu schildern, ist es nicht meine Absicht, die einzelnen Gattungen derselben durchzugehen Ich werde mich vielmehr nur auf ihren Begriff überhaupt beschränken, um die doppelte Frage zu beantworten:

„wie in einer Sprache diejenige Bezeichnungsart
„grammatischer Verhältnisse entsteht, welche eine
„Form zu heiſsen verdient?" und

„inwiefern es für das Denken und die Ideenent-
„wicklung wichtig ist, ob diese Verhältnisse durch
„wirkliche Formen, oder durch andere Mittel be-
„zeichnet werden?"

Da hier von dem allmähligen Werden der Grammatik die Rede ist, so bieten sich die Verschiedenheiten der Sprachen, von dieser Seite aus betrachtet, als Stufen in ihrem Fortschreiten dar.

Nur muſs man sich wohl hüten, einen allgemeinen Typus allmählich fortschreitender Sprachformung entwerfen,

und alle einzelnen Erscheinungen nach diesem beurtheilen zu wollen. Ueberall ist in den Sprachen das Wirken der Zeit mit dem Wirken der Nationaleigenthümlichkeit gepaart, nnd was die Sprachen der rohen Horden Amerikas und Nordasiens charakterisirt, braucht darum nicht auch den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben. Weder der Sprache einer einzelnen Nation, noch solchen, welche durch mehrere gegangen sind, läfst sich ein vollkommen gleichmäfsiger, und gewissermafsen von der Natur vorgeschriebener Weg der Entwicklung anweisen.

Die Sprache, in ihrer gröfsesten Ausdehnung genommen, kennt aber einen letzten Mittelpunkt im Menschengeschlecht überhaupt, und wenn man von der Frage ausgeht: in welchem Grad der Vollendung der Mensch bisher die Sprache zur Wirklichkeit gebracht hat? so giebt es alsdann einen festen Punkt, nach welchem sich wieder andere, gleich feste bestimmen lassen. Auf diese Weise nun ist eine fortschreitende Entwicklung des Sprachvermögens, und zwar an sicheren Zeichen, erkennbar, und in diesem Sinn kann man mit Fug und Recht von stufenartiger Verschiedenheit unter den Sprachen reden.

Da hier nur von dem Begriffe grammatischer Verhältnisse überhaupt, und ihrem Ausdruck in der Sprache die Rede seyn soll, so haben wir uns nur mit der Auseinandersetzung des ersten Erfordernisses zur Ideenentwicklung, und der Bestimmung der untersten Stufen der Sprachvollkommenheit zu beschäftigen.

Es wird aber zunächst sonderbar scheinen, dafs nur der Zweifel erregt wird, als besäfse nicht jede Sprache, auch die unvollkommenste und ungebildetste, grammatische Formen im wahren und eigentlichen Verstande. Nur in der Zweckmäfsigkeit, Vollständigkeit, Klarheit und Kürze dieser Formen wird man Verschiedenheiten unter den Sprachen

aufsuchen. Man wird sich noch aufserdem darauf berufen, dafs gerade die Sprachen der Wilden, namentlich die Amerikanischen, vorzüglich zahlreiche, planmäfsig und künstlich gebildete aufweisen. Alles dies ist vollkommen wahr; es fragt sich nur, ob diese Formen auch wahrhaft als Formen anzusehen sind, und es kommt daher auf den Begriff an, den man mit diesem Worte verbindet. Um dies vollkommen deutlich zu machen, mufs man zuvörderst zwei Mifsverständnisse aus dem Wege räumen, die hier sehr leicht entstehen können.

Wenn man von den Vorzügen und Mängeln einer Sprache redet, so darf man nicht das zum Mafsstabe nehmen, was irgend ein, nicht ausschliefsend durch sie gebildeter Kopf, in ihr auszudrücken im Stande wäre. Jede Sprache ist, trotz ihres mächtigen und lebendigen Einflusses auf den Geist, doch auch zugleich ein todtes und leidendes Werkzeug, und alle tragen eine Anlage nicht blofs zum richtigen, sondern selbst zum vollendetsten Gebrauche in sich. Wenn nun derjenige, welcher seine Bildung in andern Sprachen erlangt hat, irgend eine minder vollkommene studirt, und sich ihrer bemeistert, so kann er, vermittelst derselben, eine ihr an und für sich fremde Wirkung hervorbringen, und es wird dadurch in sie eine ganz andere Ansicht hinübergetragen, als welche die allein unter ihrem Einflusse stehende Nation von ihr hegt. Auf der einen Seite wird die Sprache ein wenig aus ihrem Kreise herausgerissen; auf der andern wird, da alles Verstehen aus Objectivem und Subjectivem zusammengesetzt ist, etwas anderes in sie hineingelegt; und so ist kaum zu sagen, was nicht in ihr, und durch sie erzeugt werden könnte.

Sieht man blofs auf dasjenige, was sich in einer Sprache ausdrücken läfst, so wäre es nicht zu verwundern, wenn man dahin geriethe, alle Sprachen im Wesentlichen unge-

fähr gleich an Vorzügen und Mängeln zu erklären. Die grammatischen Verhältnisse insbesondere hängen durchaus von der Absicht ab, die man damit verbindet. Sie kleben weniger den Worten an, als sie von dem Hörenden und Sprechenden hineingedacht werden. Da, ohne ihre Bezeichnung, keine Rede, und kein Verstehen denkbar sind, so mufs jede noch so rohe Sprache gewisse Bezeichnungsarten für sie besitzen, und diese mögen nun noch so dürftig, noch so seltsam, vorzüglich aber noch so stoffartig seyn, als sie wollen, so wird der einmal durch vollkommenere Sprachen gebildete Verstand sich ihrer immer mit Erfolg zu bedienen, und alle Beziehungen der Ideen mit denselben genügend anzudeuten verstehen. Die Grammatik läfst sich in eine Sprache viel leichter hineindenken, als eine grofse Erweiterung und Verfeinerung der Wortbedeutungen; und so mufs man nicht überrascht werden, wenn man in den Darstellungen ganz roher und ungebildeter Sprachen die Namen aller Formen der höchstgebildeten antrifft. Die Andeutungen zu allen sind wirklich vorhanden, da die Sprache dem Menschen immer ganz, nie stückweise beiwohnt, und der feinere Unterschied, ob und inwiefern diese Bezeichnungsarten grammatischer Verhältnisse nun wirkliche Formen sind, und als solche auf die Ideenentwicklung der Eingebornen einwirken, wird leicht übersehen.

Dennoch ist dies gerade der Punkt, auf den es ankommt. Nicht, was in einer Sprache ausgedrückt zu werden vermag, sondern das, wozu sie aus eigner, innerer Kraft anfeuert und begeistert, entscheidet über ihre Vorzüge, oder Mängel. Ihr Mafsstab ist die Klarheit, Bestimmtheit und Regsamkeit der Ideen, die sie in der Nation weckt, welcher sie angehört, durch deren Geist sie gebildet ist, und auf die sie wiederum bildend zurückgewirkt hat. Verläfst man aber diesen ihren Einflufs auf die Entwicklung

der Ideen und die Erregung der Empfindungen; will man prüfen, was sie als Werkzeug überhaupt hervorzubringen und zu leisten vermöchte: so geräth man auf einen Boden, der keiner Begränzung mehr fähig ist, da der bestimmte Begriff des Geistes fehlt, der sich ihrer bedienen soll, alles durch Rede Gewirkte aber immer ein zusammengesetztes Erzeugniſs des Geistes und der Sprache ist. Jede Sprache muſs in dem Sinne aufgefaſst werden, in dem sie durch die Nation gebildet ist, nicht in einem ihr fremden.

Auch wenn die Sprache keine ächten grammatischen Formen besitzt, kann, da es ihr doch niemals an anderen Bezeichnungsarten der grammatischen Verhältnisse mangelt, nicht nur die Rede, als materielles Erzeugniſs, recht gut bestehen, sondern es kann auch vielleicht jede Gattung der Rede in solche Sprachen übergetragen, und in ihnen gebildet werden. Dies letztere ist aber nur die Frucht einer fremden Kraft, die sich einer unvollkommneren Sprache in dem Sinn einer vollkommneren bedient.

Darum, daſs sich mit den Bezeichnungen fast jeder Sprache alle grammatischen Verhältnisse andeuten lassen, besitzt noch nicht auch jede grammatische Formen in demjenigen Sinne, in dem sie die hochgebildeten Sprachen kennen. Der zwar feine, aber doch sehr fühlbare Unterschied liegt in dem materiellen Erzeugniſs und der formalen Einwirkung. Dies wird die Folge dieser Untersuchung deutlicher darstellen. Hier war es genug, abzusondern, was eine beliebig angenommene Kraft mit einer Sprache hervorzubringen und was sie selbst durch stetigen und habituellen Einfluſs auf die Ideen und ihre Entwicklung zu wirken vermag, und dadurch das erste hier zu befürchtende Miſsverständniſs zu heben.

Das zweite entsteht aus der Verwechslung einer Form mit der andern. Da man nehmlich gewöhnlich zu dem Stu-

dium einer unbekannten Sprache von dem Gesichtspunkt einer bekannteren, der Muttersprache, oder der Lateinischen, hinzugeht, so sucht man auf, wie die grammatischen Verhältnisse dieser in der fremden bezeichnet zu werden pflegen, und benennt nun die dazu gebrauchten Wortbeugungen oder Stellungen geradezu mit dem Namen der grammatischen Form, die in jener Sprache, oder auch nach allgemeinen Sprachgesetzen dazu dient. Sehr häufig sind diese Formen aber gar nicht in der Sprache vorhanden, sondern werden durch andere ersetzt und umschrieben. Man mufs daher, um diesen Fehler zu vermeiden, jede Sprache dergestalt in ihrer Eigenthümlichkeit studiren, dafs man durch genaue Zergliederung ihrer Theile erkennt, durch welche bestimmte Form sie, ihrem Baue nach, jedes grammatische Verhältnifs bezeichnet.

Die Amerikanischen Sprachen liefern häufige Beispiele solcher irrigen Vorstellungen, und das Wichtigste, was man bei Umarbeitungen der Spanischen und Portugiesischen Sprachlehre derselben zu thun hat, ist, die schiefen Ansichten dieser Art wegzuräumen, und den ursprünglichen Bau dieser Sprachen sich rein vor Augen zu stellen.

Einige Beispiele werden dies besser ins Licht setzen. In der Karaïben-Sprache wird *aveiridaco* als die 2. pers. sing. imperf conjunct. wenn du wärest angegeben. Zergliedert man aber das Wort genauer, so ist *veiri* seyn, *a* das Pron. 2. pers. sing., das sich auch mit Substantiven verbindet, und *daco* eine Partikel, welche Zeit anzeigt. Es mag sogar, obgleich ich es in den Wörterbüchern nicht so aufgeführt finde, einen bestimmten Zeittheil bedeuten. Denn *oruacono daco* heifst am dritten Tage. Die wörtliche Uebersetzung jener Bedeutung ist also: am Tag deines Seyns, und durch diese Umschreibung wird die in dem Conjunctiv liegende hypothetische Annahme ausgedrückt. Was hier

Conjunctiv genannt wird, ist also ein Verbalnomen mit einer Präposition verbunden, oder wenn man es einer Verbalform annähernd ausdrücken will, ein Ablativ des Infinitivs, oder das lateinische Gerundium in *do*. Auf dieselbe Weise wird der Conjunctiv in mehreren Amerikanischen Sprachen angedeutet.

In der Lule-Sprache wird ein part. pass. angegeben, z. B. *a-le-ti-pan*, aus Erde gemacht. Wörtlich aber heiſst diese Sylbenverbindung: Erde aus sie machen (3. pers. plur. praes. von *tic*, ich mache).

Auch der Begriff des Infinitivs, wie ihn die Griechen und Römer kannten, wird den meisten, wenn nicht allen Amerikanischen Sprachen nur durch Verwechslung mit anderen Formen zugeschrieben. Der Infinitivus der Brasilianischen Sprache ist ein vollkommenes Substantivum; *iuca* ist morden und Mord; *caru*, essen und Speise. Ich will essen heiſst entweder *che caru ai-pota*, wörtlich: mein Essen ich will, oder mit dem Verbum einverleibtem Accusativ *ai-caru-pota*. Nur darin behält diese Wortstellung die Verbalnatur bei, daſs sie andere Substantiva im Accusativ regiert. Im Mexikanischen ist dieselbe Einverleibung des Infinitivs, als eines Accusativs, in das ihn regierende Verbum. Allein der Infinitivus wird durch diejenige Person des Futurum vertreten, von der die Rede ist, *ni-tlaçotlaz-nequia*, ich wollte lieben, wörtlich: ich, ich werde lieben, wollte. *Ninequia* heiſst ich wollte, und indem dies die 1. pers. sing. fut. *tlacotlaz*, ich werde lieben, in sich aufnimmt, wird aus der ganzen Phrase Ein Wort. Dasselbe Futurum kann aber auch dem regierenden Verbum, als ein eignes Wort, nachstehen, und wird dann nur, wie im Mexikanischen überhaupt geschieht, im Verbum durch ein eingeschobenes Pronomen, *c*, angedeutet; *ni-c-nequia tlaçotlaz*, ich das wollte, nehmlich: ich werde lieben. Die

gleiche doppelte Stellung zum Verbum ist auch den Substantiven eigen. Die Mexikanische Sprache verbindet also im Infinitivus den Begriff des Futurum mit dem des Substantivs, und giebt jenen durch die Beugung, diesen durch die Construction an. In der Lule-Sprache läſst man die beiden Verba, von denen das eine den Infinitivus regiert, bloſs als zwei *verba finita* unmittelbar auf einander folgen; *caic-tucuec*, ich zu essen pflege, aber wörtlich: ich esse, ich pflege. Selbst im Alt-Indischen ist, wie Herr Professor Bopp scharfsinnig gezeigt hat, der Infinitivus ein im Accusativ stehendes Verbalnomen, in der Form vollkommen dem Lateinischen Supinum ähnlich *). Er kann daher nicht so frei gebraucht werden, als der Griechische und Lateinische, welche der Natur des Verbum näher bleiben. Er hat auch keine passive Form. Wo diese erforderlich ist, nimmt sie, statt seiner, das ihn regierende Verbum an. Man sagt demnach: es wird essen gekonnt, statt es kann gegessen werden.

Aus diesen Beispielen folgt, daſs man in allen diesen Sprachen den Infinitiv nicht als eine eigne Form aufführen, sondern vielmehr die Arten, durch welche er ersetzt wird, in ihrer wahren Natur darstellen, und bemerken sollte, welche Bedingungen des Infinitivs durch jede derselben erfüllt werden, da keine allen ein Genüge leistet.

Sind nun die Fälle, wo die Beziehung eines grammatischen Verhältnisses dem Begriff der wahren grammatischen Form nicht genau entspricht, häufig, machen sie die Eigenthümlichkeit und den Charakter der Sprache aus, so ist eine solche, wenn man auch im Stande wäre, Alles in ihr auszudrücken, noch weit von der Angemessenheit zur Ideenentwicklung entfernt. Denn der Punkt, auf dem diese besser zu gelingen beginnt, ist der, wo dem Menschen,

---

*) Ausgabe des Nalus, p. 202. nt. 77. p. 204. nt. 83.

aufser dem materiellen Endzweck der Rede, ihre formale Beschaffenheit nicht länger gleichgültig bleibt, und dieser Punkt kann nicht ohne die Ein- oder Rückwirkung der Sprache erreicht werden.

Die Wörter, und ihre grammatischen Verhältnisse, sind zwei in der Vorstellung durchaus verschiedene Dinge. Jene sind die eigentlichen Gegenstände in der Sprache, diese blofs die Verknüpfungen, aber die Rede ist nur durch beide zusammengenommen möglich. Die grammatischen Verhältnisse können, ohne selbst in der Sprache überall Zeichen zu haben, hinzugedacht werden, und der Bau der Sprache kann von der Art seyn, dafs Undeutlichkeit und Misverstand dabei dennoch, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, vermieden werden. Insofern alsdann den grammatischen Verhältnissen doch ein bestimmter Ausdruck eigen ist, besitzt eine solche Sprache für den Gebrauch eine Grammatik ohne eigentlich grammatische Formen. Wenn eine Sprache z. B. die Casus durch Präpositionen bildet, die an das immer unverändert bleibende Wort gefügt werden, so ist keine grammatische Form vorhanden, sondern nur zwei Wörter, deren grammatisches Verhältnifs hinzugedacht wird; *e-tiboa* in der Mbaya-Sprache heifst nicht, wie man es übersetzt, durch mich, sondern ich durch. Die Verbindung ist nur im Kopf des Vorstellenden, nicht als Zeichen in der Sprache. *L-emani* in derselben Sprache ist nicht er wünscht, sondern er und Wunsch oder wünschen, ohne etwas dem Verbum Eigenthümliches, verbunden, um so ähnlicher dem Ausdruck: sein Wunsch, als das Präfixum *l* eigentlich ein Besitzpronomen ist. Auch hier wird also die Verbalbeschaffenheit hinzugedacht. Dennoch drücken jene und diese Form hinlänglich bequem den Casus des Nomen und die Person des Verbum aus.

Soll aber die Ideenentwicklung mit wahrer Bestimmt-

heit, und zugleich mit Schnelligkeit und Fruchtbarkeit vor sich gehen, so mufs der Verstand dieses reinen Hinzudenkens überhoben werden, und das grammatische Verhältnifs ebensowohl durch die Sprache bezeichnet werden, als es die Wörter sind. Denn in der Darstellung der Verstandeshandlung durch den Laut liegt das ganze grammatische Streben der Sprache. Die grammatischen Zeichen können aber nicht auch Sachen bezeichnende Wörter seyn; denn sonst stehen wieder diese isolirt da, und fordern neue Verknüpfungen.

Werden nun von der ächten Bezeichnung grammatischer Verhältnisse die beiden Mittel: Wortstellung mit hinzugedachtem Verhältnifs, und Sachbezeichnung ausgeschlossen, so bleibt zu derselben nichts als Modification der Sachen bezeichnenden Wörter, und dies allein ist der wahre Begriff einer grammatischen Form. Dazu stofsen dann noch grammatische Wörter, das ist solche, die allgemein gar keinen Gegenstand, sondern blofs ein Verhältnifs, und zwar ein grammatisches, bezeichnen.

Die Ideenentwicklung kann erst dann einen eigentlichen Schwung nehmen, wenn der Geist am blofsen Hervorbringen des Gedankens Vergnügen gewinnt, und dies ist allemal von dem Interesse an der blofsen Form desselben abhängig. Dies Interesse kann nicht durch eine Sprache geweckt werden, welche die Form nicht als solche darzustellen gewohnt ist, und es kann, von selbst entstehend, auch an einer solchen Sprache kein Gefallen finden. Es wird also, wo es erwacht, die Sprache umformen, und wo die Sprache auf einem andern Wege solche Formen in sich aufgenommen hat, plötzlich durch sie angeregt werden.

In Sprachen, welche diese Stufe nicht erreicht haben, schwankt der Gedanke nicht selten zwischen mehreren grammatischen Formen, und begnügt sich mit dem realen

Resultat. In der Brasilianischen Sprache heifst *tuba* ebensowohl in substantivischem Ausdruck sein Vater, als im Verbalausdruck er hat einen Vater, ja das Wort wird auch für Vater überhaupt gebraucht, da Vater doch immer ein Beziehungsbegriff ist. Auf dieselbe Weise ist *xe-r-uba,* mein Vater, und ich habe einen Vater, und so alle Personen hindurch. Das Schwanken des grammatischen Begriffs in diesem Fall geht sogar noch weiter, und *tuba* kann, nach anderen in der Sprache liegenden Analogien, auch er ist Vater heifsen, so wie das ganz ähnlich, nur im Süd-Dialekte der Sprache, gebildete *iaba,* er ist Mensch, heifst. Die grammatische Form ist blofs Nebeneinanderstellung eines Pronomen und Substantivs, und der Verstand mufs die dem Sinn entsprechende Verknüpfung hinzufügen.

Es ist klar, dafs der Eingeborne sich in dem Worte nur Er und Vater zusammen denkt, und dafs es nicht geringe Mühe kosten würde, ihm den Unterschied der Ausdrücke klar zu machen, die wir darin mit einander verwirrt finden. Die Nation, die sich dieser Sprache bedient, kann darum in vieler Rücksicht verständig, gewandt und lebensklug seyn, aber freie und reine Ideenentwicklung, Gefallen am formalen Denken, kann aus einem solchen Sprachbau nicht hervorgehen, sondern dieser würde vielmehr nothwendig gewaltsame Aenderungen erfahren, wenn von anderen Seiten her eine solche intellectuelle Umwandlung in der Nation herbeigeführt würde.

Man mufs daher bei Uebersetzungen so gearteter Phrasen solcher Sprachen wohl im Auge behalten, dafs diese Uebertragungen, soweit sie die grammatischen Formen angehen, fast immer falsch sind, und eine ganz andere grammatische Ansicht gewähren, als der Sprechende dabei gehabt hat. Wollte man dies vermeiden, so müfste man auch

der Uebertragung immer nur soweit grammatische Form geben, als in der Originalsprache vorhanden ist; man stöfst aber dann auf Fälle, wo man sich aller möglichst enthalten müfste. So sagt man in der Huasteca-Sprache *nana ta-nin-tahjal* ich werde von ihm behandelt, aber genauer übersetzt: ich, mich behandelt er. Es ist also hier eine active Verbalform mit dem leidenden Object als Subject verbunden. Das Volk scheint das Gefühl einer Passivform gehabt zu haben, aber von der Sprache, die nur Activa kennt, zu diesen hinübergezogen zu seyn. Man mufs aber bedenken, dafs es gar keine Casusformen in der Huasteca-Sprache giebt. *Nana* als pron. 1. pers. sing. ist ebensowohl ich, als meiner, mir und mich, und zeigt blofs den Begriff der Ichheit an. In *nin* und dem vorgesetzten *ta* liegt grammatisch auch nur, dafs das Pronomen 1. pers. sing. vom Verbum regiert wird *). Man sieht daher deutlich, dafs von dem Sinn der Eingebornen hier nicht sowohl der Unterschied der Passiv- oder Activform gefafst, als blofs der grammatisch ungeformte Begriff der Ichheit, mit der Vorstellung der auf dieselbe gemachten fremden Einwirkung verbunden wird.

Welch eine unermefsliche Kluft ist nun zwischen einer solchen Sprache, und der höchstgebildeten, die wir kennen, der Griechischen. In dem künstlichen Periodenbau dieser bildet die Stellung der grammatischen Formen gegen einander ein eignes Ganzes, das die Wirkung der Ideen ver-

---

*) Die Huasteca-Sprache hat nehmlich, wie die meisten Amerikanischen, verschiedene Pronominal-Formen, je nachdem die Pronomina selbstständig, das Verbum regierend, oder von ihm regiert gebraucht werden; *nin* dient nur für den letzten Fall. Die Sylbe *ta* deutet an, dafs das Object am Verbum ausgedrückt ist, wird aber nur da vorgesetzt, wo das Object in der ersten oder zweiten Person steht. Die ganze Art, das Object am Verbum zu bezeichnen, ist in der Huasteca-Sprache sehr merkwürdig.

stärkt, und in sich durch Symmetrie und Eurythmie erfreut. Es entspringt daraus ein eigner, die Gedanken begleitender, und gleichsam leise umschwebender Reiz, ohngefähr eben so, als in einigen Bildwerken des Alterthums, aufser der Anordnung der Gestalten selbst, aus den blofsen Umrissen ihrer Gruppen wohlgefällige Formen hervorgehn. In der Sprache aber ist dies nicht blofs eine flüchtige Befriedigung der Phantasie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logischen Verhältnissen auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker zum formalen, und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt.

Dieses ungeheuern Unterschiedes zwischen zwei Sprachen auf so verschiedenen Stufen der Ausbildung ungeachtet, mufs man jedoch gestehen, dafs auch unter denen, welche man grofser Formlosigseit anklagen kann, viele sonst eine Menge von Mitteln besitzen, eine Fülle von Ideen auszudrücken, durch die künstliche und regelmäfsige Verbindung weniger Elemente vielfache Verhältnisse der Ideen zu bezeichnen, und dabei Kürze mit Kraft zu verbinden. Der Unterschied zwischen ihnen, und den vollkommener gebildeten liegt nicht darin; sie würden in dem, was ausgedrückt werden soll, mit Sorgfalt bearbeitet, sehr nahe dasselbe erreichen; indem sie aber wirklich so Vieles besitzen, fehlt ihnen das Eine, der Ausdruck der grammatischen Form, als solcher, und die wichtige und wohlthätige Rückwirkung dieses auf das Denken.

Bleibt man aber hierbei einen Augenblick stehen, und blickt man auf gleiche Weise auf die hochgebildeten Sprachen zurück, so kann es scheinen, als fände auch in ihnen, wenn auch in etwas anderer Art, Aehnliches statt, und als

geschehe jenen Sprachen Unrecht durch den ihnen gemachten Vorwurf.

Jede Stellung, oder Verbindung von Worten, kann man sagen, die einmal der Bezeichnung eines bestimmten grammatischen Verhältnisses gewidmet ist, kann auch für eine wirkliche grammatische Form gelten, und es kann nicht soviel darauf ankommen, wenn auch jene Bezeichnungen durch für sich bedeutsame, etwas Reales anzeigende Wörter geschehen, und das formale Verhältnifs nur hinzugedacht werden mufs. Auch die wahre grammatische Form kann ja kaum je anders vorhanden seyn, und jene höher gestellten Sprachen von künstlerischem Organismus haben ja auch von roherem Baue angefangen, und tragen die Spuren desselben noch sichtbar in sich.

Diese unläugbar sehr erhebliche Einwendung mufs, wenn die gegenwärtige Untersuchung auf sicherem Grunde ruhen soll, genau beleuchtet werden, und um dies zu thun, ist es nothwendig, zuerst, was in ihr unbestreitbar wahr ist, anzuerkennen, und dann zu bestimmen, was demungeachtet auch in den angegriffenen Behauptungen, als richtig zurückbleibt.

Was in einer Sprache ein grammatisches Verhältnifs charakteristisch (so, dafs es im gleichen Fall immer wiederkehrt) bezeichnet, ist für sie grammatische Form. In den meisten der ausgebildetsten Sprachen läfst sich noch heute die Verknüpfung von Elementen erkennen, die nicht anders, als in den roheren, verbunden worden sind: und diese Entstehungsart auch der ächten grammatischen Formen durch Anfügung bedeutsamer Sylben (Agglutination) hat beinahe die allgemeine seyn müssen. Dies geht sehr klar aus der Aufzählung der Mittel hervor, welche die Sprache zur Bezeichnung dieser Formen besitzt. Denn diese Mittel bestehen in folgenden:

Anfügung, oder Einschaltung bedeutsamer Sylben, die sonst eigne Wörter ausgemacht haben, oder noch ausmachen,

Anfügung, oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben, oder Sylben, bloſs zum Zweck der Andeutung der grammatischen Verhältnisse,

Umwandlung der Vocale durch Uebergang eines in den andern, oder durch Veränderung der Quantität, oder Betonung.

Umänderung von Consonanten im Innern des Worts,

Stellung der von einander abhängigen Wörter nach unveränderlichen Gesetzen,

Sylbenwiederholung.

Die bloſse Stellung gewährt nur wenige Veränderungen, und kann, wenn jede Möglichkeit der Zweideutigkeit vermieden werden soll, auch nur wenige Verhältnisse bezeichnen. In der Mexikanischen, und einigen anderen Amerikanischen Sprachen erweitert sich zwar der Gebrauch dadurch, daſs das Verbum Substantiva in sich aufnimmt, oder an sich anschlieſst. Allein auch da bleiben die Gränzen immer noch enge.

Die Anfügung und Einschaltung bedeutungsloser Wortelemente, und die Umänderung von Vocalen und Consonanten wäre, wenn eine Sprache durch wirkliche Verabredung entstände, das natürlichste und passendste Mittel. Es ist die wahre Beugung (Flexion) im Gegensatz der Anfügung, und es kann eben sowohl Wörter geben, welche Begriffen von Formen, als welche Begriffen von Gegenständen entsprechen. Wir haben sogar oden gesehen, daſs die letzteren im Grunde zur Bezeichnung der Formen nicht taugen, da ein solches Wort wieder durch eine Form an die anderen angeknüpft seyn will. Es ist aber schwer zu denken, daſs jemals bei Entstehung einer Sprache eine solche

Bezeichnungsart vorgewaltet habe, die eine klare Vorstellung und Unterscheidung der grammatischen Verhältnisse voraussetzen würde. Sagt man, dafs es wohl Nationen gegeben haben kann, die einen auf diese Weise klaren und durchdringenden Sprachsinn besessen haben, so heifst dies den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen. Stellt man sich die Dinge natürlich vor, so sieht man leicht die Schwierigkeit ein. Bei Wörtern, die Sachen bezeichnen, entsteht der Begriff durch die Wahrnehmung des Gegenstandes, das Zeichen durch die leicht aus ihm zu schöpfende Analogie, das Verständnifs durch Vorzeigen desselben. Bei der grammatischen Form ist dies Alles verschieden. Sie kann nur nach ihrem logischen Begriff, oder nach einem dunkeln, sie begleitenden Gefühle erkannt, bezeichnet und verstanden werden. Der Begriff läfst sich erst aus der schon vorhandenen Sprache abziehen, und es fehlt auch an hinreichend bestimmten Analogien, ihn zu bezeichnen, und die Bezeichnung deutlich zu machen. Aus dem Gefühl mögen wohl einige Bezeichnungsarten entstanden seyn, wie z. B. die langen Vocale und Diphthongen, mithin ein anhaltenderes Schweben der Stimme im Griechischen und Deutschen für den Conjunctivus und Optativus. Allein da die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse ihnen auch nur sehr wenig Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gefühl verstattet, so können dieser Fälle nur wenige gewesen seyn. Einige merkwürdige finden sich jedoch noch in den Amerikanischen Sprachen. In der Mexikanischen besteht die Bildung des Plurals bei Wörtern, die in Vocale ausgehen, oder ihre Endconsonanten absichtlich im Plural wegwerfen, darin, dafs der Endvocal mit einem, dieser Sprache eignen, starken, und dadurch eine Pause in der Aussprache verursachenden Hauche, ausgesprochen wird. Hierzu tritt zuweilen zugleich die Sylbenverdopplung *ahuatl,*

Weib, *teotl*, Gott, plur. *ahuâ*, *teteô*. Bildlicher läfst sich durch den Ton der Begriff der Vielheit nicht bezeichnen, als indem die erste Sylbe wiederholt, der letzten ihr scharf und bestimmt abschneidender Endconsonant genommen, und dem dann bleibenden Endvocal eine so verweilende und verstärkte Betonung gegeben wird, dafs der Laut sich gleichsam in der weiten Luft verliert. Im südlichen Dialect der Guaranischen Sprache wird das Suffixum des Perfectum *yma* in dem Grade mehr oder weniger langsam ausgesprochen, als von einer längeren oder kürzeren Vergangenheit die Rede ist. Eine solche Bezeichnungsart geht beinahe aus dem Gebiete der Sprache heraus, und gränzt an die Geberde. Auch die Erfahrung spricht gegen die Ursprünglichkeit der Beugung in den Sprachen, wenn man einige wenige, den eben berührten ähnliche, Fälle ausnimmt. Denn so wie man eine Sprache nur genauer zu zergliedern anfängt, zeigt sich die Anfügung bedeutsamer Sylben auf allen Seiten, und wo sie nicht mehr nachzuweisen ist, läfst sie sich aus der Analogie schliefsen, oder es bleibt wenigstens immer ungewifs, ob sie nicht ehemals vorhanden gewesen ist. Wie leicht offenbare Anfügung zu scheinbarer Beugung werden kann, läfst sich an einigen Fällen in den Amerikanischen Sprachen klar darthun. In der Mbaya-Sprache heifst *daladi*, du wirst werfen, *nilabuitete*, er hat gesponnen, und das Anfangs-*d* und *n* sind die Charakteristiken des Futurum und Perfectum. Diese durch einen einzigen Laut bewirkte Abwandlung scheint daher alle Ansprüche auf den Namen wahrer Beugung machen zu können. Dennoch ist es reine Anfügung. Denn die vollen Charakteristiken beider tempora, die auch wirklich noch oft gebraucht werden, sind *quide* und *quine*, aber das *qui* wird ausgelassen, und *de* und *ne* verlieren vor anderen Vocalen ihren Endvocal. *Quide* heifst spät, künftig, *co-quidi* (*co*

von *noco,* Tag) der Abend. *Quine* ist eine Partikel, die und auch bedeutet. Wie manchen solcher Abkürzungen von ehemals bedeutsamen Wörtern mögen die sogenannten Beugungssylben unserer Sprachen ihren Ursprung verdanken, und wie unrichtig würde die Behauptung seyn, dafs die Voraussetzung der Anfügung da, wo sie sich nicht mehr nachweisen läfst, eine leere und unstatthafte Hypothese sey. Wahre und ursprüngliche Beugung ist gewifs in allen Sprachen eine seltene Erscheinung. Demungeachtet müssen zweifelhafte Fälle immer mit grofser Behutsamkeit behandelt werden. Denn dafs auch ursprünglich Beugung vorhanden ist, scheint mir, nach dem Obigen, ausgemacht, und sie kann daher eben so gut als die Anfügung in Formen vorhanden seyn, wo sie jetzt nur nicht mehr zu unterscheiden ist. Ja man mufs, glaube ich, noch weiter gehen und darf nicht verkennen, dafs die geistige Individualität eines Volks zur Sprachbildung und zum formalen Denken (welche beide unzertrennlich zusammenhängen) vorzugsweise vor anderen geeignet seyn kann. Ein solches Volk wird, wenn es ursprünglich, gleich allen übrigen, zugleich auf Agglutination und Flexion kommt, von der letzteren einen häufigeren und scharfsinnigeren Gebrauch machen, die erstere schneller und fester in die letztere verwandeln, und früher den Weg der ersteren gänzlich verlassen. In anderen Fällen können äufsere Umstände, Uebergänge einer Sprache in die andere, der Sprachbildung dieser schnelleren und höheren Schwung geben, so wie entgegengesetzte Einwirkungen Schuld seyn können, dafs die Sprachen sich in schwerfälliger Unvollkommenheit fortschleppen.

Alles dies sind natürliche, aus dem Wesen des Menschen und den Ereignissen der Nationen erklärliche Wege, und meine Absicht ist nur, nicht die Meinung zu theilen,

welche gewissen Völkern, vom ersten Ursprunge an, eine blofs durch Flexion und innere Entfaltung fortschreitende Sprachbildung zuschreibt, und anderen alle Bildung dieser Art abspricht. Diese viel zu systematische Abtheilung scheint mir aus dem naturgemäfsen Wege menschlicher Entwicklung hinauszugehen, und wird, wenn ich den von mir angestellten Forschungen trauen darf, bei genauem Studium vieler und verschiedenartiger Sprachen durch die Erfahrung selbst widerlegt.

Es kommt aber zur Agglutination und Flexion auch noch eine dritte, sehr häufige Bildungsart hinzu, die man, da sie immer absichtlich ist, in dieselbe Klasse mit der Beugung setzen mufs, nehmlich wo der Gebrauch eine Wortform ausschliefslich zu einer bestimmten grammatischen stempelt, ohne dafs sie, weder durch Anfügung, noch durch Beugung, etwas gerade dieser Charakteristisches an sich trägt.

Die Sylbenwiederholung beruht auf einem durch gewisse grammatische Verhältnisse erregten dunkeln Gefühle. Wo dies Wiederholung, Verstärkung, Erweiterung des Begriffs mit sich führt, steht sie an ihrer Stelle. Wo dies nicht ist, wie so oft in einigen Amerikanischen Sprachen, und in allen Verben der 3. Conjugation im Alt-Indischen, entspringt sie aus blofs phonetischer Eigenthümlichkeit. Dasselbe läfst sich von der Vocalumänderung sagen. In keiner Sprache ist diese so häufig, so wichtig, und so regelmäfsig, als im Sanskrit. Aber nur in den wenigsten Fällen beruht auf ihr das Charakteristische grammatischer Formen. Sie ist nur mit gewissen derselben verbunden, und dann meistentheils mit mehreren zugleich, so dafs das Charakteristische jeder einzelnen doch in etwas anderem aufgesucht werden mufs.

Immer bleibt also die Anfügung bedeutsamer Sylben

das wichtigste und häufigste Hülfsmittel zur Bildung grammatischer Formen. Hierin sind sich die rohen und gebildeten Sprachen gleich; denn man würde sehr irren, wenn man glaubte, dafs auch in jenen jede Form sogleich in lauter in sich erkennbare Elemente zerfiele. Auch in ihnen beruhen Unterschiede von Formen auf ganz einzelnen Lauten, die man eben so wohl, ohne an Anfügung zu denken, für Beugungslaute halten könnte. Im Mexikanischen wird das Futurum, nach Verschiedenheit der Stammwörter, durch mehrere solcher einzelnen Buchstaben, das Imperfectum durch ein End-*ya*, oder End-*a* bezeichnet. *O* ist das Augment des Praeteritum, wie *a* im Sanskrit, *ε* im Griechischen. Nichts in der Sprache deutet an, dafs diese Laute Ueberreste ehemaliger Wörter sind, und will man im Griechischen und Lateinischen ähnliche Fälle nicht als Anfügung, von jetzt unbekanntem Ursprung, gelten lassen, so mufs man auch der Mexikanischen Sprache hier, so gut wie diesen classischen, Beugung zugestehen. In der Tamanaca-Sprache ist *tareccha* (das Verbum bedeutet tragen) ein Präsens, *tarrecche* ein Präteritum, *tarecchi*, ein Futurum. Ich führe diese Fälle nur an, um zu beweisen, dafs die Behauptung, welche gewissen Sprachen Anfügung und anderen Beugung zutheilt, bei genauerem Eindringen in die einzelnen Sprachen, und gründlicherer Kenntnifs ihres Baues, von keiner Seite haltbar erscheint.

Wenn man daher genöthigt ist, auch in den hochgebildeten Sprachen Anfügung anzunehmen, und in mehreren Fällen dieselbe sogar sichtbar erkennt, so ist die Einwendung ganz richtig, dafs man, auch bei ihnen, das wahre grammatische Verhältnifs hinzudenken mufs. In *amavit* und *ἐποίησας* kommen, wie sich wohl nicht läugnen lassen dürfte, Bezeichnungen des Stammworts, des Pronomen und des Tempus zusammen, und die wahre, in der Synthesis des

Subjects mit dem Prädicat liegende Verbalnatur hat darin keine besondere Bezeichnung, sondern muſs hinzugedacht werden. Wollte man sagen, daſs, ohne gerade über diese Formen entscheiden zu wollen, einigen derselben Art das Hülfsverbum einverleibt seyn, und diese Synthese andeuten könne, so reicht dies nicht aus, da doch auch das Hülfsverbum erklärt werden muſs, und nicht immerfort ein Hülfsverbum in dem andern eingeschachtelt liegen kann.

Alles hier Zugegebene aber hebt den Unterschied zwischen wahren grammatischen Formen, wie *amavit*, *ἐποίησας*, und zwischen solchen Wort- oder Sylbenstellungen, als die meisten roheren Sprachen zur Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse brauchen, nicht auf. Er liegt darin, daſs jene Ausdrücke, wirklich wie in Eine Form zusammengegossen, in diesen die Elemente nur an einander gereiht erscheinen. Das Zusammenwachsen des Ganzen bringt die Bedeutung der Theile in Vergessenheit, die feste Verknüpfung derselben unter Einem Accent verändert zugleich ihre abgesonderte Betonung, und oft sogar ihren Laut, und nun wird die Einheit der ganzen Form, die oft der grübelnde Grammatiker nicht mehr zu zergliedern vermag, die Bezeichnung des bestimmten grammatischen Verhältnisses. Man denkt als Eins, was man nie getrennt findet; man betrachtet als wahren, einmal fest organisirten Körper, was man nicht auseinander nehmen, und in andere beliebige Verbindungen bringen kann; man sieht nicht als selbständigen Theil an, was auf diese Weise sonst nicht in der Sprache erscheint. Wie dies entstanden, ist für die Wirkung gleichgültig. Die Bezeichnung des Verhältnisses, wie selbständig und bedeutsam sie gewesen seyn mag, wird nun, wie sie soll, zur bloſsen Modification, die sich an den immer gleichen Begriff heftet. Das Verhältniſs, das zu den bedeutsamen Elementen erst bloſs hinzugedacht werden

mufste, ist nun in der Sprache, eben durch das Zusammenwachsen der Theile zum festen Ganzen, wirklich vorhanden, wird mit dem Ohre gehört, mit dem Auge gesehen.

Die Sprachen, welche der Vorwurf trifft, dafs ihre grammatischen Formen nicht so formaler Natur sind, gleichen in Vielem den oben beschriebenen allerdings auch.

Die, wenn auch nur lose an einander gereihten Elemente fliefsen meistentheils auch in Ein Wort zusammen, und sammeln sich unter Einen Accent. Aber einestheils geschieht dies nicht immer, und anderntheils treten dabei andere, die formale Natur mehr oder weniger störende Nebenumstände ein. Die Elemente der Formen sind trennbar und verschiebbar; jedes behält seinen vollkommenen Laut, ohne Abkürzung oder Veränderung; sie sind in der Sprache sonst selbständig vorhanden, oder dienen auch zu anderen grammatischen Verbindungen, z. B. Pronominal-Affixa als Besitzpronomina bei dem Nomen, als Personen bei dem Verbum; die noch unflectirten Wörter tragen nicht, wie es in einer Sprache seyn mufs, in welche die grammatische Bildung tief eingegangen ist, schon Kennzeichen verschiedener Redetheile an sich, sondern werden erst zu derselben durch die Anfügung der grammatischen Elemente gemacht, der Bau der ganzen Sprache ist so, dafs die Untersuchung gleich auf die Absonderung dieser Elemente geführt wird, und diese Absonderung ohne bedeutende Mühe gelingt, neben der Bezeichnung durch Formen, oder diesen ähnliche Wortverbindungen, werden dieselben grammatischen Verhältnisse auch durch blofses Nebeneinanderstellen, mit offenbarem Hinzudenken der Verknüpfung, angedeutet.

Je mehr nun in einer Sprache die hier aufgezählten Umstände zusammenkommen, oder je mehr sie sich nur einzeln finden, desto weniger oder mehr befördert sie das formale Denken, und desto mehr oder weniger entfernt sich

ihre Bezeichnungsart der grammatischen Verhältnisse von dem wahren Begriff grammatischer Formen. Denn nicht was einzeln und zerstreut in der Sprache vorkommt, sondern dasjenige was ihre Wirkung auf den Geist ausmacht, vermag hier zu entscheiden. Diefs aber hängt von dem Totaleindruck, und dem Charakter des Ganzen ab. Einzelne Erscheinungen können nur angeführt werden, um, wie es im Vorigen geschehen ist, zu allgemein gewagte Behauptungen zu widerlegen. Sie können aber nicht machen, dafs man die Verschiedenheit der Stufen verkenne, auf welchen zwei Sprachen, dem Ganzen ihres Baues nach, stehen.

Je mehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entfernt, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form. Der blofse längere Gebrauch schmelzt die Elemente der Wortstellungen fester zusammen, schleift ihre einzelnen Laute ab, und macht ihre ehemalige selbständige Form unkenntlicher. Denn ich kann die Ueberzeugung nicht verlassen, dafs doch alle Sprachen hauptsächlich von Anfügung ausgegangen sind.

So lange die Bezeichnungen der grammatischen Verhältnisse, als aus einzelnen, mehr oder weniger trennbaren Elementen bestehend angesehen werden, kann man sagen, dafs der Redende mehr die Formen in jedem Augenblick selbst bildet, als sich der vorhandnen bedient. Daraus nun pflegt eine bei weitem gröfsere Vielfachheit dieser Formen zu entstehen. Denn der menschliche Geist strebt schon in seiner natürlichen Anlage nach Vollständigkeit, und jedes, auch noch so selten vorkommende, Verhältnifs wird in demselben Verstande, als alle übrigen, zur grammatischen Form. Wo dagegen die Form in einem strengeren Sinne genommen, und durch den Gebrauch gebildet wird, nun aber fernerhin das gewöhnliche Reden nicht in neuem Bil-

den besteht, da giebt es Formen nur für das häufig zu Bezeichnende, und das seltner Vorkommende wird umschrieben, und durch selbständige Wörter bezeichnet. Zu diesem Verfahren gesellen sich noch die beiden anderen Umstände, dafs der noch uncultivirte Mensch gern jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten, nicht blofs in den, zu dem jedesmaligen Zweck nothwendigen darstellt, und dafs gewisse Nationen die Sitte haben, ganze Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen ist, mitten in den Schoofs des Verbum aufzunehmen. Hieraus entsteht, dafs gerade die Sprachen, denen es an dem wahren Begriff der Form wesentlich gebricht, doch eine bewundernswürdige Menge, in strenger Analogie, zusammen Vollständigkeit bildender, angeblicher Formen besitzen.

Hinge der Vorzug der Sprachen von der Vielheit, und der strengen Regelmäfsigkeit der Formen ab, von der Menge der Ausdrücke für ganz besondere Verschiedenheiten (wie in der Sprache der Abiponen das Pron. der 3. Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, stehend, sitzend, liegend, oder herumgehend gedacht wird), so müfste man viele Sprachen der Wilden über die Sprachen der hochcultivirten Völker stellen, wie denn dies auch nicht selten, selbst in unsern Tagen, geschieht. Da aber der Vorzug der Sprachen vor einander vernünftiger Weise nur in ihrer Angemessenheit zur Ideenentwicklung gesucht werden kann, so verhält es sich damit gerade entgegengesetzt. Denn diese wird durch diese Vielfachheit der Formen vielmehr erschwert, und es ist ihr lästig, in so viele Wörter Nebenbestimmungen mit aufnehmen zu müssen, deren sie durchaus nicht in jedem Falle bedarf.

Ich habe bisher nur von grammatischen Formen ge-

sprochen; allein es giebt auch in jeder Sprache grammatische Wörter, auf die sich das Meiste von den Formen geltende gleichfalls anwenden läfst. Solche sind vorzugsweise die Präpositionen und Conjunctionen. Als Bezeichnungen grammatischer Verhältnisse stehen dem Ursprunge dieser Wörter, als wahrer Verhältnifszeichen, dieselben Schwierigkeiten, wie dem Ursprunge der Formen entgegen. Es liegt nur darin ein Unterschied, dafs sie nicht alle, wie die reinen Formen, aus blofsen Ideen abgeleitet werden können, sondern Erfahrungsbegriffe, wie Raum und Zeit, zu Hülfe nehmen müssen. Man kann daher mit Recht bezweifeln, wenn es auch noch neuerlich von Lumsden in seiner Persischen Grammatik mit Heftigkeit behauptet worden ist, dafs es ursprünglich Präpositionen und Conjunctionen im wahren Sinne des Wortes gegeben habe. Alle haben vermuthlich, nach Horne Took's richtigerer Theorie, ihren Ursprung in wirklichen, Gegenstände bezeichnenden Wörtern. Die grammatisch-formale Wirkung der Sprache beruht daher auch auf dem Grade, in welchem diese Partikeln nach ihrem Ursprunge näher, oder entfernter stehen. Ein merkwürdigeres Beispiel zu dem hier Gesagten, als vielleicht irgend eine andere Sprache, liefert die Mexikanische in den Präpositionen. Sie besitzt drei verschiedene Arten derselben: 1) solche, in welchen sich, so wahrscheinlich gleich auch bei ihnen dieser Ursprung ist, schlechterdings nicht mehr der Begriff eines Substantivum entdecken läfst, z. B. *c*, in. 2) Solche, in welchen man eine Präposition mit einem unbekannten Element verbunden findet. 3) Solche, die deutlich ein mit einer Präposition verbundenes Substantivum enthalten, wie z. B *itic*, in, aber eigentlich, zusammengesetzt aus *ite*, Bauch, und *c*, in, im Bauch. *Ilhuicatl itic* heifst nun nicht, wie man es übersetzt, im Himmel, sondern im Bauche des Himmels,

da Himmel im Gen. steht. Pronomina werden nur mit den beiden letzten Arten der Präpositionen verbunden, und da alsdann nie die persönlichen, sondern die possessiven genommen werden, so zeigt dies deutlich das in der Präposition steckende Substantivum an. *Notepotzco* wird zwar durch hinter mir übersetzt, es heifst aber eigentlich hinter meinem Rücken, von *teputz*, der Rücken. Man sieht hier also die Stufenfolge, in welcher die ursprüngliche Bedeutung sich verloren hat, und zugleich den sprachbildenden Geist der Nation, der, wenn ein Subst. Bauch, Rücken im Sinne einer Präposition gebraucht werden sollte, demselben, um die Wörter nicht grammatisch unverbunden zu lassen (nach Art des Lateinischen *ad instar* und des Deutschen immitten) eine schon vorhandene Präposition hinzufügte. Die in diesem Punkt grammatisch unvollkommner gebildete Mixteca-Sprache drückt vor, hinter dem Hause, geradezu durch *chisi, sata huahi*, Bauch, Rücken, Haus aus.

Das Verhältnifs, das sich in den Sprachen zwischen den Beugungen und grammatischen Wörtern bildet, begründet neue Verschiedenheiten unter denselben. Dies zeigt sich z. B. darin, dafs die eine mehr Bestimmungen durch Casus, die andere mehr durch Präpositionen, die eine mehr Tempora durch Beugung, die andere durch Zusammensetzung mit Hülfsverben macht. Denn diese Hülfsverba, wenn sie blofs Verhältnisse der Theile des Satzes bezeichnen, sind gleichfalls nur grammatische Wörter. Von dem griechischen *τυγχάνειν* ist eine wahrhaft materielle Bedeutung gar nicht mehr bekannt. Im Sanskrit wird auf dieselbe Weise, aber viel seltener *schtha*, stehen, gebraucht. Es läfst sich aber die Norm zur Beurtheilung der Vorzüge der Sprachen in diesem Punkt nach allgemeinen Grundsätzen aufstellen. Wo die zu bezeichnenden Verhältnisse sich, ohne Hinzukunft eines besondern Begriffs, blofs aus

der Natur eines höheren und allgemeineren Verhältnisses ergeben, da geschieht die Bezeichnung besser durch Beugungen, sonst durch grammatische Wörter. Denn die an sich durchaus bedeutungslose Beugung enthält nichts, als den reinen Begriff des Verhältnisses. In dem grammatischen Wort liegt aufserdem der Nebenbegriff, der auf das Verhältnifs, um es zu bestimmen, bezogen wird, und der, wo das reine Denken nicht ausreicht, immer hinzukommen mufs. Daher sind der dritte und selbst der siebente Casus der Sanskrit-Declination nicht eben beneidenswerthe Vorzüge dieser Sprache, da die durch sie bezeichneten Verhältnisse nicht bestimmt genug sind, um des schärferen Abgränzens durch eine Präposition entbehren zu können. Eine dritte Stufe, welche aber wahrhaft grammatisch gebildete Sprachen immer ausschliefsen, ist wenn ein Wort in seiner ganzen materiellen Bedeutung zum grammatischen Worte gestempelt wird, wie wir weiter oben an den Präpositionen gesehen haben.

Man mag nun die Beugungen, oder die grammatischen Wörter vor Augen haben, so kommt man immer auf dasselbe Resultat zurück. Sprachen können die meisten, vielleicht alle grammatischen Verhältnisse mit hinlänglicher Deutlichkeit und Bestimmtheit bezeichnen, ja sogar eine grofse Vielfachheit angeblicher Formen besitzen, und es kann ihnen dennoch der Mangel ächter grammatischer Formalität im Ganzen und im Einzelnen ankleben.

Ich habe bisher vorzüglich gestrebt, Analoga grammatischer Formen, wodurch die Sprachen sich erst diesen zu nähern versuchen, von diesen selbst zu unterscheiden. Dabei überzeugt, dafs nichts dem Sprachstudium so empfindlichen Schaden zufügt, als allgemeines, auf nicht gehörige Kenntnifs gegründetes Raisonnement, habe ich, soviel es ohne übermäfsige Weitläuftigkeit geschehen konnte, jedes

Einzelne mit Beispielen belegt, obgleich ich wohl fühle, dafs die wahre Ueberzeugung nur aus dem vollständigen Studium wenigstens einer der hier betrachteten Sprachen hervorgehen kann. Um zu einem entscheidenden Resultat zu gelangen, wird es aber nun noch nothwendig seyn, die ganze hier berührte Frage, jetzt ohne Factisches beizumischen, in ihren Endpunkten zusammen zu fassen.

Dasjenige, worauf Alles bei der Untersuchung des Entstehens, und des Einflusses grammatischer Formalität hinausläuft, ist richtiges Unterscheiden zwischen der Bezeichnung der Gegenstände und Verhältnisse, der Sachen und Formen.

Das Sprechen, als materiell, und Folge realen Bedürfnisses, geht unmittelbar nur auf Bezeichnen von Sachen; das Denken, als ideell, immer auf Form. Ueberwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöhet das Denkvermögen.

### 1) Entstehen grammatischer Formen.

Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläfst das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden.

Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung, und durch auf Verhältnifs und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen.

So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.

Dies Hülfsmittel wird in gewisse Regelmäfsigkeit gebracht, die Wortstellung wird stetig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut.

So geschieht, auf der zweiten Stufe, die grammatische

Bezeichnung durch feste Wortstellungen, und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter.

Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins.

So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen.

Die Formalität dringt endlich durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil, und hat nicht bloſs lexikalische, sondern auch grammatische Individualität; die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen.

So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung, und rein grammatische Wörter.

Das Wesen der Form besteht in ihrer Einheit, und der vorwaltenden Herrschaft des Worts, dem sie angehört, über die ihm beigegebenen Nebenlaute. Dies wird wohl erleichtert durch verloren gehende Bedeutung der Elemente, und Abschleifung der Laute in langem Gebrauch. Allein das Entstehen der Sprache ist nie ganz durch so mechanische Wirkung todter Kräfte erklärbar, und man muſs niemals darin die Einwirkung der Stärke und Individualität der Denkkraft aus den Augen setzen.

Die Einheit des Worts wird durch den Accent gebildet. Dieser ist an sich mehr geistiger Natur, als die betonten Laute selbst, und man nennt ihn die Seele der Rede, nicht bloſs weil er erst das eigentliche Verständniſs in dieselbe bringt, sondern auch, weil er wirklich unmittelbarer, als sonst etwas in der Sprache, Aushauch der die Rede

begleitenden Empfindung wird. Dies ist er auch da, wo er Wörter durch Einheit zu grammatischen Formen stempelt; und wie Metalle, um schnell und innig zusammenzuschmelzen, rasch und stark glühender Flamme bedürfen, so gelingt auch das Zusammenschmelzen neuer Formen nur dem energischen Act einer starken, nach formaler Abgränzung strebenden Denkkraft. Sie offenbart sich auch an den übrigen Beschaffenheiten der Formen, und so bleibt es unumstöſslich gewiſs, daſs, welche Schicksale auch eine Sprache haben möge, sie nie zu einem vorzüglichen grammatischen Bau gelangt, wenn sie nicht das Glück erfährt, wenigstens einmal von einer geistreichen, oder tiefdenkenden Nation gesprochen zu werden. Nichts kann sie sonst aus der Halbheit träge zusammengefügter, die Denkkraft nirgends mit Schärfe ansprechender Formen retten.

## 2) Einfluſs der grammatischen Formen.

Das Denken, welches vermittelst der Sprache geschieht, ist entweder auf äuſsere, körperliche Zwecke, oder auf sich selbst, also auf geistige gerichtet. In dieser doppelten Richtung bedarf es der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, die in der Sprache groſsentheils von der Bezeichnungsart der grammatischen Formen abhängt.

Umschreibungen dieser durch Phrasen, durch noch nicht zur sichern Regel gewordne Wortstellungen, selbst durch Analoga von Formen bringen nicht selten Zweideutigkeit hervor.

Wenn aber auch das Verständniſs, und damit der äuſsere Zweck geborgen ist, so bleibt doch sehr oft der Begriff in sich unbestimmt, und da, wo er, als Begriff, offenbar auf zwei verschiedene Weisen genommen werden kann, ungesondert.

Wendet sich das Denken zu wirklicher innerer Be-

trachtung, nicht blofs zu äufserem Treiben, so bringt auch die blofse Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe andere, und auf jenem Wege immer nur schwer zu erreichende Forderungen hervor.

Denn alles Denken geht auf Nothwendigkeit und Einheit. Das Gesammtstreben der Menschheit hat dieselbe Richtung. Denn es bezweckt im letzten Resultat nichts anderes, als Gesetzmäfsigkeit forschend zu finden, oder bestimmend zu begründen.

Soll nun die Sprache dem Denken gerecht seyn, so mufs sie in ihrem Baue, soviel als möglich, seinem Organismus entsprechen. Sie ist sonst, da sie in Allem Symbol seyn soll, gerade ein unvollkommenes dessen, womit sie in der unmittelbarsten Verbindung steht. Indem auf der einen Seite die Masse ihrer Wörter den Umfang ihrer Welt vorstellt, so repräsentirt ihr grammatischer Bau ihre Ansicht von dem Organismus des Denkens.

Die Sprache soll den Gedanken begleiten. Er mufs also in stetiger Folge in ihr von einem Elemente zum andern übergehen können, und für Alles, dessen er für sich zum Zusammenhange bedarf, auch in ihr Zeichen antreffen. Sonst entstehen Lücken, wo sie ihn verläfst, statt ihn zu begleiten.

Obgleich endlich der Geist immer und überall nach Einheit und Nothwendigkeit strebt, so kann er beide doch nur nach und nach aus sich, und nur mit Hülfe mehr sinnlicher Mittel entwickeln. Zu den hülfreichsten unter diesen Mitteln gehört für ihn die Sprache, die schon ihrer bedingtesten und niedrigsten Zwecke wegen, der Regel, der Form, und der Gesetzmäfsigkeit bedarf. Je mehr er daher in ihr ausgebildet findet, wonach er auch für sich selbst strebt, desto inniger kann er sich mit ihr vereinigen.

Betrachtet man nun die Sprachen nach allen diesen,

hier an sie gestellten Forderungen, so erfüllen sie dieselben nur, oder doch vorzugsweise gut, wenn sie ächt grammatische Formen, und nicht Analoga derselben besitzen, und so offenbart sich dieser Unterschied in seiner ganzen Wichtigkeit.

Das Erste und Wesentlichste ist, dafs der Geist von der Sprache verlangt, dafs sie Sache und Form, Gegenstand und Verhältnifs rein abscheide, und nicht beide mit einander vermenge. So wie sie auch ihn an diese Vermengungen gewöhnt, oder ihm die Absonderung erschwert, lähmt und verfälscht sie sein ganzes inneres Wirken. Gerade aber diese Absonderung wird erst rein vorgenommen bei der Bildung der ächt grammatischen Form durch Beugung, oder durch grammatische Wörter, wie wir oben bei dem stufenartigen Bezeichnen der grammatischen Formen gesehen haben. In jeder Sprache, die nur Analoga von Formen kennt, bleibt Stoffartiges in der grammatischen Bezeichnung, die blofs formartig seyn sollte, zurück.

Wo die Zusammenschmelzung der Form, wie sie oben beschrieben worden, nicht vollkommen gelungen ist, da glaubt der Geist noch immer die Elemente getrennt zu erblicken, und da hat für ihn die Sprache nicht die geforderte Uebereinstimmung mit den Gesetzen seines eigenen Wirkens.

Er fühlt Lücken, er bemüht sich sie auszufüllen, er hat nicht mit einer mäfsigen Anzahl in sich gediegener Gröfsen, sondern mit einer verwirrenden halb verbundener zu thun, und arbeitet nun nicht mit gleicher Schnelligkeit und Gewandtheit, mit gleichem Gefallen am leicht gelingenden Verknüpfen besonderer Begriffe zu allgemeineren, vermittelst wohl angemessener, mit seinen Gesetzen übereinstimmender Sprachformen.

Darin nun offenbart es sich, wenn man die Frage auf

die äufserste Spitze stellt, dafs, wenn eine grammatische Form auch schlechterdings kein anderes Element in sich schliefst, als welches auch in dem sie nie ganz ersetzenden Analogon liegt, sie dennoch in der Wirkung auf den Geist durchaus etwas anderes ist, und dafs dies nur auf ihrer Einheit beruht, in der sie den Abglanz der Macht und der Denkkraft an sich trägt, die sie schuf.

In einer nicht dergestalt grammatisch gebildeten Sprache findet der Geist lückenhaft und unvollkommen ausgeprägt das allgemeine Schema der Redeverknüpfung, dessen angemessener Ausdruck in der Sprache die unerlafsliche Bedingung alles leicht gelingenden Denkens ist. Es ist nicht nothwendig, dafs dies Schema selbst ins Bewufstseyn gelange; dies hat auch hochgebildeten Nationen gemangelt. Es genügt, wenn, da der Geist immer unbewufst danach verfährt, er für jeden einzelnen Theil einen solchen Ausdruck findet, der ihn wieder einen andern mit richtiger Bestimmtheit auffassen läfst.

In der Rückwirkung der Sprache auf den Geist macht die ächt grammatische Form, auch wo die Aufmerksamkeit nicht absichtlich auf sie gerichtet ist, den Eindruck einer Form, und bringt formale Bildung hervor. Denn da sie den Ausdruck des Verhältnisses rein, und sonst nichts Stoffartiges enthält, worauf der Verstand abschweifen könnte, dieser aber den ursprünglichen Wortbegriff darin verändert erblickt, so mufs er die Form selbst ergreifen. Bei der unächten Form kann er dies nicht, da er den Verhältnifsbegriff nicht bestimmt genug in ihr erblickt, und noch durch Nebenbegriffe zerstreuet wird. Dies geschieht in beiden Fällen bei dem gewöhnlichsten Sprechen, durch alle Classen der Nation, und wo die Einwirkung der Sprache günstig ist, geht allgemeine Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, und allgemeine Anlage auch das rein Formale

leichter zu begreifen, hervor. Es liegt auch in der Natur des Geistes, dafs diese Anlage, einmal vorhanden, sich immer ausbildet, da, wenn eine Sprache dem Verstande die grammatischen Formen unrein und mangelhaft darbietet, je länger diese Einwirkung dauert, je schwerer aus dieser Verdunkelung der rein formalen Ansicht herauszukommen ist.

Was man daher von der Angemessenheit einer nicht solchergestalt grammatisch gebildeten Sprache zur Ideenentwicklung sagen möge, so bleibt es immer sehr schwer zu begreifen, dafs eine Nation auf der unverändert bleibenden Basis einer solchen Sprache von selbst zu hoher wissenschaftlicher Ausbildung sollte gelangen können. Der Geist empfängt da nicht von der Sprache, und diese nicht von ihm dasjenige, dessen beide bedürfen, und die Frucht ihrer wechselseitigen Einwirkung, wenn sie heilbringend werden sollte, müfste erst eine Veränderung der Sprache selbst seyn.

Auf diese Weise sind also, soviel dies bei Gegenständen dieser Art geschehen kann, die Kriterien festgestellt, an welchen sich die grammatisch gebildeten Sprachen von den anderen unterscheiden lassen. Keine zwar kann sich vielleicht einer vollkommenen Uebereinstimmung mit den allgemeinen Sprachgesetzen rühmen, keine vielleicht ist durch und durch, in allen Theilen geformt, und auch unter den Sprachen der niedrigeren Stufe giebt es wieder viele annähernde Grade. Dennoch ist jener Unterschied, der zwei Classen von Sprachen bestimmt von einander abgesondert, nicht gänzlich ein relativer, ein blofs im Mehr oder Weniger bestehender, sondern wirklich ein absoluter, da die vorhandene, oder fehlende Herrschaft der Form sich immer sichtbar verkündet.

Dafs nur die grammatisch gebildeten Sprachen vollkommene Angemessenheit zur Ideenentwicklung besitzen,

ist unläugbar. Wieviel auch noch mit den übrigen zu leisten seyn dürfte, mag allerdings der Versuch, und die Erfahrung beweisen. Gewiſs bleibt indeſs immer, daſs sie niemals in dem Grade, und der Art, wie die anderen, auf den Geist zu wirken im Stande sind.

Das merkwürdigste Beispiel einer seit Jahrtausenden blühenden Litteratur in einer fast von aller Grammatik, im gewöhnlichen Sinne des Worts, entblöſsten Sprache bietet die Chinesische dar. Es ist bekannt, daſs gerade in dem sogenannten alten Stil, in welchem die Schriften des Confucius und seiner Schule verfaſst waren, und der noch heute der allgemein übliche für alle groſsen philosophischen und historischen Werke ist, die grammatischen Verhältnisse einzig und allein durch die Stellung, oder durch abgesonderte Wörter bezeichnet werden, und daſs es oft dem Leser überlassen bleibt, aus dem Zusammenhang zu errathen, ob er ein Wort für ein Substantivum, Adjectivum, Verbum, oder für eine Partikel nehmen soll *). Der Mandarinische und literarische Stil haben zwar dafür gesorgt, mehr grammatische Bestimmtheit in die Sprache zu bringen, aber auch in ihnen besitzt sie keine wahrhaft grammatische Formen, und jene eben erwähnte Literatur, die berühmteste der Nation, ist von dieser neueren Behandlung der Sprache durchaus unabhängig.

Wenn, wie Etienne Quatremère **) scharfsinnig zu beweisen gesucht hat, die Coptische Sprache die Sprache der alten Aegyptier gewesen ist, so kommt auch die hohe wissenschaftliche Bildung, auf welcher die Nation gestanden haben soll, hier in Betrachtung. Denn auch das gramma-

*) *Grammaire Chinoise par* M. Abel-Remusat. *p.* 35. 37.

**) *Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Egypte.*

tische System der Coptischen Sprache ist, wie Silvestre de Sacy *) sich ausdrückt, vollkommen ein synthetisches, das heifst, ein solches, in welchem die grammatischen Bezeichnungen den, Sachen bedeutenden Wörtern abgesondert vor- oder nachgesetzt werden. Silvestre de Sacy vergleicht es namentlich hierin dem Chinesischen.

Wenn nun zwei der merkwürdigsten Völker die Stufe ihrer intellectuellen Bildung mit Sprachen zu erreichen vermochten, die ganz, oder gröfstentheils der grammatischen Formen entbehren, so scheint hieraus eine wichtige Einwendung gegen die behauptete Nothwendigkeit dieser Formen hervorzugehen. Es ist indefs noch auf keine Weise dargethan, dafs die Literatur dieser beiden Völker gerade diejenigen Vorzüge besafs, auf welche die Eigenschaft der Sprache, von der hier die Rede ist, vorzüglich einwirkt. Denn unläugbar zeigt sich die durch eine reiche Mannigfaltigkeit bestimmt und leicht gebildeter grammatischer Formen begünstigte Schnelligkeit und Schärfe des Denkens, am glänzendsten im dialektischen und rednerischen Vortrag, daher sie sich in der Attischen Prosa in ihrer höchsten Kraft und Feinheit entfaltet. Von dem Chinesischen alten Stil geben selbst diejenigen, welche sonst ein günstiges Urtheil über die Literatur dieses Volkes fällen, zu, dafs er unbestimmt und abgerissen ist, so dafs der auf ihn folgende, dem Bedürfnifs des Lebens besser angepafste dahin trachten mufste, ihm mehr Klarheit, Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit zu geben. Diefs beweist daher im Gegentheil für unsere Behauptung. Von der Alt-Aegyptischen Literatur ist nichts bekannt; was wir aber sonst von den Gebräuchen, der

---

*) In Millin's *Magasin encyclopédique Tom. IV.* 1808. S. 255, wo zugleich eben so neue, als geistreiche Ideen über den Einflufs der hieroglyphischen und alphabetischen Schrift auf die grammatische Bildung der Sprachen entwickelt werden.

Verfassung, den Bauwerken und der Kunst dieser merkwürdigen Länder wissen, deutet mehr auf streng wissenschaftliche Bildung, als auf ein leichtes und freies Beschäftigen des Geistes mit Ideen hin. Hätten indeſs auch diese beiden Völker gerade die Vorzüge erreicht, die man billigerweise Anstand nehmen muſs, ihnen beizulegen, so würde dadurch das oben Entwickelte nicht widerlegt seyn. Wo der menschliche Geist durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände mit glücklicher Anstrengung seiner Kräfte arbeitet, gelangt er mit jedem Werkzeuge zum Ziel, wenn auch auf mühevollerem und langsamerem Wege. Allein darum daſs er die Schwierigkeit überwindet, ist die Schwierigkeit nicht minder vorhanden. Daſs Sprachen mit keinen, oder sehr unvollkommenen grammatischen Formen störend auf die intellectuelle Thätigkeit einwirken, statt sie zu begünstigen, flieſst, wie ich gezeigt zu haben glaube, aus der Natur des Denkens und der Rede. In der Wirklichkeit können andere Kräfte diese Hemmungen schwächen, oder aufheben. Allein bei der wissenschaftlichen Betrachtung muſs man, um zu reinen Folgerungen zu gelangen, jede Einwirkung als ein abgesondertes Moment, für sich und so, als würde sie durch nichts Fremdartiges gestört, beurtheilen, und dies ist hier mit den grammatischen Formen geschehen.

In wie fern auch in den Amerikanischen Sprachen eine höhere Bildungsstufe erreicht wird, darüber läſst sich keine reine Erfahrung zu Rathe ziehen. Die Schriften von Eingebornen in *) Mexikanischer Sprache, die man besitzt, rühren nur von der Zeit der Eroberung her, und athmen daher schon fremden Einfluſs. Doch ist sehr zu bedauern,

*) A. v. Humboldt's *Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne. p.* 93. Desselben *Vues des Cordillères et monumens des peuples de l'Amérique. p.* 126.

dafs man keine davon in Europa kennt. Vor der Eroberung gab es kein Mittel schriftlicher Aufzeichnung in jenem Welttheil. Man könnte schon dies als einen Beweis ansehen, dafs in demselben kein Volk mit der entschiedenen Stärke der Denkkraft aufgestanden seyn mufs, welche die Hindernisse bis zur Erfindung des Alphabets durchbricht. Allein diese Erfindung ist wohl überhaupt nur sehr wenige male geschehen, da die meisten Alphabete, durch Ueberlieferung, eines aus dem andern entstanden sind.

Die Sanskrit-Sprache ist unter den uns bekannten die älteste und erste, die einen wahrhaften Bau grammatischer Formen und zwar in einer solchen Vortrefflichkeit und Vollständigkeit des Organismus besitzt, dafs in dieser Rücksicht nur wenig später hinzugetreten ist. Ihr zur Seite stehen die Semitischen Sprachen; allein die höchste Vollendung des Baues hat unstreitig die Griechische erreicht. Wie nun diese verschiedenen Sprachen sich in den hier betrachteten Rücksichten gegen einander verhalten, und welche neue Erscheinungen durch das Entstehen unserer neueren Sprachen aus den classischen hervorgegangen sind, bietet reichlichen Stoff zu weiteren aber feineren und schwierigeren Untersuchungen dar.

# Berichte
aus den
## Verhandlungen des Vereins der Kunstfreunde
im
## Preufsischen Staate *).

---

### Programm.

Den 23sten August 1825.

Vor länger als einem Jahre traten mehrere hiesige Künstler und Kunstfreunde, die ehemals in Italien gewesen waren, zusammen, um durch jährliche Beiträge den in Rom studirenden vaterländischen Künstlern Gelegenheit zu Arbeiten zu eröffnen, welche blofs ihr Fortschreiten in der Kunst zur Absicht haben sollten. Der Gedanke erhielt Beifall, das Unternehmen gewann, auch aufser dem ursprünglichen Kreise, Theilnehmer, es schien angemessen, die erste Anlage zu erweitern, und so bildete sich der Plan zu einem Verein der Kunstfreunde in dem Preufsischen Staate. Mehrere Städte in und aufser Deutschland besitzen Vereine dieser Art, der unsrigen fehlte ein solcher

---

*) Diese Berichte haben einem grofsen Theile ihres Inhalts nach blos locale Beziehung; es sind hier nur die Stellen aus denselben mitgetheilt, welche allgemeines Interesse bieten. Der erste am 29sten Januar 1826 gelesene Bericht ist indessen vollständig abgedruckt.

bisher, und demnach scheint er doppeltes Bedürfnifs in einem Augenblick, wo, wie man mit Wahrheit behaupten kann, das Streben der Künstler nach Vollendung und der rege und einsichtsvolle Antheil des Publicums an ihren Werken mit einander wetteifern, der Kunst ein noch schöneres Emporblühen zuzusichern. Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit, dafs die bildende Kunst seit etwa 30 bis 40 Jahren einen Aufschwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche kaum berechtigte. Sie dankt dies aufser andern zusammentreffenden Ursachen, offenbar dem richtigen Wege, den sie genommen hat, indem sie, sich von der Herrschaft einseitiger Manier befreiend, zu einem ernsteren und strengeren Studium der Natur zurückgekehrt ist, und das Alterthum und die grofsen Wiederhersteller der Malerei zu Vorbildern gewählt hat. Auf diesem Standpunkte spricht die Kunst jedes unverstimmte Gemüth an, sagt jedes Unbefangenen Sinn zu, und erweckt allgemeine Theilnahme, da sie, frei von Prunk und Ueberladung, sich leicht und einfach mit Allem verbindet, was ihre Form anzunehmen fähig ist, und das ganze Leben mit Schönheit und gefälliger Anmuth begleitet. Diese, nicht blofs der Kunst, sondern allen sich mit ihr verbindenden menschlichen Bestrebungen wohlthätige Stimmung zu erhalten und zu befördern, scheint nichts so geeignet, als die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern, und eine gröfsere Anzahl derselben zu verbreiten, und beides macht den Zweck des sich bildenden Vereins aus, nur mit der Beschränkung, dafs er blos für die vaterländische Kunst, das heifst für preufsische Künstler wirksam sein wird.

Auch dem Künstler von Talent fehlt es nicht selten an Bestellungen gröfserer Arbeiten, und er sieht sich alsdann längere Zeit hindurch auf solche beschränkt, die we-

der der Kunst, noch ihm die eigentliche Befriedigung gewähren.

Noch leichter und bei weitem verderblicher aber tritt derselbe Umstand dem Studium des sich bildenden Künstlers in den Weg. Die kostbarste, ihm (wie z. B. bei Bildungsreisen ins Ausland), bestimmt und eng zugemessene Zeit sieht er sich genöthigt, mit Beschäftigungen zu zersplittern, die ihn seinem wahren Ziele nicht näher führen, wenn nicht gar davon entfernen. Gleich grofs ist auf der andern Seite für diejenigen, welche die Kunst, ohne sie selbst zu üben, kennen, und mit Geschmack lieben, die Schwierigkeit, sich den Besitz wahrhaft guter Kunstwerke zu verschaffen. Zwar giebt es in den gröfsern Städten der Monarchie, und namentlich in Berlin, gröfsere und kleinere Privatsammlungen, und was die einsichtsvolle Beförderung der Thätigkeit der vaterländischen Künstler betrifft, so verdankt die Kunst hierin dem huldreichen Schutze Sr. Majestät des Königs und des Königlichen Hauses so viel, dafs es kaum der einfachen Erinnerung daran bedarf. Manches ist auch von Kirchen und andern Instituten und von Privatleuten geschehen. Alles dies aber scheint nur um so mehr zu beweisen, dafs es gerade jetzt der angemessene Zeitpunkt ist, eine noch allgemeinere Theilnahme anzuregen und möglich zu machen.

Die Absicht des Vereins ist nun, Preisbewerbungen für anzufertigende Kunstwerke anzustellen, die Ausführung entworfener, und die Vollendung angefangener zu erleichtern, schon fertige an sich zu kaufen und diejenigen, welche auf diesem Wege an ihn übergehen, unter seine Mitglieder zu verloosen. Auf diese Weise bleibt dem Künstler mit der Freiheit der Wahl seines Gegenstandes die Sicherheit, seine Zeit ohne Gefahr, einem gröfsern Werke widmen zu können. Die Verloosung der Kunstwerke aber

schien den Stiftern des Vereins besser und der Kunst förderlicher, als wenn man sie hätte verkaufen, oder aus ihnen eine Sammlung des Vereins bilden wollen. Sie werden auf diesem Wege in alle Provinzen der Monarchie verbreitet und kommen auch in den Besitz derer, die sie sich sonst nicht hätten verschaffen können.

Auch ist wohl nicht zu verkennen, dafs ein gutes Kunstwerk in einer Privatwohnung, als Familienbesitz, wo es einzeln, oft, in verschiedenen Stimmungen, und nach und nach doch von sehr vielen betrachtet wird, einen tieferen und richtigeren Eindruck auf das Gemüht hervorbringt, als wenn man es in öffentlichen Ausstellungen und Sammlungen jedesmal absichtlich aufsuchen mufs. Die Preisbewerbungen hat der neue Verein für den Augenblick nur für diejenigen Preufsischen Künstler bestimmt, die sich, zum Behuf ihrer Studien, in Italien aufhalten. Diese Beschränkung hört aber sogleich auf, als dem Vereine seine Mittel weiter zu gehen erlauben, auch ist dieselbe schon vor dieser Zeit dem höhern Gesetz untergeordnet, dafs der Verein seine Unterstützungen immer nur auf wirklich ausgezeichnete Kunstwerke verwendet. — —

---

Bericht, vom 29sten Januar 1826.

Der Verein der Kunstfreunde in unsrem Vaterlande hat, unter dem Schutze und durch die huldreiche Begünstigung Sr. Majestät des Königs und der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, und die gütige Theilnahme der Freunde der Kunst in allen Ständen, einen so erwünschten Fortgang gewonnen, dafs, da die erste öffentliche Versammlung, dem Statute nach, bis zum Jahre 1827 hinausgeschoben war, wir uns schon heute veranlafst gesehen, uns eine Zusammenkunft der hier anwesenden Mitglieder zu erbitten. In

den wenigen, seit dem Entstehen des Vereins verflossenen Monaten, und gröſstentheils vor dem für den Anfang seiner Wirksamkeit bestimmten Zeitpunkt, ist eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern hinzugetreten, und da mehrere sich mit höheren Beiträgen unterzeichnet haben, eine für die Kürze der Zeit ansehnliche Geldsumme zusammengekommen. Von beiden giebt die Liste, welche den Mitgliedern gedruckt vorgelegt werden wird, die nähere Auskunft.

Dieser schnelle Erfolg ist ein neuer erfreulicher Beweis, daſs es nur eines einfach zum Zweck führenden Anfangs bedarf, um allem auf Verbreitung des Guten und Schönen Gerichteten in unsrem Vaterlande rege und thätige Theilnahme zu verschaffen. Die Unternehmer des Vereins haben noch besonders darin mit lebhaftem Vergnügen erkannt, daſs sie in dem Gedanken gemeinschaftlicher Beförderung der vaterländischen Kunst nur einen schon von vielen und lange gehegten Wunsch aussprachen. Sie haben sich aber durch diese gütige und bereitwillige Aufnahme ihres Vorschlags auch doppelt verpflichtet gefühlt, die ihren Händen anvertrauten Mittel gleich jetzt für den Zweck des Vereins in Wirksamkeit zu setzen, und es ist ihnen vor allem ein dringendes Bedürfniſs gewesen, die geehrten Mitglieder des Vereins selbst zu versammeln, ihnen Rechenschaft von dem Angefangenen abzulegen, und ihre Meinung und Entscheidung über die fernere Leitung der Geschäfte der Gesellschaft einzuholen.

Die Anordnung von Preisbewerbungen unter den Preuſsischen, in Italien studirenden Künstlern gehört statutenmäſsig zu den ersten und wichtigsten Zwecken des Vereins. Der Künstler-Ausschuſs desselben hat daher einen Gegenstand zur Aufgabe gewählt, und die Aufforderung, denselben zu bearbeiten, ist nach Rom abgegangen, um durch die dortige Königl. Gesandtschaft den sich jetzt in Italien auf-

haltenden Künstlern mitgetheilt zu werden. Der Preis für das vollendete Gemälde, das eine Länge von vier Rheinländischen Fufsen und eine verhältnifsmäfsige Höhe haben soll, ist auf 600 bis 650 Rthlr. bestimmt. Man wird sich jedoch über die Bestellung des auszuführenden Bildes erst nach den vorher einzusendenden Skizen entscheiden. Für diese Skizen ist ein besonderer Preis von 50 Rthlr. ausgesetzt, welcher, wenn keine zur Bestellung eines Bildes einladen sollte, der besten unter denselben, sonst derjenigen zufällt, welche für die gelungenste nächst der im Grofsen auszuführenden erklärt wird.

Zum Gegenstande der Aufgabe ist die Befreiung der Andromeda gewählt worden, und zwar in dem Augenblick, wo Amor, nach vollendetem Kampfe, die Gefesselte löst, um sie dem Perseus zuzuführen. Diejenigen, welche mit Philostratos Gemäldebeschreibung, entweder aus dem Originale des griechischen Redners, oder aus deutschen Bearbeitungen bekannt sind, unter denen vorzüglich die in Göthe's Kunst und Alterthum Erwähnung verdient, werden sich erinnern, dafs dort dieser Gegenstand auf die gesagte Weise aufgefafst ist. Auch sind die Künstler, an welche die Aufgabe ergangen, gebeten worden, der Philostratischen Beschreibung, nicht zwar in den Nebensachen und Zufälligkeiten der Ausführung, aber in der Auffassung des Augenblicks der Handlung und dem Wesentlichen der Darstellung, getreu zu bleiben.

Eine zur Bewerbung um einen Preis bestimmte Arbeit kann nicht anders, als bis auf einen gewissen Grad bedingt seyn, da eine genau und vollständig abwägende Beurtheilung der Werke verschiedener Künstler Einheit des Gegenstandes fordert, und auch möglichste Einheit der Auffassung desselben, wenn er von mehreren Seiten genommen werden kann, wünschenswerth macht. Es gehört zu

der Vollendung des Künstlers, ebensowohl einen Gegenstand selbst wählen, als einen gegebenen behandeln zu können, und die Freiheit, der er zu seinen Arbeiten bedarf, hat, wie jede aus der Tiefe und inneren Kraft des Gemüthes entspringende, das Eigenthümliche, dafs sie mit den Fesseln wächst, die sie sich anlegt.

Aber auch abgesehen von den Forderungen einer Preisbewerbung würde sich die Philostratische Beschreibung des eben erwähnten Gegenstandes unbedenklich von selbst zur Nachbildung empfehlen. Sie nimmt die vorzustellende Handlung in dem glücklichsten Momente auf. Der Kampf eines geflügelten Helden mit einem Meerungeheuer trägt vieles an sich, das der künstlerischen Darstellung widerspricht; bei der Wahl dieses Standpunkts der Handlung kann man auch nur den Anfang derselben bezeichnen. Die Darstellung des vollendeten Sieges enthält sie ganz, knüpft den Vorgang an seinen Erfolg, das erlittene Unglück, die gefürchtete Gefahr an die glückliche Errettung, die Heldenarbeit an den Heldenlohn. Sie verbreitet auch über das Kunstwerk eine edle, aus gelungener Anstrengung hervorgehende Ruhe. Auch in den Bildwerken des Alterthums, welche diesen oder ähnliche Gegenstände vorstellen, ist daher meistentheils dieser Moment vorgezogen worden. Aber Philostratos Darstellung zeichnet sich noch dadurch aus, dafs Amor, und zwar nicht als gaukelnder Knabe, sondern als Jüngling, der an dem Kampfe Theil genommen, die ihrer Fesseln entledigte Andromeda dem Helden übergiebt, und die Gegenwart des zugleich durch ihn geretteten Volks den Kampf zu der Reihe Heroen verherrlichender und Völker beglückender Thaten erhebt.

Die Wahl dieses Gegenstandes zur Preisaufgabe erinnert an einen Künstler, dessen Erwähnung an diesem Ort und in dieser Versammlung vorzüglich passend scheint.

Asmus Karstens, der bekanntlich während seines Studienaufenthaltes in Rom starb, hatte die Befreiung der Andromeda nach Philostratos Beschreibung dargestellt, und diese Zeichnung, obgleich mehr entworfen, als ausgeführt, gehört zu seinen gelungensten. Sie befindet sich, soviel ich weiſs, in den Groſsherzoglichen Sammlungen in Weimar. Denn dort sind die meisten seiner Arbeiten hingekommen. Indeſs besitzt man auch hier auſser einigen Zeichnungen eine singende Parze von ihm, eine zum Behuf einer malerischen Composition modellirte, durch Freunde seines Andenkens aufbewahrte und hergestellte, und nun auch in Bronze gegossene Figur, die den sinnigsten und graziösesten und am meisten im Geiste des Alterthums gedachten beigezählt zu werden verdient. Dieser genievolle Künstler, der, wie das eben erwähnte Werk beweist, die Kunst nicht auf Einem Wege verfolgte, sondern sie sich in ihrem ganzen Umfange anzueignen suchte, schien mit Vorliebe antike Gegenstände zu behandeln. Sein frühzeitiger Tod ist um so mehr zu bedauern, als seine Werke wiederum gezeigt haben würden, wie in jeder Gattung der Kunst diese Bahn mit Genie betreten, und dem aus dem Alterthum geschöpften Stoff Geltung und neues Leben durch die Art der Behandlung verschafft werden kann.

Da die Mittel des Vereins schon jetzt seinen Wirkungskreis zu erweitern erlaubten, haben wir geglaubt, den Wünschen der Mitglieder zu entsprechen, wenn wir sogleich auch zu einem Ankauf von Gemälden schritten, die unter sie verlost werden könnten. Diese Art der Wirksamkeit des Vereins dürfte, wenn sich die Theilnahme an dem Unternehmen erhält, die wohlthätigste und belebendste für die Kunst seyn. Wenn der Verein alljährlich, und vielleicht mehr als einmal im Jahr, Bilder zu kaufen im Stande ist, so wird ein Wetteifer in den Künstlern entstehen, fertige

für seine Wahl in Bereitschaft zu halten, eine freiwillige, an keinen bestimmten Gegenstand geheftete Preisbewerbung. Jedes gröfsere Bild erfordert einen so beträchtlichen Zeitaufwand, eine mit so mancher, auch von denen, welche gern Bilder besitzen, nicht immer gehörig gewürdigten Aufopferung des Künstlers verbundene Anstrengung, dafs dieser sich, ohne bestimmtere Aussicht, auch einen äufseren Gebrauch davon zu machen, nur schwer dazu entschliefsen kann. Wie wenige, ja wie fast gar keine unbestellte Bilder, wenigstens in diesem Augenblick und hier, bei den Künstlern vorhanden sind, davon hat man Gelegenheit gehabt, sich bei dem jetzigen Ankauf zu überzeugen. Man hat sich aber um so mehr beeifert, die beiden jetzt angekauften auszuwählen, um mit dieser Wirksamkeit des Vereins einen anregenden Anfang zu machen. Die beiden hier aufgestellten Gemälde des Herrn Professors Dähling und Herrn Lengerich, der erst vor kurzem aus Rom zurückgekehrt ist, sind dem Publicum schon aus frühern Ausstellungen bekannt, und haben sich mit Recht des Beifalls der Kenner und Liebhaber erfreut. Ich würde es daher für überflüssig halten, etwas über sie hinzuzufügen *).

---

*) Für die nicht in Berlin einheimischen Mitglieder des Vereins dürfte indefs folgende kurze Beschreibung dieser beiden Bilder angenehm seyn.

Gemälde des Herrn Professor Dähling,
hoch 3′ 4″, breit 3′ 8″.

In einem Burgzwinger, der an den Seiten von Baumwerk eingeschlossen, nach hinten durch vergoldete Bronzestäbe eine Aussicht auf Baumwesen, den Theil einer Stadt und Anhöhen dahinter gewährt, oben aber sich zu einer hohen Weinlaube zusammenwölbt, hört eine Gesellschaft von Edlen und Rittern aus der Zeit des Mittelalters in gröfster Behaglichkeit einem jungen Sänger zu, welcher in ihrer Mitte sitzend seinen begeisterten Gesang auf der Laute begleitet. Die Wirkung dieses Gesanges auf alle ihn in verschiedenen Lagen und Stellungen Umgebenden ist in mehrfachen Abstufungen nach Art, Alter und Geschlecht eines jeden

Das Directorium des Vereins hat angestanden, aufser diesem Ankauf noch einen anderen vorzunehmen, oder eine Bestellung eines Gemäldes zu machen, weil es ihm rathsam geschienen hat, die vorhandenen Mittel bis zu der akademischen Ausstellung zusammen zu halten, die im Herbste dieses Jahres statt finden wird. Diese, die Kunst von so vielen Seiten fördernden Ausstellungen bieten für unsern Zweck den zwiefachen Vortheil dar, dafs sie eine bedeutende Zahl vorzüglicher, zum Theil noch unbestellter Kunstwerke vereinen, und dafs das Urtheil des Publikums darüber sich in der mehr und minder bei jedem verweilenden Aufmerksamkeit ausspricht. Indem nun die den Verein leitenden Künstler, bei der Bestimmung von Kunstwerken für denselben, sich an die strengen Forderungen der Kunst halten, und gewifs in dem Grade mehr den Wünschen der Mitglieder entsprechen, in welchem sie diesen Weg mit Festigkeit verfolgen, übersehen sie gewifs nicht den Eindruck, den ein einzelnes Kunstwerk in dieser oder

---

ausgedrückt, von der sanftbewegten Jungfrau, welche die Augen niedersenkt, bis zu dem lebhaft ergriffenen Mann, der den Sänger freudigen Muthes unverwandt anschaut, von dem bewufstlosen Anhören der Kinder bis zur ruhigen und klaren Theilnahme des Greises. Ein Page ist im Begriff, dem Sänger einen goldnen Becher mit Wein darzureichen. Ganz im Vorgrunde befindet sich ein Springbrunnen, daneben Trinkgefäfse auf einem kleinen Untersatz und ein Korb mit Früchten.

Gemälde des Herrn Lengerich aus Stettin,
hoch 5′ 5″, breit 3′ 11″.

Portrait eines Pagen des römischen Senators in seinem Costüm. Ganze Figur. Im Federhut mit weifsem Halskragen, Rock und Hosen von dunkelrother, Weste und Strümpfen von goldgelber Farbe, steht er, mit der Rechten den Degen haltend, auf dessen in einen Adlerskopf endigenden Griff das S. P. Q. R. befindlich, die Linke in die Seite gestützt, ruhig und bequem da, das Gesicht von angenehmen Zügen auf den Beschauer gewandt. Den Hintergrund bildet links ein grüner Vorhang, rechts sieht man über eine Balustrade in der Ferne das Kapitol.

jener Art hinterlassen hat. Gerade dem Künstler, der am tiefsten empfindet, dafs das Höchste und Letzte in einem Kunstwerk nur aus dem Gefühle entspringt, und auf das Gefühl zurückwirkt, flöfst die Stimme eines gebildeten und fein empfindenden Publikums immer die gröfseste Achtung ein. Durch die Art, auf welche in Vereinen, wie der unsrige ist, das Urtheil der Künstler, die hier die Rolle des Publikums übernehmen, wählen, bestellen und kaufen, dem Urtheil der Mitglieder gegenübertritt, können durch gegenseitige Berichtigung und Bewahrung vor Einseitigkeit solche Vereine einen, sich noch über ihren besonderen Zweck hinaus verbreitenden wohlthätigen Einflufs auf den Geschmack und die Kunstansicht überhaupt ausüben.

Das Directorium des Vereins hat die Absicht, alle Gemälde und andere Kunstwerke, die zur Verloosung kommen, radiren zu lassen, damit jedes Mitglied ein Exemplar dieser Nachbildungen besitzen kann. Es wird auf diese Weise bei jedem eine Sammlung der, seit seinem Beitritt, von dem Verein an sich gebrachten Kunstwerke in radirten Blättern entstehen, die nach mehreren Jahren zu interessanten Vergleichungen Anlafs geben kann. Das Directorium hofft, sich der Zustimmung der Mitglieder des Vereins bei dieser Einrichtung versichert halten zu können.

Die beiden hier aufgestellten Gemälde sollen nun unverzüglich verloost werden. Es hat uns aber besser geschienen, diese Verloosung auf die nächste Sitzung zu verschieben, um heute erst die Art, wie wir dieselbe vorzunehmen beabsichtigen, der geehrten Versammlung vorzulegen, und andere sich vielleicht darüber äufsernde Meinungen vernehmen zu können. Uns hat die einfachste Art der Verloosung folgende geschienen. Es werden zwei Gefäfse, eins für die Nummern der Beitrags-Quittungen der Mitglieder, die hier die Stelle der Namen derselben vertreten,

und eins für die gewinnenden und verlierenden Loose bestimmt. Aus beiden wird, Zug um Zug, immer eine Nummer und ein Loos gezogen. Da der Beitrag der Mitglieder ungleich ist, so wird die Nummer eines jeden Mitgliedes in so viel besonderen Zetteln in das Gefäfs der Namen gelegt, als sein Beitrag 5 Rthlr. enthält, und hiernach richtet sich natürlich auch die Anzahl der Loose im anderen Gefäfs. Wer daher z. B. mit einem jährlichen Beitrag von 10 Rthlr. unterzeichnet hat, dessen Nummer wird zweimal und mit zwei Loosen gezogen, und er hat mithin eine zwiefache Möglichkeit zu gewinnen für sich. Da noch täglich neue Mitglieder aufgenommen werden, so hat man, indem bei der Verloosung doch die Anzahl der Mitglieder bestimmt seyn mufs, die Liste der Mitglieder, welche an dieser Verloosung Antheil nehmen können, mit einem bestimmten Tage, jedoch natürlich nur zu diesem Zweck, schliefsen müssen, und zu diesem Tage ist nach wiederholter Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern, der heutige angenommen worden. Diese so angefertigte Liste liegt hier zur Einsicht offen. Um die beiden jetzt angekauften Gemälde in ihrer Gegenwart zu verloosen, laden wir die geehrten Mitglieder am 15. Februar zu einer zweiten hier zu haltenden Versammlung ein. Wir nehmen uns aber die Freiheit, Sie zugleich zu bitten, drei Personen aus Ihrer Mitte zu bestimmen, welche, während der Verloosung, dieselbe zugleich mit uns beaufsichtigen, und mit denen wir auch vorläufig in der Zwischenzeit alles zur Verloosung Gehörende verabreden können.

Diese drei Personen könnten zugleich die nach §. 25. des Statuts zu wählende Commission bilden, welche die Rechnung des Vereins prüfen und den Cassenzustand untersuchen soll. Sie würde alsdann der Versammlung in der nächsten Sitzung ihren Bericht abstatten. Die hier

angegebene Art der Verloosung ist dem Statute genau und pünktlich entsprechend. Sie bestimmt einen ungleichen Antheil der Mitglieder an derselben nach der Höhe des Beitrags, wie das Statut es §. 27. vorschreibt, berechtigt dagegen zu keinem solchen nach der Verschiedenheit der Zeit des Beitritts zum Vereine, da der eben angeführte Paragraph, jene einzige Ausnahme abgerechnet, nur allgemein bestimmt, dafs die angekauften Kunstwerke unter den Mitgliedern verloost werden sollen, und §. 9. festsetzt, dafs der Beitrag eines neuen Mitgliedes für den 1sten Januar des Jahres gilt, in welchem dasselbe eingetreten ist.

Hieraus entsteht nun allerdings, dafs an derselben Verloosung und mit durchaus gleichem Rechte Mitglieder Theil nehmen, welche einen, und solche, welche zwei Beiträge geleistet haben, oder noch zu leisten verpflichtet sind. Es wird auch, wie leicht einzusehen ist, derselbe Fall bei künftigen Verloosungen wiederkehren.

Wollte man also den Grundsatz aufrecht erhalten, dafs jedes Mitglied, eben als wäre der Verein eine Lotterie von Kunstwerken, genau nach Mafsgabe des nach und nach beigetragenen Geldes an jeder Verloosung Theil nehmen sollte, so liefse sich das nur entweder so erreichen, dafs man die Einkünfte jedes Jahres absonderte, und an der Verloosung der mit diesen Einkünften erkauften Kunstwerke auch nur diejenigen Theil nehmen liefse, welche dem Vereine bis dahin angehört hätten, oder so, dafs man, so lange bei einer Verloosung noch Geld aus einer bestimmten Epoche verwendet worden wäre, denjenigen, die in dieser Epoche Mitglieder waren, ein gröfseres Anrecht als den später eingetretenen verliehe.

Das erste Auskunftsmittel, bei dessen Anwendung diejenigen Mitglieder, welche erst für das Jahr 1826 unterzeichnet haben, hätten von der jetzigen Verloosung ausge-

schlossen bleiben müssen, würde den Kunstzweck durch die Zerstückelung der zur Verwendung bereit liegenden Mittel in lauter Jahreseinkünfte, und durch die Rücksicht, welche bei dem Ankauf auf diese abgesonderten Geldsummen genommen werden müfste, durchaus zerstören. Das zweite jener Auskunftsmittel würde zu den weitläuftigsten und verwickeltsten Rechnungen nöthigen, um zu bestimmen, aus welchem Jahre jede zu verwendende Summe herstammte, und dennoch nicht einmal ausführbar seyn, da bei einer Verloosung eine solche Summe aus einer früheren Epoche könnte verwandt worden seyn, die nicht hinreichte, einem jeden an derselben theilnehmenden Mitgliede ein ganzes Loos mehr zu bestimmen.

Gegen beide Vorschläge reden noch die beiden anderen wichtigen Umstände, dafs der Verein doch auch allgemeine Unkosten hat, und dafs er, seinem Zweck und seinem Statute nach, Unterstützungen gewähren kann, durch die kein Kunstwerk in seinen Besitz und mithin nichts zur Verloosung kommt. Nach welchen Grundsätzen nun sollte man diese vertheilen?

Es scheint daher nichts übrig zu bleiben, als die jedesmal vorhandenen Geldmittel als Eine Masse zu betrachten, auf die jeder, zu welcher Zeit er beitrete, nach der Höhe seines Beitrages gleiches Recht hat. Dies ist es auch, was das Statut festsetzt, und vielleicht habe ich mich sogar schon zu lange bei diesem Punkte aufgehalten, da den geehrten Mitgliedern dieser Versammlung gewifs dasjenige vorgeschwebt hat, was alle jene Zweifel und Bedenken von selbst niederschlägt, die Erwägung des Zwecks des Vereins und des Verhältnisses, in welchem die Verloosung zu diesem steht. Als ein blofses Mittel über die in den Besitz des Vereins kommenden Kunstwerke zu verfügen, mufs sie der höheren Bedingung der Beförderung der Kunst un-

tergeordnet bleiben. Diejenigen, die dem Vereine beigetreten sind, haben gewifs diesen höheren Gesichtspunkt gefafst und ihre Genugthuung darin gesucht, an der Beförderung des Kunstzweckes mit zu arbeiten, beständige Zeugen der Art zu seyn, wie der Verein darauf hinwirkt, und durch ihren Beitrag sowohl, als ihren persönlichen Antheil an den Wahlen und den Versammlungen dafür thätig zu seyn. Namentlich beweist dies der rege Eifer derer, die, wiewohl vorauszusehen war, dafs im vergangenen Jahre keine Verloosung würde statt finden können, es dennoch vorzogen, ihre Namen der Liste des Vereins gleich bei der ersten Aufforderung einzuzeichnen, dadurch dem Unternehmen im ersten Augenblick Leben und Schwung zu geben, und die eigentlichen Stifter des Vereins zu werden.

Das Directorium hat es nur für seine Pflicht gehalten, sich dennoch durch vollständige Darlegung der Grundsätze, nach welchen es auch in diesem Punkte gehandelt hat, der Zustimmung der geehrten Mitglieder des Vereins zu versichern.

Die Personen, die jetzt das Directorium und den Ausschufs des Vereins bilden, haben sich nur vorläufig diesem Geschäft unterziehen können, und es mufs nach §. 15. des Statuts in der heutigen ersten Versammlung über ihre Bestätigung oder Erneuerung entschieden werden. Wir müssen daher die hier anwesenden geehrten Mitglieder bitten, auf den ihnen einzuhändigenden Wahlzettel, wenn sie eine Veränderung wünschen sollten, an die Stelle der jetzt darauf genannten Personen die Namen derjenigen Mitglieder zu setzen, denen sie ihre Stimme ertheilen. Diejenigen, welche die Beibehaltung der jetzigen Personen wünschen, geben die Zettel unverändert zurück.

Auf diesen Zetteln bitten wir zugleich die Namen der drei zur Prüfung der Rechnung zu ernennenden Commissarien zu verzeichnen.

Schon die jetzige kurze Erfahrung hat gezeigt, dafs es zweckmäfsig seyn wird, auch dem Ausschufs der Künstler einen Secretair beizuordnen, und hierzu eine Person auszuwählen, welche die nothwendigen Sprach- und Kunstkenntnisse besitzt, da bei den Berathungen des Künstler-Ausschusses Untersuchungen und Arbeiten, welche sie erfordern, vorkommen können. Wir haben daher gut zu thun geglaubt, auf den Wahlzetteln für diese Stelle einen Vorschlag zu machen.

Nach §. 7. des Statuts soll jedes Mitglied ein Patent erhalten. Dies ist bis jetzt noch nicht geschehen, weil es uns schien, dafs es eines der Kunst gewidmeten Vereins würdig sey, diesen Patenten auch einen wirklichen Kunstwerth zu ertheilen. Es ist daher die Absicht, eine Zeichnung dazu in dem Ausschufs der Künstler zu entwerfen, die, in geschmackvoller Anordnung, sinnige Andeutungen der verschiedenen Künste in ihren merkwürdigsten Epochen enthalte, und diese Zeichnung so ausführen zu lassen, dafs jedes Mitglied in dem Patent zugleich einen gelungenen Kupferstich besitzt. Es wird unstreitig allen Theilnehmern an dem Vereine angenehmer seyn, dafs hierauf, wenn es auch allerdings eine längere Zeit erfordern dürfte, grofse Sorgfalt verwendet, als ein unbedeutendes Patent in Schnelligkeit ausgetheilt werde.

Das Directorium des Vereins hat aus ihm zugekommenen Aeufserungen ersehen, dafs Personen, die seit dem Anfang dieses Jahres dem Verein haben beitreten wollen, in dem §. 7. des Statuts eine Schwierigkeit zu finden geglaubt haben, nach welchem die nach dieser Epoche Aufzunehmenden von zwei Mitgliedern vorgeschlagen werden sollen. Es ist aber vollkommen hinreichend, wenn diejenigen, welche von jetzt an aufgenommen zu werden wünschen, diesen Wunsch einem der Mitglieder des Directo-

riums des Vereins zu erkennen geben, welches alsdann von selbst bemüht seyn wird, ihre Aufnahme statutenmäfsig zu besorgen.

Indem ich glaube, jetzt alle Punkte berührt zu haben, von welchen es nothwendig war, dieser geehrten Versammlung Rechenschaft abzulegen, bleibt mir nichts mehr übrig, als im Namen des Directoriums und Ausschusses den anwesenden und abwesenden Mitgliedern des Vereins unsern lebhaften und aufrichtigen Dank für ihre gütige Theilnahme abzustatten, und das Unternehmen, dessen Bestehen und Gedeihen von dieser Theilnahme abhängig ist, der Fortdauer derselben angelegentlichst zu empfehlen.

---

Aus dem Bericht vom 5ten Februar 1827.

— — Das Directorium ist in Verbindung mit dem Künstler-Ausschufs bemüht, diese vorhandenen Mittel, zu welchen noch die Einnahme des Jahres 1827 hinzutritt, zu neuen Ankäufen zu verwenden, und wird, mit Rücksicht auf die schon gemachten, durch die Mannigfaltigkeit der zu wählenden Gegenstände dem verschiedenen Talent der Künstler und dem verschiedenen Geschmack des Publikums möglichst zu entsprechen versuchen. Denn die Kunst ist mannigfaltig wie die Natur, und ein Verein, der sie zu befördern bestimmt ist, könnte in keinen schlimmeren Fehler verfallen, als in den der Einseitigkeit. Diejenigen, welche ihre Gegenstände unmittelbar aus der Natur, der leblosen oder lebendigen, ja selbst aus den Alltagskreisen des Lebens wählen, beobachten künstlerisch dasselbe Verfahren, als die, welche das Ideal körperlicher Schönheit oder sittlicher Gröfse darzustellen streben. Auch die letzteren müssen, was nicht unmittelbar erscheint, in die Wirklichkeit

herüberführen, und alle, ehe das verschiedene Talent von diesem Punkte aus verschiedene Richtungen nimmt, aus der eng und augenblicklich bedingten Wirklichkeit hinüber in das Gebiet der Kunst, in welchem die Einbildungskraft einen desto freiern Aufflug gewinnt, je bestimmter sie sinnlich gebunden ist. Keine Kunst kann bei der unmittelbaren, augenblicklichen Erscheinung stehen bleiben. Dies beweist vor Allem ein gelungenes Bildnifs, wie die letzte Ausstellung mehrere in so verschiedener Art musterhafte aufwies. Die treueste und pünktlichste Aehnlichkeit ist die erste und unerlafsliche Bedingung des Bildnisses, welches das Gefühl derer, für die es bestimmt ist, gewissermafsen ganz der Freiheit der Kunst entreifsen möchte, um so viel als möglich nur die Wirklichkeit selbst zu besitzen. Allein das wahrhaft gute Bildnifs zeigt niemals die Züge des Augenblicks, sondern die Züge, wie sie dem ganzen Innern in allen ihm eigenen Stimmungen und Gedankenentfaltungen entsprechen, wie sie auf eine mit Worten nicht darzustellende Weise, über jedes abgeschnittene Einzelne hinausgehend, den ganzen Charakter umschliefsen. Dies aber vermag nur das Genie des Künstlers, und je weniger ihm Schranken gesetzt werden, das Bildnifs zum Gemälde zu erheben, desto mehr verstärkt der hellere Wiederschein der Kunst auch den Eindruck der blofsen Aehnlichkeit.

Den scheinbaren Widerspruch, dafs die Kunst nur innerhalb der Natur lebet und webt, und der Künstler doch sich den Schranken der Wirklichkeit entheben soll, löst das ihm eigenthümliche Studium der Natur, das sich von dem zu jedem andern Zwecke bestimmten unterscheidet. Wenn auch der Künstler sich nur mit Umrifs und Farbe, also mit der äufseren, anschaubaren Erscheinung und der Oberfläche der Körper zu beschäftigen scheint, so geht sein Verfahren doch nothwendig von innen nach aufsen, vom

Unsichtbaren zum Sichtbaren. Er ahmt die Erscheinung nicht einzeln und mechanisch nach, sondern forscht nach ihrem Begriff und lernt sie erst aus diesem verstehen. Er dringt also in den Begriff und nicht blofs des Individuums, sondern der Gattung ein, aber fafst denselben nur so auf, wie er sich auf die Erscheinung bezieht. Darin, dafs sich Begriff und Erscheinung nicht in ihm scheiden, sondern einander energisch durchdringen, beruht sein Künstlerberuf. Er leiht der Natur nicht subjective, aus leerer Einbildungskraft entlehnte Verhältnisse, aber er findet in ihr immer etwas Andres und Höheres, als was von ihr unmittelbar und ohne mit seinem Auge angesehen zu werden, in der Wirklichkeit erscheint.

Dafs die deutsche Kunst vorzugsweise einen hohen Grad der Vortrefflichkeit schon in früheren Jahrhunderten erreichte, und dafs sie sich auch in den heutigen Künstlern bewährt, liegt vor Allem in diesem so gearteten Studium der Natur. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, von jeder Seite aus die Tiefe des Begriffs jedes Wesens zu ergründen und jedes in seiner ursprünglichen Beschaffenheit aufzufassen, so wie eine andre, von den äufseren Erscheinungen auf ihre inneren Gründe zurückzugehen, und beide sich von einander durchdrungen zu denken. Auch die deutsche Sprache zeichnet sich durch reine Objectivität, philosophische Auffassung und tiefe Innerlichkeit des Ausdrucks aus. Ist nun das Kunstgenie mächtig genug, alle Vermögen des Geistes in vollendeter Reinheit in seiner Form auszuprägen, so führt gerade jene Eigenthümlichkeit zu der ächten, von Manier freien, ganz der Natur angehörenden, und eben darum am meisten idealischen Kunst.

Ich mufs die Nachsicht der Versammlung in Anspruch nehmen, diese allgemeinen Betrachtungen hier eingestreut

zu haben. Aber die Aufforderung dazu schien mir in dem Zweck unsers Vereins und den höchst erfreulichen und zu noch gröſseren Hoffnungen berechtigenden Resultaten der letzten Akademischen Ausstellung für die deutsche Kunst zu nahe zu liegen, um sie unterdrücken zu können.

---

Aus dem Bericht vom 1sten Februar 1828.

— — Nachdem die Skizzen zu der ersten für die Preuſsischen Maler in Rom veranstalteten Preisbewerbung eingegangen waren, ertheilte der Künstlerausschuſs des Vereins den Preis einstimmig der des Herrn v. Kloeber aus Schlesien. Eine hochgeehrte Versammlung erinnert sich, daſs der Gegenstand dieser Preisbewerbung die Befreiung der Andromeda durch den Perseus war. Diesen nach der gekrönten Skizze im Groſsen auszuführen, ist also Hrn. v. Kloeber aufgetragen worden, und der Verein sieht in den nächsten Monaten der Ankunft dieser Arbeit entgegen. Der Preis des vollendeten Gemäldes war anfänglich auf 600 bis 650 Thaler festgesetzt; da sich jedoch das Directorium überzeugt hat, daſs derselbe nach der Zeit, welche der Künstler diesem Werke widmen muſs, und wegen der vielen Studien nach der Natur, welche die Ausführung der einzelnen Figuren erfodert, nicht ausreichend seyn würde, so hat es keinen Anstand genommen, denselben in diesem besondren Falle auf 900 Thaler zu erhöhen, wie die geehrten Mitglieder aus der heute abzulegenden Rechnung ersehen werden. Von den andren, zugleich mit der gekrönten eingegangenen Skizzen sind zwei, die eine von Herrn Grahl aus Berlin, die andre von Herrn Temmel aus Schlesien, jede für 50 Thaler, angekauft worden.

Eine solche Berücksichtigung derjenigen Arbeiten, welche für die besten nach der gekrönten erklärt werden, scheint nothwendig, um den Künstlern den Muth zu erhalten, einer in ihrem Erfolge immer ungewissen Preisbewerbung ihren Fleiſs und ihre Zeit zu widmen. Sie gewährt auſserdem den Vortheil, daſs die Arbeiten einer gröſseren Anzahl angehender Künstler dem Publikum bekannt werden, und selbst flüchtig hingeworfene Skizzen sind vorzüglich geeignet, Talent und Künstlerberuf danach zu beurtheilen.

Unmittelbar nach der in der ersten Preisbewerbung gefällten Entscheidung wurde eine zweite eröffnet, und von den Preuſsischen Künstlern in Rom mit noch lebendigerem Antheil, als die erste, aufgenommen. Der Gegenstand war aus dem alten Testament *) gewählt, Moses, wie er die Töchter Reguels, des Priesters in Midian, am Brunnen gegen die Hirten beschützt. Zwei der eingegangenen Skizzen waren so gut gelungen, daſs es angemessen schien, beide im Groſsen ausführen zu lassen. Die eine rührte von Herrn Dräger aus Trier, die andre von Herrn Temmel aus Schlesien, dem nämlichen her, dessen Skizze bei der ersten Preisbewerbung angekauft worden ist. Beide erhielten daher die nöthigen Aufträge, und die Skizze des Herrn v. Kloeber, der sich auch wieder unter den Preisbewerbern befand, wurde vom Vereine für 50 Thaler gekauft.

Es waren nun nach einander zwei einzelne Gegenstände, ein mythologischer und ein biblischer, zu Preisbewerbungen hingegeben worden. Es schien jetzt angemessen, auch einmal zu versuchen, die Wahl des Gegenstandes den Künstlern selbst zu überlassen. Wenn die Verschiedenheit der Gegenstände bei der Zuerkennung des Preises

*) 2. B. Mose 2, 16—19.

die Schwierigkeit der Beurtheilung vermehrt, so arbeitet dagegen der Künstler mit mehr Liebe und Freiheit an einem selbst gewählten Stoff. Er bewegt sich in einem Kreise, in dem seine Phantasie schon einheimisch ist, und fühlt sich des Erfolges gewisser, wenn er ausführen kann, wozu sein Talent sich von selbst hinneigt. Zwar ist bei dieser Preisbewerbung die Bedingung hinzugefügt worden, den Gegenstand aus der Griechischen Mythologie, dem alten Testament, oder den drei grofsen Italienischen Dichtern, Dante, Ariost und Tasso herzunehmen. Den Künstler durch diese Andeutung auf eine reiche Mannigfaltigkeit naiver und lieblicher, grofser und erhabner Gestalten aus dem ehrwürdigsten und aus dem reizendsten Alterthum, aus grofsartig tiefsinniger und das bewegteste Leben zauberisch mischender Dichtung hinweisen, hiefs nicht sowohl seine Wahl beschränken, als sie auf ein Gebiet hinlenken, wo er sicher ist, in den Gränzen des eigentlich künstlerisch Darstellbaren zu bleiben, und die Natur, die er wiederzugeben bestimmt ist, in der vollen und sinnlichen Wahrheit ihres Lebens und ihrer Bewegung anzutreffen. Es ist vorauszusehen, dafs die Künstler die Lösung einer so frei und weit gestellten Aufgabe mit doppelter Bereitwilligkeit übernehmen werden.

Die vorzügliche Rücksicht, welche unser Verein nach §. 5. des Statuts auf die in Italien studirenden Künstler, als auf diejenigen nimmt, welche ihre höhere Ausbildung in dem Lande suchen, dem die alte Kunst ihre Erhaltung, und die neuere gröfstentheils ihr Daseyn verdankt, schliefst eine gleiche Sorgfalt für die im Inlande Wohnenden nicht aus. Es wurde daher auch für sie eine Preisbewerbung veranstaltet. Der Ausschufs der Künstler hatte die bekannte Erzählung von Hero und Leander zum Gegenstande gewählt, und für die Darstellung den Augenblick bezeichnet,

wo die Wellen den Leichnam des Leander ans Ufer geworfen haben, die Meeresnymphen sich klagend um ihn versammeln und Hero sich bei diesem Anblick vom Thurme herabstürzt. Von den neun eingegangenen Skizzen wurde der des Herrn Wolff in Berlin einstimmig der Preis zuerkannt, und ihm die Ausführung derselben im Grofsen, welche im Frühjahr vollendet seyn wird, aufgetragen. Zugleich wurden, als die zunächst gelungenen, die der gleichfalls hier wohnenden Herren Boutterweck und Schoppe, jede zu 50 Thalern, angekauft.

Nicht gleich glücklich, als in diesen Bemühungen, war der Verein in einer andren, auch auf die Maler im Inlande gerichteten. Sie wurden durch die öffentlichen Blätter aufgefodert, bis zum 20sten December des vorigen Jahres Bilder zum Ankauf des Vereines einzusenden. Der Gegenstand war ihrer Wahl überlassen worden, und nur die Bedingung hinzugefügt, dafs er der Geschichtsmalerei angehören müsse. Man hat es wohl nur zufälligen Umständen, vielleicht vor allem der Neuheit solcher Aufforderungen beizumessen, dafs nur sehr wenige Bilder einliefen, und keines die Bedingungen der Aufgabe in dem Grade erfüllte, dafs sich der Künstlerausschufs hätte zu einem Ankauf entschliefsen können. Der Verein wird aber fortfahren, von Zeit zu Zeit ähnliche Aufforderungen ergehen zu lassen, und hofft künftig darin glücklicher zu seyn. Bei der Unmöglichkeit, alle Bilder, vorzüglich in der Provinz, selbst zu kennen, welche der Aufmerksamkeit der Kunstfreunde würdig seyn dürften, scheinen solche Aufforderungen allein geeignet, zu bewirken, dafs keines dieser Art übersehen bleibe. Der Verein darf auch hoffen, dafs die Künstler, welche seinem Unternehmen ihren Beifall schenken, sich auf diese Weise eher veranlafst fühlen werden, sich gröfseren, längere Zeit erfordernden Arbeiten zu überlassen.

Nur wenn die den Verein leitenden Personen und die Künstler ihr gemeinschaftliches Streben recht innig zu vereinigen suchen, können die Anforderungen, welche das Publikum mit Recht an den Verein macht, immer mehr und mehr befriedigt werden.

Von den beiden Bildern, deren Bestellung in der am 28sten Dezember 1826 gehaltenen Versammlung erwähnt wurde, ist erst eines vollendet, das des Hrn. Professors Begas, welches den Gegenstand der heutigen Verloosung ausmacht, und den Tobias vorstellt, wie er an der Seite des ihn begleitenden Engels vor dem grofsen Fische im Tigris erschrickt. Es würde überflüssig seyn, über einen längst rühmlich bekannten Meister, den wir uns freuen, seit Jahren zu unsren Mitbürgern zu zählen, und über ein Bild, das vor einer hochgeehrten Versammlung selbst hier aufgestellt ist, weiter etwas hinzuzufügen *).

Zwei neue Bestellungen sind bei Preufsischen Künstlern in Rom gemacht worden. Dem einen hat man zwei Zeichnungen, die eine aus dem alten Testament, die andre

---

*) Für die nicht in Berlin einheimischen Mitglieder des Vereins folgt hierbei eine kurze Beschreibung des Bildes, dessen Gröfse 6 Fufs ½ Zoll in der Höhe, 4 Fufs 11¼ Zoll in der Breite beträgt. Der Gegenstand desselben ist nach den ersten fünf Versen vom 6ten Capitel des Buches Tobiae genommen. Die Scene geht in einer heitern Landschaft vor, deren Horizont von Gebirgen geschlossen wird. Den Vorgrund bildet ein klares, angenehm von Bäumen eingefafstes Wasser. Der junge Tobias, bis auf ein um Hüften und Lenden geschlungenes Gewand nackt, entsetzt sich vor dem grofsen Fisch, welcher ihm aus dem Wasser, worin er sich die Füfse baden wollte, entgegen fährt, und strebt ängstlich Schutz suchend gegen den am Ufer stehenden Engel Raphael empor. Dieser, als ein nur leicht bekleideter Jüngling ohne Flügel dargestellt, und nur durch einen Nimbus als Engel bezeichnet, beugt sich schützend über den jungen Tobias und bedeutet ihn mit der Rechten auf eine sehr sprechende Weise, den Fisch zu greifen. Beide Figuren bilden eine sehr wohl geschlossene Gruppe.

aus dem Kreise der Griechischen Mythologie, aufgetragen, dem andren ein Oelgemälde von vier Fufs Länge und verhältnifsmäfsiger Breite. Dies letztere soll eine Composition von zwei bis drei Personen enthalten, im Uebrigen aber ist die Wahl des Gegenstandes dem Künstler ohne alle Beschränkung freigestellt.

Der Verein hatte bisher seine Bemühungen, seiner ersten und ursprünglichen Bestimmung nach, nur der Malerei und Zeichnung gewidmet. Seine Mittel erlauben ihm aber nun auch allmählich auf die Erweiterung seines Zweckes, wie solche im §. 4. des Statuts angedeutet ist, zu denken. Er hat geglaubt, hierin seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Kupferstecherkunst richten zu müssen, die bis jetzt noch nicht genug unter uns begünstigt und ausgebildet wird, so sehr ihrer auch die Malerei als einer nothwendigen Gefährtin bedarf, und so viel gerade sie, bei der leichten Verbreitung ihrer Werke, zur Beförderung des Geschmacks und der Kunstliebe beiträgt. Schon bei der Anordnung, die verloosten Bilder radiren zu lassen, hatte der Verein hierauf Rücksicht genommen. Das Directorium hat aber gegenwärtig die Bestellung eines grofsen, vollständig ausgeführten Kupferstiches gemacht. Die nähere Veranlassung dazu bot das schöne Gemälde Raphaels aus dem Pallast Colonna in Rom dar, mit welchem die unermüdliche Sorgfalt Sr. Majestät des Königs für die Beförderung der Kunst die hiesigen öffentlichen Sammlungen bereichert hat. Dies Bild, die Jungfrau mit dem Kinde vorstellend, ist allen Freunden der Kunst, vorzüglich denen, welche selbst Rom besuchten, zu bekannt, als dafs es nöthig seyn sollte, etwas über seine hohe Schönheit und die darin herrschende unnachahmliche Grazie hinzuzusetzen. Dadurch, dafs es jetzt zu den Königlichen Sammlungen gehört, erhält es für die Mitglieder des Vereins noch einen besonderen localen Werth.

Eine ausgezeichnet treffliche Zeichnung dieses schönen Gemäldes, die von dem verstorbenen Kupferstecher Rist herrührt, befindet sich im Besitz des Prinzen Wilhelm, Sohnes Sr. Majestät des Königs, und Se. Königl. Hoheit haben mit der den Mitgliedern des Königlichen Hauses so eignen Bereitwilligkeit, die Bemühungen der Künstler zu unterstützen, die Benutzung dieser Zeichnung für den Stich bis zur Vollendung der Platte zu gestatten geruht. Der Auftrag des Stiches ist Herrn Caspar gemacht worden, der hier studirt, nachher vermittelst einer Unterstützung des Königlichen Ministeriums des Innern Italien besucht hat, um sich unter Longhi's und Anderloni's Leitung als Kupferstecher weiter auszubilden, und der jetzt hier ansäſsig ist. Das Directorium hat sich um so bereitwilliger zu dieser Bestellung entschlossen, als dadurch, gerade so wie es mit den radirten Blättern geschieht, jedes Mitglied des Vereins in den Besitz eines Exemplars dieses Kupferstichs gelangen wird.

Es ist dem Directorium des Vereins leid gewesen, daſs es bis jetzt für die Sculptur noch gar nicht hat geschäftig seyn können. Die Theure des Marmors bei irgend bedeutenden Werken, da zu verloosende Arbeiten doch in diesem ausgeführt seyn müſsten, haben bisher noch immer gerechtes Bedenken erregt, Bestellungen bei Bildhauern zu machen, oder eine Preisbewerbung zu veranstalten, die man ohnehin nicht, wie bei den Malern, würde auf Rom beschränken können, da die Zahl der Preuſsischen Bildhauer dort zu gering ist. Das Directorium wird indeſs bemüht seyn, auch diesem Zweige der Kunst nach Möglichkeit förderlich zu werden, und die Vervollkommnung, welche das Gieſsen in Erz immer mehr unter uns erhält, dürfte dazu in Kurzem behülflich seyn.

---

Aus dem Bericht vom 30sten December 1828.

— — Die Vorzüglichkeit der diesjährigen Ausstellung, die ungetheilte Anerkennung, die sie im Publicum gefunden, und der gesteigerte Antheil, der in diesem Jahre auch unsrem Vereine geschenkt worden ist, sind ein höchst erfreulicher Beweis, dafs die Bemühungen der Künstler und ihre Aufnahme im Publicum in einem schönen, zu noch gröfseren Hoffnungen berechtigenden Bunde mit einander stehen. Es giebt kaum eine Gattung der Plastik und Malerei von dem Bildnifs und dem aus dem gewöhnlichen Lebenskreise entnommenen Genrebild an bis zur Darstellung malerischer Naturansichten, geschichtlicher Scenen, romantischer Dichtung und religiöser Gegenstände, von welcher die Ausstellung nicht einzelne gelungene Werke aufzuweisen gehabt hätte; die Theilnahme verbreitete sich über alle diese Gattungen, und beides zeigt den richtigen Weg, welchen die Kunst und ihre Beurtheilung genommen hat. Es ist nicht eine Gattung von Gegenständen, an welche sich die Einbildungskraft einseitig hängt, es ist der rege und lebendige, Alles in characteristische und idealische Form verwandelnde Kunstsinn, welcher die Stille der Natur und die Bewegung des Lebens, die Vor- und Mitwelt, die Wirklichkeit und Dichtung in sein Gebiet schöpferisch hinüberzieht.

Dieser ächte Sinn, der in jeder rein gestimmten Brust ein entsprechendes Gefühl antrifft, ist es allein, der die Kunst wahrhaft ins Leben einführt, und ein gegenseitig verknüpfendes Band zwischen dem Künstler und seiner Nation schlingt. Die volle Wahrheit der Naturanschauung mit der rein künstlerischen Idee vermählend, regt er dasjenige im Menschen an, woraus die Kunst selbst nur als die zarteste und bewundernswürdigste Blüthe emporspriefst, das Verlangen nach dem Höheren, Geistigen, das Streben,

die Erhabenheit und Anmuth, welche erst dann aufstrahlt, wann die Phantasie sich der Wirklichkeit bemeistert, in die, ohne jenen begeisternden Einflufs, engen und dunkeln Verhältnisse des Lebens zu bringen. Wo die Kunst aus dieser Mitte des menschlichen Gemüthes entspringt, da schreitet sie, vor jedem Irrwege sicher, ewig jugendlich auf einer Bahn fort, die ihr erlaubt, sich nach allen Seiten hin in unbeschränkter Freiheit zu bewegen. Wo sie eine andre, mehr äufserliche Richtung nimmt, oder nicht einzig der Fülle der Empfindung und der Phantasie entströmt, da dreht sie sich, selbst bei bedeutender technischer Vollkommenheit, bald in einem ewig in sich zurückkehrenden Kreise herum, und wirkt nicht wohlthätig auf das Gemüth und das Innere des Menschen zurück.

Man hat oft mehrere Beförderungs- und Erweckungsmittel der Kunst namhaft gemacht. In verschiednen Epochen haben verschiedne gewirkt. Wir sehen mehrere, deren belebenden Einflusses die Kunst sich unter uns erfreut: schützende Gunst des erhabenen Monarchen, der die Hauptstadt mit glänzenden Gebäuden verschönert, die vorhandenen Kunstschätze durch Ankäufe bereichert und jedes Talent aufmunternd, Werke der Künstler Seiner Zeit um Sich versammelt; religiösen Sinn; edles Streben der Bürger, ihre Städte mit Denkmälern zu schmücken; mannigfache Befreundung mit der Kunst im häuslichen Kreise des Privatlebens; geläuterten Geschmack, der, zur Anmuth des Alterthums zurückkehrend, sinnige Kunstform an die Stelle leerer Pracht und bedeutungsloser Verzierung setzt. Was aber die Kunst in unserer Zeit, und vorzüglich in Deutschland, neben allen jenen so mächtigen Beförderungsmitteln, tragen und heben, was ihr den Character aufprägen mufs, stammt aus dem Innern her, und gehört der Ideenentwicklung an. Es ist die Höhe des geistigen Strebens, auf welche

unsre Zeit durch die Arbeit der verflossenen und den Genius grofser Männer gestellt worden ist, die Bildung, die reich und fruchtbar, wie die tausendfältigen Forschungen, die sie uns zuführen, und tief und gediegen in Dichtung, Philosophie und jedem wissenschaftlichen Bemühen, aus Mannigfaltigkeit Einheit schafft. Indem sie die ernste Forderung enthält, jede geistige Thätigkeit in ihrer wahren und vollen Natur zu verfolgen, und durch die reine Stimmung der einzelnen alle in den harmonischsten Einklang zu bringen, lenkt sie die Kunst zu ihrem wahren Ziele, und setzt sie mit Allem in Wechselwirkung, was das Gemüth von der Welt erfafst, und ihr aus seinen Tiefen zurückgiebt. Die Behauptung scheint nicht zu kühn, dafs die Kunst sich jetzt unter uns in dieser Bahn befindet, und es wird doppelt unsre Pflicht, ihr auf derselben unsre befördernde Theilnahme zu widmen.

Ich habe jedoch nur darum gewagt, dieser allein zum Ziele führenden künstlerischen Richtung zu gedenken, weil von ihr auch die wohlthätige Rückwirkung der Kunst auf diejenigen abhängt, für welche der Künstler arbeitet, und weil unser Verein dergestalt in die Mitte zwischen dem Künstler und dem Publicum gestellt ist, dafs diese Rückwirkung hauptsächlich unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen mufs. Ja, es läfst sich nicht läugnen, dafs dieselbe sogar höher, als die Kunst selbst, steht, da diese, wenn man einen Augenblick vergifst, dafs alles Geistige seinen Zweck nur in sich trägt, ihren Werth erst durch ihren Einflufs auf den Menschen und seine allgemeine Bildung erhält.

Es hat mir sogar geschienen, dafs diese Beziehung unsres Vereins nicht immer gehörig erkannt und gewürdigt, und derselbe oft zu einseitig als ein blofs für den Künstler bestimmtes Beförderungsmittel der Kunst angesehen wird.

In sich und zuletzt ist dies zwar auch vollkommen wahr, da auch die im Publicum geweckte und unterhaltene Kunstliebe wieder wohlthätig auf den Künstler zurückwirkt. Aber in seiner unmittelbaren Bestimmung ist der Verein recht eigentlich und seinem ursprünglichsten Zweck nach, auch eine von Freunden der Kunst, wie er den Namen trägt, in der Absicht gestiftete Verbindung, in ihm eine Gelegenheit, ja eine Aufforderung und Verpflichtung zu finden, sich mit Kunstgegenständen zu beschäftigen, und die Liebe zu dieser Beschäftigung, jeder in seinem Kreise, zu verbreiten. Darum ist gleich Anfangs die Verloosung der Bilder bestimmt worden, damit sie nicht kalt und nüchtern gesammelt und aufgestellt würden, sondern ins Leben ausgingen, Liebe und Eifer zu wecken. Darum hat man in früheren Versammlungen das allgemeine Vertheilen der radirten Blätter beschlossen, und fährt, trotz der bedeutenden damit verbundenen Aufopferungen, sorgfältig darin fort, damit jedes Mitglied, da die Kunst nichts ohne Anschauung ist, etwas Anschauliches über die Unternehmungen des Vereins zur Erhaltung und Beschäftigung seiner Theilnahme in die Hände bekomme.

Diese Rücksichten haben nun auch das Directorium und den Künstler-Ausschufs bei den diesjährigen Ankäufen geleitet. Man hat geeilt, sich solcher Bilder zu versichern, welche die würdigsten schienen, unter die Mitglieder des Vereins verbreitet zu werden. Man hat bei der Auswahl selbst so streng, als es thunlich war, neben den technischen Forderungen, auf den wahren Begriff ächter Kunst, die Arbeit der Einbildungskraft, die Wärme der Empfindung gesehen, die, wenn sie sich durch alle Theile eines Kunstwerkes hindurch ungeschwächt gleich bleibt, immer den ächten Künstlerberuf beurkundet.

Wenn ich hier in flüchtigen Worten andeute, was der

Künstler-Ausschufs zu erreichen gesucht hat, so werden die hier anwesenden geehrten Mitglieder des Vereins um so unpartheiischer, was er geleistet, beurtheilen, da wohl den Meisten der Kreis bekannt ist, in welchem die Auswahl allein möglich blieb.

Auf diesen beschränkt, hat der Verein nur drei gröfsere historische Bilder ankaufen können, obgleich er gerade aus dieser Gattung gern den an sich gebrachten andere beigefügt hätte. Aufser diesen sind zwei allegorische Gemälde, fünf Landschaften und fünf Genrebilder ausgewählt worden. Unter den letzteren befindet sich aber eins, das Erhardische, das, indem es einen Moment ernster und tiefer Gemüthsbewegung schildert, etwas Höheres erreicht, und über den Kreis blofser Behaglichkeit, Naturwahrheit und Anmuth hinausgeht, in dem sich sonst diese Gattung von Bildern vorzugsweise zu gefallen pflegt. Eine ausführlichere Angabe dieser vierzehn auf der Ausstellung angekauften Bilder würde unnütz sein. Die hier anwesenden Mitglieder sehen sie hier aufgestellt, und für die entfernten würde jede Schilderung dennoch ungenügend bleiben.

Das Ankaufen von Bildern, welche fertig vor der kunstverständigen Beurtheilung da liegen, hat so entschiedene Vorzüge vor dem blofsen Bestellen mit oder ohne Angabe des Gegenstandes, dafs das Directorium des Vereins es immer vorzugsweise wählt, ja sich ausschliefslich darauf beschränken würde, wenn die Natur der Sache und seine Zwecke es ihm erlaubten. Der Ankauf aber hängt vom Zufall ab, und da die Künstler ihre nicht bestellten Werke lieber der Concurrenz der akademischen Kunstausstellung überlassen, so findet sich, aufser den Ausstellungen, jetzt selten Gelegenheit dazu. Es liegt aber auch wesentlich im Zwecke des Vereins, gerade durch Bestellungen den Künstler in den Stand zu setzen, Bedeutenderes zu unternehmen.

Die Preisbewerbungen in Rom, die bei der so sehr verschiedenen Natur der Skizze und der Ausführung, wirkliche Bestellungen sind, machen einen Theil unsers Statuts aus. Die Sorge für die im Auslande sich der höheren Kunstausbildung Widmenden ist ein Theil seines ursprünglichen Zwecks. Gerade die Bestellung, die es ihm möglich macht, mit Sicherheit an die Ausführung einer Idee zu gehen, hat für den Künstler eine gröfsere Wichtigkeit als das Kaufen des Fertigen, das, wenn es sich auszeichnet, bei der Kunstliebe und dem Geschmacke des Publicums, schon von selbst seinen Käufer findet. Es ist daher die oft berathene und wohlgeprüfte Meinung des Directoriums, dafs der Verein auch künftig beide Wege, den des Ankaufs des Fertigen, und den, in Absicht des Erfolges ungewisseren der Bestellung, mit einander verbinden, und indem er der statutarischen Vorschrift der Preisbewerbungen, ohne Ausnahme, getreu bleibt, wie es die Gelegenheit giebt, bald diesen, bald jenen einschlagen mufs. Bei der unpartheiischen Sorgfalt, welche das erste Gesetz des Künstler-Ausschusses ausmacht, ist das Gelingen der Bestellungen immer mit hoher Wahrscheinlichkeit zu erwarten, und was darin Ungewisses oder Unentschiedenes zurückbleibt, hat den unläugbaren Vortheil, dafs das Publicum die Künstler, und die Künstler das Publicum kennen lernen.

Ich habe jetzt einer hochgeehrten Versammlung von dem Erfolge der in unsern drei letzten Zusammenkünften angekündigten Preisbewerbungen und Bestellungen Bericht zu erstatten.

Um zunächst von den ersteren zu reden, so sind die beiden, welche Perseus und Andromeda und Hero und Leander zum Gegenstande hatten, nunmehr erledigt. Die Bilder des Hrn. v. Klöber, der vor Kurzem, nach Vollendung seiner dortigen Studien, von Rom zurückgekommen

ist, und des Hrn. Wolf hierselbst, werden heute zur Verloosung kommen. Dagegen haben die Herren Dräger aus Trier nnd Temmel aus Schlesien, beide gegenwärtig in Rom, ihre in Folge der dritten Preisbewerbung, Moses mit den Töchtern Reguels vorstellend, unternommenen Gemälde noch nicht eingesendet. Sie sind aber so weit mit ihrer Arbeit vorgerückt, daſs dieselben gewiſs mit dem nächsten Frühjahr hier eintreffen werden.

Von einer vierten Preisbewerbung für die in Rom studirenden Künstler, bei welcher die Wahl des Gegenstandes den Künstlern selbst überlassen war, hatte sich das Directorium und der Künstler-Ausschuſs ein besonders glückliches Gelingen versprochen. Es sind acht Skizzen eingegangen, von welchen einer der Preis zuerkannt, und eine zweite für 50 Thlr. angekauft worden ist. Die erstere hat Moses, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, und das Volk, das in mannigfaltigen Gruppen mit dem Schöpfen desselben beschäftigt ist, zum Gegenstande, die zweite die Verstoſsung der Hagar. Von wem diese beiden Bilder herrühren, ist uns bis jetzt unbekannt.

Die in Rom bestellten beiden Zeichnungen sind eingegangen, und werden heute mit verloost werden. Sie sind von Hrn. Genelly, dem Sohne des geschätzten Landschaftsmalers, dessen sich gewiſs mehrere in dieser hochgeehrten Versammlung erinnern werden. Die Gegenstände hatte der Verein freigelassen. Der Künstler hat Perseus und Andromeda und das Ringen Jacobs mit dem Engel gewählt. Zwei noch in Rom bestellte Gemälde sind zur diesjährigen Verloosung nicht fertig geworden. Das eine ist Hrn. Catel aufgetragen. Er hat eine Scene aus dem Römischen Alterthum behandelt, die sich glücklich einer landschaftlichen Darstellung anschlieſsen läſst. Herr Philipp

Veit, der das zweite dieser Bilder verfertigt, malt die Aussetzung des Moses.

Der Kupferstich nach der im Besitze Sr. Majestät des Königs befindlichen Raphaelischen Madonna durch Herrn Caspar ist bereits weit vorgerückt, und verspricht in jeder Art vorzüglich zu werden. Die Gewandparthieen sind, wie man aus einem von Hrn. Caspar mitgetheilten Probeabdruck sieht, schon völlig beendigt

Der gerechte und ungetheilte Beifall, welchen die Bilder des Hrn. Hübner und Hrn. Sohn auf der akademischen Kunstausstellung gefunden haben, sind uns eine erfreuliche Veranlassung geworden, bei jedem ein Bild von 4 Fuſs Länge und 3 Fuſs Höhe zu bestellen. Indem sich von diesen beiden Künstlern sehr vorzügliche Arbeiten erwarten lassen, ist es dem Directorium und Künstler-Ausschuſs des Vereins zugleich angelegen gewesen, die Verdienste dieser beiden Schüler des Hrn. Directors Schadow in Düsseldorf durch diese Bestellung öffentlich anzuerkennen, da wir bedauern muſsten, keine ihrer fertigen Bilder ankaufen zu können.

Auch Herrn Meister, der durch seine Bilder auf der Ausstellung ein so entschiedenes Talent in seinem Fache bewiesen, ist ein Bild von gleicher Höhe, da die auf der Ausstellung den Maasstab des Vereins für das Aufbewahren in Privatwohnungen überstiegen, aufgetragen.

Die Wahl der Gegenstände hat man bei diesen Bestellungen lediglich den Künstlern überlassen.

Ich hatte schon in der letzten Zusammenkunft Gelegenheit, des Planes des Directoriums zu erwähnen, es durch einen Erzabguſs möglich zu machen, daſs unser Verein auch anfangen könnte, für die Sculptur thätig zu seyn. Hrn. Wredows schöne Statue des Ganymed, deren sich gewiſs alle hier anwesende Mitglieder von der Kunstausstel-

lung her erinnern, bot hierzu eine glücklichere Gelegenheit dar, als man sich leicht hätte zu finden schmeicheln dürfen.

Der Gyps ist dem Künstler für 200 Rthlr. abgekauft worden, um dadurch zugleich das Recht zu erlangen, ihn in Erz gieſsen zu lassen. Herr Geh. Ober-Finanz-Rath Beuth will die Geneigtheit haben, den Guſs, bloſs gegen Erstattung der Kosten des Erzes und des Feuermaterials, auf dem Königl. Gewerbe-Institute zu besorgen, einer Anstalt, die durch sinnreiche und zweckmäſsige Verflechtung des Gewerbes mit der Kunst beiden einen nicht zu berechnenden Gewinn zusichert.

Auf diese Weise wird der Ausguſs in der Versammlung des nächsten Jahres zur Verloosung kommen können, und in dauernder und schönerer Gestalt ein Bildwerk wiedergeben, das diese Verewigung verdient, da nur ein sehr ausgezeichnetes Talent mit so glücklicher Individualität so treu, und rein von allem modernen Charakter zu den allgemeinen classischen Formen des Alterthums zurückzukehren vermag.

Wenn ich mich hier des Ausdrucks der Rückkehr zum Alterthum bediene, und von einem Gegensatze mit dem Modernen rede, so behaupte ich darum keinesweges, daſs gerade die Plastik bloſs zu einem unfruchtbaren Ringen mit der Antike verurtheilt sey.

Der Lauf der Jahrhunderte hat Gedanken und Gefühle entwickelt, welche den früheren fremd waren; jede Zeit schafft sich ihren eignen Character, und der geniale Künstler haucht seinem Werke ein Leben ein, das durch Alles erhöht ist, was der Kunst Gröſse, Reichthum und Tiefe zu geben vermag. Er schafft sich sein Ideal, statt einem fremden, ihm gegebenen nachzustreben. Nur das Moderne, was dem einfachen, naturwahren und rein künstlerischen Sinne des Alterthums widerstrebt, muſs mit Strenge zurückge-

wiesen werden, aber das Grofse, was jeder Zeit angehört, wenn auch nicht jede es sich anzueignen gewufst hat, schliefst damit einen schönen und freiwilligen Bund. Die vorzüglichen Bildhauer unsrer Zeit haben gezeigt, dafs sie es verstehen, sich in den Gränzen der antiken Kunst zu bewegen, ohne sich diese Gränzen zu einengenden Schranken werden zu lassen. Es strahlt aus ihren Werken, sie mögen antike oder moderne Darstellungen behandeln, eine nur ihrer Zeit angehörende Gröfse, Tiefe und Zartheit des Gemüthes hervor.

Ich darf hier nur eines Bildwerks erwähnen, das erst vor Kurzem unsre Bewundrung um so lebhafter an sich zog, als sein Gegenstand eine durch alle Gefühle tiefer und innig empfundener Ehrfurcht geheiligte Erinnerung zurückrief.

Der Zuwachs, welchen die Kunst, als solche, gegen das Griechische und Römische Alterthum gehalten, der neueren Zeit schuldig ist, liegt, wenn man es mit einem kurzen Gegensatz ausdrücken soll, in der vorzüglicheren und ausschliefslicheren Entwicklung dessen, was gestaltlos durch blofse Nüancirung und Gradation, gehalten von den Gesetzen des Rhythmus und der Harmonie, auf die Einbildungskraft zu wirken vermag, und also in letzter Beziehung unmittelbarer die Empfindung berührt. Hierin allein bewegt sich und herrscht die in ihrer höheren Bedeutung ganz der neueren Zeit angehörende Musik, darauf beruht die Wirkung der in diesem Umfange dem Alterthume auch unbekannt gebliebenen Farbenbehandlung in der Malerei, durch welche, so wie durch andre Mittel, ein Ganzes der Darstellung in verschiedenen Planen in Einheit aus der Fläche emporsteigen zu lassen, die Malerei zu einer ganz neuen Kunst geworden ist. Durch dies, der starren Gestalt entgegengesetzte Gestaltlose wird das Leben in der Kunst hervorgebracht, da auch das wirkliche Leben nur in

einer Folge sich gegenseitig bedingender Gefühle besteht, und dies Leben mufs der Bildhauer, was die Alten so meisterhaft verstanden, mühevoll dem Stein einhauchen, da es dem Maler, dessen erste Schwierigkeit das Plastische auf der Fläche ist, in der Frische und dem Reize der Farbe freiwilliger entgegenquillt.

Unsre ganze religiöse Kunst befindet sich in jenem eben bezeichneten Gebiete, und jeder Zuwachs an Tiefe und Innigkeit ist der neueren Kunst aus dieser Verbindung mit höheren Gefühlen und heiliger Ahndung geflossen. Auch was man mit einem schwer zu erklärenden, aber ausdrucksvollen Worte romantisch nennt, hat hierin seine Wurzel geschlagen. Ihren Gipfel aber erreichte die Malerei (was natürlich auch auf die Sculptur zurückwirkte) erst, als in Raphaels Werken der Geist seiner Zeit vom Geiste des Alterthums durchdrungen ward, und der grofse Gegensatz, der, innerlich aus der menschlichen Brust entquollen, die Weltgeschichte sichtbar in zwei Hälften spaltet, sich wenigstens in der Kunst, die immer dem Leben symbolisch vorauseilt, in harmonische Einheit zusammenschlofs.

Wie dies in den folgenden Jahrhunderten gewirkt hat, ist es hier nicht der Ort zu ergründen. Ich habe mir überhaupt nur diese so kurz, als möglich, zusammengedrängten Andeutungen erlaubt, weil es dem Directorium wichtig ist, die wenigen Momente, in welchen es den Vorzug geniefst, den Mitgliedern gegenüber zu stehen, zur Verständigung über gewisse leitende Grundsätze zu benutzen. Man hat in unsrem Verein bald mythologische, bald biblische, bald romantische Gegenstände zu Aufgaben gewählt, man hat dabei allerdings der Verschiedenheit des Geschmacks zu huldigen, und der Verschiedenheit des Talents zu Hülfe zu kommen gesucht, man ist aber von der Voraussetzung ausgegangen, dafs der sinnige und geniale Künstler keinen

dieser Gegenstände in einer gleichsam auf ihn beschränkten Manier, sondern jeden in dem allgemeinen Sinne behandeln würde, welcher die Kunst aller Zeiten verbindet. Dieser Wink liegt schon in der, von keiner Vorliebe geleiteten Zusammenstellung aller jener Gegenstände. Wenn auch mythologische an sich das Gefühl minder anregen, so soll ja das Kunstwerk nur die Wärme und das Leben in sich tragen, das der Künstler ihm einhaucht, und biblische Gegenstände verlieren darum nicht an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, so wenig, als romantische an Kühnheit und Fülle der Einbildungskraft, wenn der Künstler sich an die ernsten Forderungen des Alterthums, an Correctheit, Wahrheit und Grazie der Gestalt hält.

---

Aus dem Bericht vom 7ten April 1830.

Ich muſs meinen heutigen Vortrag mit einer Entschuldigung der Verspätung der gegenwärtigen Versammlung beginnen. Wenn das Directorium diesmal länger, als gewöhnlich, gesäumt hat, die statutenmäſsige Rechenschaft von den Bemühungen und dem Zustande des Vereins abzulegen, so ist es dazu nur durch den Wunsch bewogen worden, eine gröſsere Anzahl von Bildern zur Verloosung zu bringen. Es darf sich vielleicht auch schmeicheln, die geehrten Mitglieder des Vereins für diese Zögerung durch die angeordnete Ausstellung entschädigt zu haben, die aber ohne die Sorgfalt, die Ankunft mehrerer noch fehlenden Bilder abzuwarten, nur hätte sehr ungenügend ausfallen können. Dennoch hätten das Directorium und der Künstlerausschuſs ungern dem Wunsche entsagt, diese Ausstellung so befriedigend zu machen, als es die Umstände erlaubten. Da die zur heutigen Verloosung kommenden Bilder dem Publicum

noch gröfstentheils unbekannt waren, so schien es für die Künstler und die Mitglieder gleich angemessen, sie vorher zu allgemeinerer Kenntnifs zu bringen, und soviel es der uns durch die Güte des Herrn Geheimen Ober-Finanz-Raths Beuth gewährte Raum verstattete, auch andere Personen, als blofs Mitglieder des Vereins, daran Theil nehmen zu lassen. Die Vertheilung der Bilder in Privatwohnungen, auf welche sich unser Verein von seinem Ursprunge an beschränkt hat, gewährt unstreitig sehr grofse Vorzüge, wenn man die allgemeine Verbreitung eines geläuterten Geschmacks und den Einflufs künstlerischer Darstellung zur Absicht hat. Wenn die Kunst auf das Leben einwirken soll, mufs man sie so enge, als möglich, mit dem Leben verbinden, und ein Gemälde wird nirgends so genossen, und so empfunden, als wo es Begleiter und Zeuge des ganzen häuslichen Daseins ist, wo man in einsamen Momenten und im vertraulichen Gespräch zu seiner Betrachtung zurückkehren, die glückliche und heitere Stimmung bald zu ihm hinzubringen, bald dankbar von ihm empfangen kann. Auf der anderen Seite aber ist ausschliefslicher Genufs eigentlich gegen die Natur eines Kunstwerks. Es ist bestimmt, von Vielen gesehen, gefafst und beurtheilt zu werden, und der Künstler, der die Zuversicht in sich fühlt, mit den Höheren in seiner Kunst wetteifern zu können, sieht sein Werk, an dem er Jahre gearbeitet, das er mit Liebe umfafst hat, das einen Theil seines Selbst mit sich hinwegnimmt, nur mit einer Art schmerzlichen Gefühls in einzelnen Besitz übergehen. Wenn auch die Erfahrung lehrt, dafs Meisterwerke allerdings endlich doch öffentlichen Sammlungen zuzufallen pflegen, so geschieht dies nur auf langem und ungewissem Wege. Hierin bieten nun Ausstellungen, welche die Arbeiten der Künstler auf eine Zeit wieder gleichsam zum gemeinschaftlichen Eigenthume ma-

chen, einen schönen Mittelweg dar. Man kann Besitzern von Kunstwerken nicht dringend genug empfehlen, dieselben im schönsten und ächtesten Sinne der Kunst zu befördern, und es ist eine höchst lobenswerthe Einrichtung, die mehr, als bisher geschehen, in Deutschland nachgeahmt zu werden verdiente, alle, dessen würdige, auch längst bekannte im Privatbesitze befindlichen Bilder nach und nach in jährlichen Ausstellungen, wie es in London geschieht, wieder vor die Betrachtung des Publicums zu bringen.

---

Aus dem Bericht vom 15ten Januar 1831.

Die Jahre der akademischen Ausstellungen pflegen auch diejenigen zu sein, wo unser Verein die reichste und mannigfaltigste Auswahl von Bildern der Verloosung darzubieten im Stande ist. Im gegenwärtigen aber mufs es ihm zu einer besondern Genugthuung gereichen, dafs gerade die beiden Gemälde, welche auch auf der Ausstellung vorzugsweise von Kennern und Liebhabern aufgesucht wurden, eine Frucht seiner Bestellungen sind. Ich brauche kaum zu erwähnen, dafs ich hierunter das Bild nach der Uhlandischen Ballade: das Schlofs am Meer von Herrn Lessing und den Raub des Hylas von Herrn Sohn meine. Beide Bilder haben, aufser der Erfüllung der künstlerischen Erfordernisse, noch das Merkwürdige, dafs sie Gegenstände behandeln, von welchen der eine der künstlerischen Darstellung, der andere dem Gemüthe wenig zu geben verspricht, und dafs sie diese Schwierigkeit auf eine Weise überwunden haben, die nicht einmal ahnden läfst, dafs sie vorhanden war. Gerade das ist es aber, was den wahren Künstler bezeichnet; ursprünglich in seiner ersten Auffassung erscheint ihm der Gegenstand so, dafs die Schwierig-

keiten verschwinden, ja oft sich zu eigenthümlichen Vorzügen umgestalten.

Wenn man das Uhlandische Gedicht liest, so fragt man sich mit Verwunderung, wie daraus ein Bild entstehen könne? Es schildert keine Handlung, es geht kaum eine Scene daraus hervor, an welche sich die malerische Einbildungskraft halten könnte; alles ist lyrisch, empfunden innerlich. Der Künstler der durch seine vielseitigen Leistungen zeigt, daſs er vorzugsweise fähig ist, jedem Gegenstande seine objective Eigenthümlichkeit abzugewinnen, ist auch hier eben dadurch glücklich gewesen. Er hat nicht gesucht, die Lücke, welche die darstellende Kunst in dem Gedichte finden konnte, durch andere Mittel zu ersetzen; er ist ganz in den Dichter eingegangen, und hat nichts als den Schmerz, concentrirt und vereinzelt, hingestellt. Des andeutenden Sarges hätte er leicht entrathen können, die Aussicht auf das Meer knüpft sein Bild nur lose an das Gedicht an, das Verständniſs der Darstellung, wie der Eindruck selbst, kommt allein von der stummen Trauer des sitzenden Paares. In dieser aber liegt eben darin das Originelle, daſs der Ausdruck des Schmerzes selbst seine Ursach und die ganze Situation zeichnet. Dies ist, wie man aus allen Beurtheilungen sieht, welche das Bild erfahren hat, allgemein gefühlt worden. Ein solcher Schmerz trauert nicht bloſs um irdischen, weltlichen Verlust, es ist der Seele entwandt worden, was ein Theil ihrer selbst war; er ist zugleich ein gemeinschaftlicher; aber der feine Zug, durch welchen der Künstler in die Trauer der Mutter die Sorge der Gattin um das starre Versinken des Vaters in seine Empfindung gemischt hat, hält die Gruppe noch durch eine neue, doch aus dem gleichen Gefühl entspringende Beziehung fest und innig zusammen.

Der Raub des Hylas ist ganz nach der mythologischen

Erzählung genommen. Die Nymphen streben die irdische Schönheit des Jünglings mit ihrem unsterblichen Leben in ihren schattig feuchten Grotten zu vermählen; sie umwinden ihn mit ihren Armen und ziehen ihn herab. Er widerstrebt nicht, scheint aber besorglich über den Uebergang aus dem freundlichen, leichteren Elemente der Luft. Der Künstler hat sich nicht gescheut, dies bestimmt in seinen Gesichtszügen auszudrücken, und folgt hierin ganz den Dichtern, welche bei den Alten diese Fabel behandelten. Dadurch wird sein Bild zu einem schönen Gegenstück zu Herrn Hübners Fischer, der auf der vorletzten Ausstellung so gerechten Beifall erntete. Dort braucht die Bewohnerin der Fluth mehr die Gewalt der Ueberredung, sie preiset das Element, das sie umgiebt, in dem Ausdruck des Jünglings liegt schon die Stimmung vorbereitet, die sie hervorbringen will; das Ganze ist nach dem schönen Gedicht, das die antike Fabel sinnvoll ins Moderne umbildet, die Schilderung der Sehnsucht, welche der Anblick des tiefen blauen Wasserspiegels wirklich erregt. Man hat mythologischen Gegenständen in der Malerei wohl den Vorwurf der Kälte gemacht, und bei dem hier dargestellten war diese Gefahr leicht zu besorgen. Herr Sohn hat in die Gesichtszüge der Nymphen, einzeln und in ihrem Verhältniſs zu einander, den Ausdruck gelegt, in dem die schöne Sinnlichkeit mit einem tiefer und geistiger empfundenen Gefühle zusammenschmilzt, und ist darin über die Gränzen des Antiken und über die Dichter hinausgeschritten, aus denen er schöpfen konnte. Doch möchte es nicht gerade hierauf beruhen, daſs er jene Klippe glücklich vermied. Die Kunst gilt immer durch sich selbst, und ein Bild ist sicher, nicht kalt zu scheinen, wenn das volle Feuer der Phantasie des Künstlers es belebt.

So sehr auch die beiden hier erwähnten Bilder es ver-

dienen, betrachtend bei ihnen zu verweilen, so würde ich es mir doch kaum erlaubt haben, wenn sie nicht einen wichtigen Belag zu demjenigen abgäben, was über die Wahl der Gegenstände bei Kunstwerken hier schon mehreremale zu äufsern Veranlassung war. Auch die diesjährige Ausstellung ist hierin erfreulich gewesen. Die Künstler fühlen immer mehr, dafs sich die Kunst, frei von aller Einseitigkeit, wie die Natur, reich und vielfach entfalten mufs.

Aufser diesen beiden Bestellungen werden die hier anwesenden geehrten Mitglieder des Vereins schon auf der Ausstellung einige andere Bilder bemerkt haben, welche in der vorigjährigen Versammlung als noch nicht fertig angekündigt waren: die Beschützung der Töchter Reguels von den Herren Draeger aus Trier und Temmel aus Schlesien, eine Landschaft von Herrn Brüggemann und eine Ansicht des Römischen Forum vom Palatinischen Hügel aus, vom Herrn Architecturmaler Schultz.

Vorzüglich aber freuen wir uns, heute den Erzgufs des Ganymedes von Herrn Wredow zur Verloosung bringen zu können. Dies schöne Kunstwerk wird gewifs demjenigen, welchem es das Glück zuführt, um so erfreulicher sein, als auch der Gufs sich durch Leichtigkeit, und so sehr durch Reinheit und Gediegenheit auszeichnet, dafs er, so wie er aus der Form gekommen ist, unciselirt hingegeben wird. Eine solche Vollendung einer für die Sculptur so wichtigen Kunst konnte nur die Frucht unermüdeter einsichtsvoller Bemühungen sein, das Beste, was das Ausland jetzt in dieser Art zu liefern vermochte, nicht blofs zu uns her zu verpflanzen, sondern zu übertreffen.

---

Aus dem Bericht vom 1sten Mai 1832.

Die hier anwesenden geehrten Mitglieder des Vereins werden sich aus den Verhandlungen der beiden letzt verflossenen Jahre erinnern, welche Bestellungen von Gemälden theils schon damals noch rückständig, theils neu gemacht worden waren. Das Directorium war berechtigt, sich hiernach mit der Hoffnung zu schmeicheln, auch abgesehen von neuen Ankäufen, eine Reihe bedeutender Bilder zur heutigen Verloosung bringen zu können. Da aber Bestellungen von Kunstwerken, ihrer Natur nach, unsicher sind, weil das Gelingen von glücklicher Stimmung und einem Zusammentreffen günstiger Umstände abhängt, so ist von den bestellten Gemälden nur ein einziges eingegangen. Es ist dies die Landschaft von Herrn Catel, den Besuch des Pompejus beim Cicero auf dessen am Meere gelegenen Landgute vorstellend. Der Künstler-Ausschufs ist so glücklich gewesen, zu diesem, durch den Gegenstand und die Ausführung gleich anziehenden Bilde zwei andere derselben Gattung dazu zu erwerben, und so können wir Ihnen drei Landschaften vorlegen, die eben so sehr durch die in jeder einzeln enthaltene Darstellung, als durch die Vergleichung untereinander das Interesse der Kunstfreunde zu erregen hoffen dürfen. Herrn Catels Bild schildert eine Gegend Italienischer Beleuchtung und Gebirgsfernen, wie sie in jenem zauberischen Lichte erscheinen, das, indem es den Gegenständen durch innige Farbenverschmelzung alle Härte benimmt, ihnen doch die volle Bestimmtheit ihrer Formen erhält. Diesem Bilde stellt sich das des Herrn Biermann zur Seite, die Darstellung einer romantischen Berggegend am Rhein, unserm deutschen vaterländischen Flusse, der sich wohl mit Recht rühmen kann, durch schön begränzte Wasserfälle, Farbe und grofsartige Anmuth seiner Ufer der

schönste Strom Europas zu sein. Der lieblichen und erquickenden Ruhe, die aus diesen beiden Bildern auf den Betrachter übergeht, dient die von Herrn Krause dargestellte Meeresbrandung an einer Klippe zu einem einladenden Gegensatz. Der Künstler hat sich darin an der schwierigen Aufgabe versucht, das ewig bewegliche Element in seinen aufgeregtesten Momenten vor die Augen zu bringen, und den alle Ruhe ausschliefsenden Gegenstand dergestalt zu heften, dafs er vor der Phantasie des Betrachters seine volle stürmische Bewegung wiedergewinnt.

Ich erwähne der andren zur heutigen Verloosung bestimmten Bilder nicht einzeln. Ich darf voraussetzen, dafs die geehrten Mitglieder des Vereins dieselben auf der Ausstellung gesehen haben, welche mehrere Tage lang statt gefunden hat. Wenn ich jener drei besonders gedachte, geschah es nur, um darauf aufmerksam zu machen, dafs sich die Verschiedenheit ihrer Gegenstände gewissermafsen zu einem Ganzen zusammenschliefst, und dafs sie dadurch zu mancherlei belehrenden Betrachtungen über die Landschaftsmalerei überhaupt Anlafs geben, welche das Eigenthümliche an sich trägt, dafs die Phantasie des Künstlers, nicht so strenge, wie bei der Darstellung der menschlichen Gestalt bedingt, darin freier zu walten scheint, da doch in der That auch hier dieselben Forderungen künstlerischer Nothwendigkeit an ihn ergehen.

An die Gemälde reiht sich in der heutigen Verloosung eine Zeichnung von Herrn Bouterweck an. Aufser dieser werden die geehrten Mitglieder des Vereins auf der Ausstellung noch zwei bemerkt haben, welche für jetzt zu einem anderen Zwecke bestimmt sind, ich meine die des trauernden Königspaares von Herrn Jentzen, und die des Bildes von Herrn Professor Krüger, das Innere eines Pferdestalles vorstellend, von Herrn Müller auf

Stein ausgeführt. In Absicht der ersteren mufs ich die heutige Versammlung mit einem beklagenswerthen Verluste bekannt machen, den der Verein dadurch erlitten hat, dafs eine mit dem höchsten Erfolge vollendete Zeichnung des Lessingschen Bildes auf Stein von Herrn Jentzen beim Mifsrathen des Druckes in dem hiesigen Königlichen lithographischen Institute gänzlich verdorben worden ist. Die lithographische Kunst scheint noch nicht so weit gediehen zu sein, dafs sich die Ursachen solcher Unglücksfälle immer mit Sicherheit ermitteln liefsen, und es ist daher dem Künstler-Ausschusse nichts andres übrig geblieben, als den geehrten Mitgliedern des Vereins den Besitz eines so edlen Kunstwerkes auf einem anderen Wege zu sichern. Die neu angefertigte Zeichnung Herrn Jentzens wird nun von Herrn Lüderitz in Kupfer gestochen werden. Herrn Müllers Zeichnung des Krügerschen Bildes, das sich durch eine so grofse Natur-Wahrheit und eine so ächt künstlerische Auffassung der Gestalt und des Charakters der Pferde auszeichnet, wird, sobald der Abdruck nach dem Steine vollendet ist, unter die geehrten Mitglieder vertheilt werden. Bei der Langsamkeit und den mancherlei Schwierigkeiten des Abdruckes einer grofsen Zahl von Exemplaren von einer Steinplatte, bleibt es aber noch ungewifs, ob es möglich sein wird, jedem Mitgliede einen Abdruck, so wie es mit den radirten Blättern geschieht, zuzutheilen, oder ob man sich wird begnügen müssen, eine geringere Zahl von Exemplaren in der nächsten General-Versammlung zur Verloosung zu bringen.

Herr Lüderitz, dessen ich so eben erwähnte, hat, da ihn die Königliche Akademie der Künste zu seiner ferneren Ausbildung nach Paris gesandt hat, einen Kupferstich von dem im Pariser Museum befindlichen, den heiligen Michael

vorstellenden, Gemälde Raphaels vollendet. Von diesem werden heute funfzig Exemplare zur Verloosung kommen.

Von Bildhauer-Arbeiten befanden sich auf der Ausstellung vier kleine Gyps-Modelle, welche den Preis von Hundert Thalern gewonnen haben, für den im vergangenen Jahre die Concurrenz eröffnet worden war. Die Künstler welche ihn davon getragen haben, sind:

Herr Bräunlich, von dem der Amor,
Herr Dracke, von dem die Maria mit dem Kinde,
Herr Möller, von dem der auf einem Panther sitzende Bacchant, und
Herr Troschel, von dem die Ariadne

herrührt. Diese sämmtlichen Figuren werden nun allmählich von dem akademischen Künstler Herrn Müller in Bronze gegossen, und sodann zur Verloosung gebracht werden.

Mit der Maria des Herrn Dracke ist bereits der Anfang gemacht worden.

Dagegen kommt schon zur heutigen Verloosung der schöne von Herrn Medailleur Voigt in Onyx geschnittene Camee, die Bändigung des Pegasus durch den Bellerophon vorstellend.

Eine Anzahl Glaspasten und dreifsig Gypspasten nach diesem Steine sollen für die nächste Verloosung gefertigt werden. Diese Pasten werden von Herrn Calandrelli herrühren. Man verdankt die Anwesenheit dieses in der Kunst des Gravirens in edlen Steinen so vorzüglich ausgezeichneten Künstlers, den alle Zweige der Kunst auf so mannigfaltige Weise fördernden Anordnungen des Herrn Geheimen Raths Beuth, der ihn veranlafst hat, aus Rom hierher zu kommen, um durch seinen Unterricht das Glasschneiden in den Preufsischen Staaten noch mehr zu veredlen, und wenn sich dazu fähige Talente finden, auch Graveurs in Steinen zu bilden.

Es gehört zu der ursprünglichen Anlage unsers Vereins, die Wirksamkeit desselben auf so viele Zweige der Kunst, als möglich, auszudehnen, und das Directorium schmeichelt sich mit der Hoffnung, dafs die geehrten Mitglieder mit Vergnügen bemerken werden, dafs wir uns diesem Ziele immer mehr und mehr nähern. Die Betrachtung und sorgfältige Vergleichung von Kunstwerken verschiedener Gattung ist es vorzüglich, welche den reinen Sinn für die Kunst zu wecken und zu unterhalten vermag. Ein einzelnes Bildwerk oder Gemälde nimmt leicht auf so vielfache Weise, durch den Ausdruck die Empfindung, durch die Composition und den Gegenstand den anordnenden und deutenden Verstand in Anspruch, dafs das eigentliche Kunstgefühl oft gar nicht den hauptsächlichsten Theil in dem Genusse des Betrachtenden ausmacht. Wenn man aber die Kunst durch ihre verschiedenartigen Erscheinungen hindurch verfolgt, und in allen das wahrnimmt, was niemand verkennt, und doch keine Sprache auszudrücken vermag, so gewinnt die Gleichartigkeit in dem Total-Eindruck das Uebergewicht. Der Begriff der Kunst springt reiner und tiefer eindringend aus der Verschiedenartigkeit des Stoffs und der Behandlung hervor. Man empfindet, wie sie überall die Natur in ihrer vollen Wahrheit, aber auf eigenthümliche Weise darstellt, wie sie ihr nichts nimmt und nichts hinzufügt, aber ein wundervolles Licht über sie ausgiefst, indem sie eine andere erscheint, so wie eine Gegend nicht mehr dieselbe ist an einem düstern und bewölkten Tage und in dem heitren Sonnenlichte eines südlichen Himmels. Es ist nun dieselbe Einbildungskraft in dem Betrachter geschäftig, deren der Künstler selbst bedarf, und wie stark Gedanke und Empfindung angeregt werden mögen, so räumt sie ihnen nicht ihre Stelle ein, sondern verkettet sich mit ihnen und benimmt ihnen die Schwere und Trockenheit der Wirklich-

keit. Vor allem aber, und dies ist vorzüglich wichtig, da die Kunst erst von der Seite ihrer Technik aus vollständig erkannt wird, führt die Vergleichung verschiedenartiger Kunstwerke in das Studium des Künstlers ein, und zeigt, wie er, um seiner allgemeinen Aufgabe zu genügen, die besondere zu lösen hat, die Schwierigkeiten und die Vorzüge seines Stoffs zu überwinden und zu benutzen, seine Darstellung mit den Forderungen und den Schranken seiner besonderen Kunst in Einklang zu bringen. Erst wenn der Seele auch davon ein lebendiges Bild vorschwebt, kann ein Kunstwerk vollkommen gewürdigt werden.

— — — — —

Da gegenwärtig in Deutschland mehrere Kunstvereine in der Art des unsrigen bestehen, so ist es erfreulich, das gegenseitige Streben zu bemerken, die Früchte ihrer Bemühungen einander mitzutheilen. Auf diese Weise haben der Rheinische, Sächsische und Würtembergische Verein uns ihre radirten und lithographirten Blätter nebst ihren Verhandlungen überschickt, und das Directorium hat diese Sendungen auf die gleiche Weise erwiedert, um diese nützlichen, die Kunst gemeinschaftlich fördernden Verbindungen sorgfältig zu unterhalten und immer enger zu knüpfen.

Indem ich hier der Beweise wohlwollenden Antheils erwähne, welche unser Verein seit unserer letzten Versammlung erhalten hat, würde ich es mir nicht verzeihen, nicht auch eines zu gedenken, an den sich bei Ihnen allen, die Sie hier anwesend sind, eine sehr schmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen wird. Es ist dies ein an Herrn Geh. Rath Beuth gerichteter Brief Goethes vom 4ten Januar dieses Jahres, in welchem er für die radirten Blätter dankt, die ihm im Namen des Vereins zugeschickt worden waren. Ich glaube am besten zu thun, Ihnen den Brief selbst vorzulesen.

Euer Hochwohlgeboren bereiteten mir, indem Sie einen langgehegten stillen Wunsch erfüllen, gar anmuthige Weihnachtsfeiertage. Sie wissen, dafs ich, insofern es meine Lage erlaubt, mannigfache Monumente älterer und neuerer Zeit um mich zu versammeln suche, wozu Sie ja, seit so manchen Jahren, die freundlichsten und wichtigsten Beiträge mir gegönnt haben, und was kann endlich interessanter sein, als zu erfahren, wie sich in den letzten Augenblicken die Kunst im Vaterlande bildet, wie sie erregt, gefördert und belohnt wird.

Ihre wichtige Sendung, für deren Mittheilung ich dem verehrten und in so hohem Grade wirksamen Kunstverein meinen lebhaften Dank auszudrücken bitte, hat mich schon viel denken und überlegen gemacht, denn nichts ist dazu auffordernder, als wenn wir die mannigfaltigsten Resultate vor uns sehen, welche aus zweckmäfsiger Anwendung grofser Mittel hervorgehen.

Mehr darf ich in diesem Augenblick zu sagen mir nicht erlauben, weil ich fürchten muſs gegenwärtiges zu verspäten, wobei ich mir jedoch vorbehalten darf, zunächst einige weitere Aeufserungen nachzubringen, besonders über Gegenstände, die den Künstlern vielleicht zu empfehlen wären, und wovon, bei den vielfach sich manifestirenden Talenten, vielleicht hie und da etwas angenehmes zu hoffen stände.

Ohne mit vielen Worten zu versichern und zu betheuern, dafs ich Euer Hochwohlgeboren unermüdete Thätigkeit zu bewundern und deren grenzenlose Folgen zu segnen weifs, darf ich mich wohl unterzeichnen als einen treu Theilnehmenden und aufrichtig Verpflichteten.

Es ist unendlich beklagenswerth, dafs wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistes-Thätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders

eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, dafs er ohne alle Absicht, gleichsam unbewufst, blofs durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einflufs darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner grofsen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blofs den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blofs den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blofs den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und aufser diesem allem, als wäre uns blofs dadurch, dafs er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsren innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, dafs er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.

Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maafs und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche,

auf die ganze Anschauung der äufseren und inneren Welt. Auf diesen Punkt hin war Goethes Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In diefs geheimnifsvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Litteratur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden da stand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die grofse Freiwilligkeit des Genies, alle diese Goethe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammen genommen machte seinen Einflufs so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entflofs, wurde eben so aufgenommen und fest gehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Goethe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffafste, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie

zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schliefsen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkührlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.

---

### Aus dem Bericht vom 19ten Mai 1833.

Obgleich nur die geringere Anzahl der im vorigen Jahre gemachten Bestellungen bis jetzt eingegangen ist, darf sich das Directorium dennoch schmeicheln, eine befriedigende Mannigfaltigkeit von Kunstwerken zur heutigen Verloosung darbieten zu können. Es hat die letzte Ausstellung der Königl. Akademie zu Ankäufen benutzt, und würde dies gern in gröfserem Maafse gethan haben, wenn nicht die meisten der ausgestellten Gemälde schon früher ihre Bestimmung gefunden hätten. Die Freunde der Kunst werden indefs weit entfernt sein, diesen Umstand zu bedauern.

Er zeugt vielmehr von der immer allgemeiner werdenden Liebe zu derselben, von dem immer zunehmenden Bedürfnifs, sich mit ihren Werken zu umgeben. Man darf dies mit Recht dem immer zahlreicher aufblühenden Talente, dem ebenso glücklichen als einsichtsvollen Einwirken einiger Malerschulen, endlich den an verschiedenen Punkten der Monarchie gestifteten Vereinen zuschreiben.

Wir haben uns bemüht, mit dem inneren Werthe der Kunstwerke abwechselnde Mannigfaltigkeit zu verbinden, und nähren die Hoffnung, dafs die geehrten Mitglieder des Vereines gern unter den zu verloosenden eine bedeuteude Anzahl gelungener Landschaften antreffen werden. Der Landschaftsmaler geniefst des Vorzugs, in der Erwerbung der Zuneigung zu seinem Werke weniger von der Wahl seines Gegenstandes abzuhängen. Die grofse Scheidewand der antiken und modernen Gegenstände fällt für ihn gröfstentheils hinweg, da die Natur in allem Wechsel der Jahrtausende unwandelbar dieselbe ist, und die Zeitepoche, in welche sich der Künstler hineindenkt, nur an Nebenwerken erscheint. Er kann daher mit freier Sicherheit aus dem ganzen Reichthum schöpfen, den ihm die objective Verschiedenheit der Natur und die subjective der sie auffassenden Empfindung darbietet, da die Einheit der Landschaft auf diesen beiden, sich in der künstlerischen Phantasie verbindenden Elementen beruht. Es ergehen auch nicht an ihn die auf bestimmte Classen von Gegenständen gerichteten Forderungen, bei denen der Geschichtsmaler so oft zu kämpfen hat, das künstlerische Interesse nicht einem ganz fremden aufopfern zu müssen. Die Vorliebe für gewisse Gegenden ist nicht so entschieden, und wie sehr der Betrachter sich auch möge zur Darstellung südlicher Milde und zu dem blühenden Reichthum Italienischer Landschaft hingezogen fühlen, wird er dem Künstler doch auch gern

wieder in eine einheimische, ja bis in den tiefen Norden folgen, aus dem auch die heutige Verloosung einige Darstellungen enthält.

Unter den historischen Gemälden zeichnet sich schon durch den Umfang der Composition Herrn Hübner's Simson aus. Der Gegenstand rührt von seiner eigenen Wahl her. Es erforderte ein so vollendet geübtes Talent, als das des Herrn Hübner, von dem die akademische Ausstellung auch andere treffliche Werke aufzuweisen hatte, um die Schwierigkeiten des Gegenstandes auf eine so meisterhafte Weise in Zeichnung und Anordnung zu überwinden. An die landschaftlichen Darstellungen schliefsen sich mehrere architectonische Ansichten, so wie an die geschichtlichen einige Genre-Stücke an. Als ein solches, im höchsten Grade gelungenes darf ich wohl das des Herrn Schrödter herausheben. Es möchte nicht leicht einem Künstler gelungen sein, mit glücklicherer Laune und mehr komischem Effecte den Contrast zwischen einem verzweifelnden Schmerz und einem Lachen erregenden Unfalle darzustellen.

Herrn Hübner's Simson, Herrn Henning's Abschied Christi von seiner Mutter, Herrn Daege's Erfindung der Malerei, Herrn Nerly's Landschaft und Herrn Brüggemann's Verfolgung einer Griechischen Brigg sind eingegangene Bestellungen früherer Jahre.

Unter den Bildhauer-Arbeiten finden sich bei der heutigen Verloosung mehrere in Marmor ausgeführte. Wir dürfen hoffen, dafs dies den geehrten Mitgliedern auch im Interesse der Kunst erwünscht sein wird. Nur der Marmor erlaubt der Hand des Künstlers die letzte Vollendung, vor der alles Stoffartige des Steines entweicht und der Gedanke frei dasteht.

Von den bestellten, aber noch nicht eingegangenen Bildern dürfen wir, dem Versprechen der Künstler nach,

die von Herrn Sohn und Herrn Hildebrandt spätestens zum nächsten Herbst erwarten. Der erstere, der an der früheren Ablieferung seines Bildes durch Krankheit verhindert wurde, hat zum Gegenstand desselben Diana und Aktäon gewählt, der letztere eine in das sechszehnte Jahrhundert versetzte häusliche Scene. Ein kranker Rathsherr betrachtet im Gefühle seines nahen Hinscheidens wehmuthsvoll sein vor ihm stehendes Töchterchen. Das Kind trägt Gebetbuch und Rosenkranz, als wäre es im Begriff in die Kirche zu gehen. Im Hintergrunde erblickt man das Bildnifs der schon verstorbenen Mutter. Herr Lessing scheint sich noch für das bei ihm bestellte Bild zu keinem Gegenstande bestimmt zu haben. Herrn Professor Krüger hat eine lange Abwesenheit in Petersburg verhindert, das uns versprochene Bild abzuliefern. Herr Philipp Veit, dem, nach dem Inhalte der Verhandlungen des letzten Jahres, hatte ein Termin zur Einsendung seines Bildes bestimmt werden müssen, hat vorgezogen, auf dieselbe zu verzichten, und hat den empfangenen Vorschufs zurückgezahlt.

Der akademische Künstler Herr Müller hat von den ihm im vorigen Jahre aufgetragenen Bronze-Abgüssen der vier kleinen Gyps-Modelle, welche den damals ausgesetzten Preis erhalten hatten, nur einen, die Madonna mit dem Kinde von Herrn Dracke, vollendet. Die übrigen werden daher erst später nach und nach zur Verloosung kommen können.

Der Steindruck des Bildes des Herrn Professor Krüger, einen Pferdestall vorstellend, nach Hrn. Müller's Zeichnung, ist zwar vollendet, allein die schon von uns in den Verhandlungen des vorigen Jahres wegen der Schwierigkeiten des Abdrucks geäufserten Besorgnisse haben sich nur zu sehr bestätigt. Der durch die Langsamkeit des Abdrucks und durch die, bei einer grofsen Menge von Blättern noth-

wendig gewordenen Retouchen verursachte Aufenthalt ist auch an der verzögerten Vertheilung der Umrisse der im vorigen Jahre verloosten Bilder schuld, welche wir die geehrten Mitglieder des Vereines recht sehr zu entschuldigen bitten müssen. Die lithographische Anstalt des Herrn Sachse, welcher der Abdruck anvertraut war, hat zwar keine Anstrengungen gescheut, diese Schwierigkeiten zu beseitigen, und selbst einen Drucker aus Paris deshalb verschrieben. Leider blieb dieser aber aus, ein anderer verliefs die Arbeit. Hierzu gesellten sich die inneren Schwierigkeiten der Sache selbst. Der Stein bedarf von Zeit zu Zeit der Ruhe, wenn die Abdrücke gelingen sollen; er erlaubt auch nicht so viel taugliche, als die Zahl der Mitglieder unseres Vereines erfordert. Es werden daher nur etwa 800 ziemlich gute Abdrücke abgeliefert werden können; gegen die übrigen lassen sich mehr oder weniger Ausstellungen machen. Das Directorium hat jedoch nicht geglaubt sich erlauben zu dürfen, die mangelhaften Abdrücke eigenmächtig zu vernichten. Es schlägt auch hier den Weg der Verloosung vor, und wird, wenn die geehrten hier anwesenden Mitglieder nicht eine andere Bestimmung vorziehen sollten, eine eigne dieser Abdrücke in seiner Gegenwart veranstalten. Jedes Mitglied erhält alsdann den Abdruck, welchen das Loos ihm zutheilt. Indefs haben der Künstler-Ausschufs und das Directorium sich hierdurch überzeugt, dafs man in künftigen Fällen auf eine so grofse Vervielfältigung der Kunstwerke auf diesem Wege wird Verzicht leisten müssen.

Ueber den nach dem Lessing'schen trefflichen Bilde: das Schlofs am Meere, durch Herrn Lüderitz anzufertigenden Kupferstich, ist nun der Vertrag förmlich abgeschlossen, und die Platte wird am 1sten April 1835 zur Ablieferung bereit sein. Die Beseitigung der bei diesem

Unternehmen obwaltenden Schwierigkeiten verdankt der Verein den gemeinschaftlichen Bemühungen der Herren Lüderitz und Lessing, von denen wir uns nunmehr einen vollkommen gelingenden Erfolg versprechen dürfen. Da das Original sich bekanntlich jetzt in St. Petersburg befindet, so war für den Stich blofs der mifsrathene Abdruck der von Herrn Jentzen auf dem Stein verfertigten Zeichnung vorhanden. Wie befriedigend nun auch Herrn Jentzen's ursprüngliche Steinzeichnung war, und obgleich er den fehlerhaften Abdruck mit dem sorgfältigsten Fleifse retouchirt hatte, so konnte doch eine so entstandene Nachbildung für die Ausführung eines Stichs in Linienmanier nicht genügen. Dies fühlte Herr Lüderitz, und begab sich deshalb nach Düsseldorf zu Herrn Lessing, der ihm mit zuvorkommender Gefälligkeit seine Studien mittheilte und ihn auch sonst mit seinem Rathe und seiner Hülfe auf das bereitwilligste unterstützte.

— — — — —

Es war in der vorigjährigen General-Versammlung angezeigt worden, dafs der durch das von Seydlitzische Legat gestiftete, von zwei Jahren gesammelte Preis von 100 Rthlr. demjenigen Bilde der akademischen Ausstellung zuerkannt werden sollte, welches desselben am würdigsten erschiene. Der Künstlerausschufs des Vereines schlägt jedoch jetzt, mit Zustimmung des Directoriums, der geehrten Versammlung vor, jenen Bestand zwischen dem Bilde des Herrn Lessing: das Schlofs am Meer, und dem des Herrn Bendemann: die gefangenen Juden in Babylon, zu theilen. Von dem Lessing'schen Bilde, das einer Bestellung unsres Vereins seine Entstehung verdankt, ist gleich zur Zeit seines Erscheinens auch in dieser Versammlung mit lebendiger Theilnahme und gerechter Bewunderung gesprochen worden. Das Bendemannische hat eine

gleich rege erweckt. Es schien daher ein glücklicher Gedanke, gerade diese beiden Bilder, die sich in zwei aufeinander folgenden Kunstausstellungen am meisten ausgezeichnet haben, und mit dem entschiedensten Beifall des Publicums gekrönt worden sind, in der Zuerkennung des Preises mit einander zu verbinden. Denn indem beide einen grofsen, betäubenden Schmerz darstellen, ist die Behandlung dieses Ausdrucks, und selbst die jedem von beiden, wenn man das Gefühl tiefer auffafst, zum Grunde liegende Idee, so verschieden und doch wiederum so einander entsprechend, dafs sie im edelsten Sinne des Wortes Gegenstücke genannt werden können. Das Lessingische Gemälde stellt einen Vater und eine Mutter neben dem Sarge ihrer entschlafenen Tochter dar; das Bendemannische bringt an einer Gruppe von Personen verschiedenen Geschlechtes und Alters die Trauer eines seiner Heimath entfremdeten, in Gefangenschaft fortgeführten Volkes vor das Auge. Diese Unglücklichen beklagen aber nicht ihre körperliche, augenblickliche Lage, nicht die Beraubung ihrer Freiheit, die Leiden einer harten Gefangenschaft. Ihre Trauer geht einen höheren Verlust an, sie sind nicht blofs ihrer Heimath, auch dem Dienste des wahren Gottes entrissen, der Tempel des Höchsten steht verödet, und sie müssen ihre Tage unter Götzendienern verleben; ihre Harfe ist verstummt, da sie in der heidnischen Fremde nicht vom Lobe des Allmächtigen wiederhallen kann. Dies Eine Gefühl erfüllt ihre Seele, ihre Trauer entspringt aus diesen Gedanken; wir safsen, sagt der Text *), der dem Bilde zum Grunde liegt, uud weineten, wenn wir an Zion gedachten. Hieraus entspringt eine sehr zarte, aber aus dem Innersten des Gegenstandes geschöpfte Verschiedenheit beider Bilder. In dem

---

*) Psalm 137, V. 1—4.

Lessingischen mischt sich in Haltung und Geberde der Trauer der Mutter um den Verlust der Tochter liebevolle Besorgnifs über den starren Schmerz des Vaters bei, das zerrissene Mutterherz richtet sich an die verwandte Empfindung. In dem Bendemannischen liegt auf eine andere Weise ein tiefer Sinn und eine unnachahmliche Lieblichkeit in der Verbindung und Vereinzelung der dargestellten Personen. Jede ist ungetheilt mit ihrem Schmerze beschäftigt, seine Gröfse giebt keinem andren Gefühle Raum; dies ist das unsichtbare Band, das sich durch alle gemeinschaftlich hindurchschlingt. Ohne dafs jedoch dieser Ausdruck irgend geschwächt würde, entsteht eine engere Verknüpfung durch das Aufruhen des Kopfes des jüngeren Mädchens auf dem Knie des betagten Mannes, und durch seine Richtung nach der Frau hin, welche das Kind in den Armen hält. Allein indem sich die Mitte der Gruppe also zusammenschliefst, starren die beiden Gestalten an den äufsersten Seiten derselben in der Betäubung des Schmerzes vor sich hin. So ist die Einheit des Ganzen auf liebliche Weise erhalten, indem doch der hauptsächlichste Ausdruck in eine endlose Ferne hinausgeht, und wenn dies mächtige Gefühl die Einbildungskraft gewaltig ergreift, so werden durch jene stille Harmonie alle sanfteren Empfindungen des Herzens angeregt.

Jedes gelungene gröfsere Gemälde läfst gewissermafsen mehr und etwas Höheres empfinden, als unmittelbar dargestellt erscheint. Diese Wirkung geht aber immer nur aus der künstlerischen Vollendung des Individuellen hervor. Dies wird gerade an dem Bilde, welches uns hier beschäftigt, vorzüglich klar. Obgleich es der Phantasie eine Gruppe einzelner Gestalten vorführt, ist es doch mehr die Versinnlichung einer Idee, als die Schilderung eines Ereignisses. Es stellt die Trauer eines Volkes und eine Trauer um Dinge dar, die das Gemüth unsichtbar ergreifen, um

ein verlornes Vaterland, um Wahrheiten, die das irdische Dasein unmittelbar an ein Unendliches knüpfen. Die Aufgabe gehört nicht allein zu den schwierigen, sie berührt gewissermafsen die Gränzen der Kunst. Jene Ideen selbst sind keiner Darstellung durch den Pinsel fähig, und stehen doch lebendig und klar in den einzelnen Gestalten da, aber nur dadurch, dafs diese mit einer solchen Meisterschaft in Zeichnung, Colorit und Anordnung behandelt sind, dafs allen technischen und künstlerischen Forderungen, von der niedrigsten bis zur höchsten, so vollkommen in ihnen genügt ist. Es wäre ein augenscheinlicher Irrthum, wenn man das Nämliche auf andrem Wege zu erreichen gedächte, wenn man die Idee unmittelbar andeuten zu können und die Forderungen an die vollendete Darstellung der Erscheinung ungestraft vernachlässigen zu dürfen glaubte. Was sich auch immer mit dem Individuellen verbinden möge, so mufs es die Phantasie in unauflöslicher Einheit mit ihm zusammenschliefsen, und der so aufgefafste künstlerische Gedanke mufs alle Theile der Ausführung durchdringen. Nur dann geht er ganz und rein in das Gemüth des Beschauers über. Der Künstler, von dem wir hier reden, hat aber sehr glücklich gefühlt, dafs vorzüglich sein Gegenstand noch ein Drittes erforderte, nämlich dafs der Gedanke sich auch auf so kurzem Wege, so unmittelbar als möglich, wieder der Phantasie mittheilte. Die Figuren sind daher mit meisterhaft geringem Aufwande von Mitteln hingezeichnet, und durch diese, wenn ich so sagen darf, wundervoll keusche Behandlung des Stoffs springt der unauflöslich mit ihm verbundene Gedanke in doppelt gröfserer Schärfe und Bestimmtheit hervor. Diese zugleich zarte und kühne Ausführung zeigt sich in der ganzen Gruppe, vorzugsweise aber in der Frau mit dem Kinde, einer in dieser Rücksicht unübertreffbaren Figur.

Wenn es keine selbstgefällige Täuschung ist, daſs die Kunst sich in unseren Tagen und gerade in Deutschland mehr ihrem wahren Standpunkt genähert hat, so liegt das Verdienst davon unstreitig in unsrer gesammten geistigen Bildung. Absichtslos und von selbst ist sie durch diese in eine Bahn geleitet worden, die sie vom Ringen nach einseitiger und willkührlicher Manier entfernt hält. Den vorzüglichsten Antheil hieran hat die vollere und richtigere Auffassung der einfachen Gröſse des Alterthums, welche der reinen Empfänglichkeit des Deutschen Sinnes besser gelungen ist. Den Alten war es vorzüglich eigen, den Gedanken so tief und so vollständig in die Erscheinung zu legen, daſs er gleich rein und lebendig wieder siegreich aus ihr hervorging. Eine Kunst, die nicht das Alterthum zu ihrer Grundlage nähme, nicht oft Gegenstände aus demselben behandelte, sich nicht die Nachahmung seiner vollen und durch nichts andres, als ihre innere organische Nothwendigkeit, bedingten Naturwahrheit zur festen Regel machte, würde bald in Formlosigkeit und ermüdende Leere versinken. Allein jenem groſsen naturgemäſsen Sinn sich anschlieſsend, kann sie sich mit Vertrauen dem Geiste derer, welche sie üben, und dem Geiste des Jahrhunderts überlassen, und ist sicher, in jedem Fortschritte der Zeit ein angemessenes Gepräge zu finden, von keiner Richtung des Gedanken und keiner Schattirung der Empfindung ausgeschlossen zu bleiben.

---

Aus dem Bericht vom 29sten März 1834.

— — Mit besonderem Vergnügen werden die Mitglieder des Vereins auf der vom Directorium veranstalteten Ausstellung die beiden, nunmehr eingegangenen Bilder der Her-

ren Hildebrandt und Sohn gefunden haben. Wir überlassen es den Kennern und Kunstfreunden, die Verdienste dieser beiden, sich schon durch ihre Gröfse auszeichnenden Arbeiten zu würdigen. Nur über die Art, wie beide Künstler ihren Gegenstand aufgefafst haben, sei es mir erlaubt, einige Worte hinzuzufügen.

Der von Herrn Sohn gewählte, „Diana und Actäon," unterlag der grofsen Schwierigkeit, den einen Theil desselben, das Schicksal des Unglücklichen, der vielleicht nicht einmal die Schuld absichtlicher Neugier büfste, auf eine geschmackvolle und noch weit mehr auf eine, das Gefühl nicht unangenehm verletzende Weise darzustellen. Auch den antiken Bildwerken ist es nicht gelungen, diese Schwierigkeit zu besiegen. Herr Sohn hat die kühne, aber, wie auch die Wirkung bestätigt, sehr verständige Parthie ergriffen, diesen Theil des Gegenstandes aus der unmittelbaren Darstellung ganz wegzulassen. Er hat sich aber zugleich das Ziel gesteckt, ihn ganz und unverkennbar in den andern, für die künstlerische Behandlung gerade vorzugsweise geeigneten zu legen, und hat aus der Entfernung eines mifsfälligen Gegenstandes eine gehaltvollere Darstellung des übrigbleibenden höchst glücklich hervorgehen lassen. Daher kommt es nun, dafs man den Actäon auf dem Bilde vergebens sucht, aber eigentlich nicht sucht, da man ihn, sein Schicksal schon hinreichend angedeutet findend, gar nicht vermifst. Denn indem die ganze Gruppe, verbunden mit der Landschaft, eine Belauschung oder Ueberraschung im Bade zeigt, verräth der strafende Blick der Göttin die bevorstehende Vernichtung des Frevlers, und aus beiden zusammengenommen springt von selbst die Erinnerung an die sehr bekannte Fabel hervor. Den Contrast zwischen der Göttin und den sich zu ihr flüchtenden Nymphen hat der Künstler sehr charakteristisch zu zeichnen verstanden,

und es war schon ein sehr glücklicher Gedanke, sowohl für die Einheit, als die Anmuth der Composition, ihn zum hauptsächlichsten Motive derselben zu machen. Die Göttin ragt alleinstehend aus den um sie niedergebückten Nymphen hervor. Sowohl in dem Bau der Glieder, als in den Gesichtszügen liegt eine feine, aber ausdrucksvoll gehaltene Abstufung von der hohen göttlichen Natur zu der mehr untergeordnetern der Menschheit näher stehender Wesen. Auf dem Antlitz der Nymphen malen sich blofs Schrecken und Verwirrung, in dem Blicke der Göttin verbindet sich das Gefühl gerechter Erbitterung mit dem der Sicherheit der durch die Vernichtung des Schuldigen zu nehmenden Rache. Die treffliche Behandlung der Landschaft erhöht den Werth dieser schönen Composition.

Herrn Hildebrandt's, auch in den kleinsten Details so meisterhaft gelungenen Schilderung einer häuslichen Scene dürfen wir im Voraus die Gunst und die Theilnahme jedes gefühlvollen Gemüths versprechen. Das Bild hat etwas ungemein Rührendes und wehmüthig Bewegendes, und jeder würde ihm gern den Platz anweisen, an dem er sich am liebsten solchen Empfindungen überläfst. Der Künstler hat seinen Gegenstand aus den allgemeinen Ereignissen des menschlichen Daseins geschöpft und zu seiner Schilderung eine Stimmung gewählt, die, in mehr oder weniger verschiedener Gestalt, öfter im Leben wiederkehrt, die sorgenvolle Bekümmernifs der bevorstehenden Trennung von einem geliebten, schutzlos zurückbleibenden Wesen. Er hat diesen Stoff nicht an etwas Geschichtliches angeknüpft, so dafs der Beschauer schon eine bestimmte Individualität zu dem Bilde hinzubrächte. Durch diese Beschränkung auf die eigene Individualisirung, so wie durch die Natur des aus der allgemeinen Wirklichkeit aufgenommenen Stoffs hat er sich die zwiefach schwierige Aufgabe vollendeter

Naturwahrheit und desjenigen dichterischen Schwunges gestellt, den ein Stoff dieser Art am wenigsten entbehren kann. Denn ohne diese, allein aus der innern Auffassung des Künstlers herrührende Zugabe, artete die Wirkung einer solchen Darstellung unfehlbar in unkünstlerische Sentimentalität aus, eine für die Kunst viel gefährlichere Klippe, als die der gleichgültig lassenden Kälte, da ein Abweg immer verführerischer ist, zu dem ein in sich edles Gefühl verleitet. Durch die unübertreffliche Wahrheit, sowohl in den unbedeutendsten Beiwerken, als in der Haltung und den Gesichtszügen der Figuren, schliefst sich Herrn Hildebrandt's Arbeit an die edelsten Familien-Bildnisse an, und kann an die meisterhaftesten Genre-Bilder im höhern Style erinnern. Dennoch unterscheidet es sich gewifs von diesen beiden Gattungen. Das Genre-Bild schöpft seinen Stoff auch unmittelbar aus dem Leben, schildert aber ganz eigentlich das Leben selbst, und führt daher mehr in die Wirklichkeit hinaus, als in die Seele zurück. Es verläfst seine eigentliche Gattung, wenn es tiefere Empfindungen weckt. Es liebt nur leichtere anzuregen und steht daher gern dem Piquanten und Komischen nahe. Selbst dafs die Genre-Bilder gewöhnlich kleinere Bilder sind, hängt gewissermafsen mit ihrer Natur zusammen. Die scheinbare Anspruchslosigkeit und das Zusammendrängen eines in allen seinen Einzelnheiten auf einem kleinern Raume dargestellten Lebens in den Reflex Eines glücklich gewählten Moments erhöht sichtbar den Effect. Das Portrait unterliegt immer einer Beschränkung durch die Wirklichkeit. Selbst bei der freiesten, schönsten Behandlung des Künstlers ist es sogar seine Absicht zu zeigen, dafs er seine Freiheit der gegebenen Individualität unterordnete, und er erscheint offenbar anders, wenn er eine selbstgewählte Individualität nur als eine Stufe betrachtet, sich in der Ausführung zu

etwas Höherem zu erheben. In solcher frei dichtenden Stimmung kann er aber eben sowohl lyrische, als epische Gegenstände darstellen, und hier, im Gebiete des Elegischen, müssen wir die Wirkung des vorliegenden Gemäldes suchen. Es reiht sich in dieser Hinsicht an einige andere, neuerlich mit grofsem Beifall aufgenommene an, mit welchen es interessante Vergleichungspunkte darbietet, die es nur hier nicht der Ort zu verfolgen ist.

Die beiden, so eben erwähnten Bilder sind leider so frisch gemalt in diesem Jahre bei uns angekommen und sind zum Theil noch jetzt so nafs, dafs sie nicht vor dem Sommer gefirnifst werden können, ohne sie gänzlichem Verderben auszusetzen. Auch würde die Zeit zwischen ihrer Ankunft und der heutigen Verloosung zu kurz zur Anfertigung der Zeichnungen für die radirten Blätter gewesen sein, und doch ist es ein Grundsatz unsers Vereins, die verloosten Bilder immer unmittelbar nach der Verloosung abzuliefern, von dem sich das Directorium nicht abzugehen erlauben durfte. Unter diesen Umständen hat es uns das Angemessenste geschienen, diese Arbeiten von der heutigen Verloosung auszuschliefsen und für die nächstfolgende aufzubewahren. Wenn hieraus ein bedaurungswürdiger Aufschub entsteht, so wird es nun auf der andern Seite, was gewifs den Künstlern selbst, so wie allen Freunden der Kunst erwünscht sein wird, möglich, dieselben mit zu der akademischen Ausstellung im nächsten Herbste zu bringen.

Denselben Beschlufs und aus ganz ähnlichen Gründen hat das Directorium wegen eines dritten, von Herrn Hopfgarten angekauften Bildes fassen müssen, „der Wegführung von Christensclaven durch gelandete Barbaresken," einer an lieblich zusammengestellten Gruppen und reizenden Details reichen, sorgfältig und schön ausgeführten Composition.

In den zur heutigen Verloosung bestimmten Bildern

hat sich der Künstler-Ausschufs bemüht, den Mitgliedern des Vereins eine erfreuliche Mannigfaltigkeit gröfserer und kleinerer Darstellungen, unter welchen viele landschaftliche sind, darzubieten. Auch von den kleineren werden bei der Ausstellung gewifs einige die Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen haben. Ich darf hier um so mehr Herrn Meyerheim's Thor zu Tangermünde nennen, als sich die geehrte Versammlung gewifs mit Vergnügen der von diesem Künstler herausgegebenen schönen lithographirten Ansichten einiger Städte der Altmark erinnert. Bei dem von uns angekauften kleinen Gemälde wundert man sich mit Recht, wie es möglich war, einem scheinbar wenig künstlerischen Gegenstande ein so reizendes und anmuthvolles Bild abzugewinnen. Es zeigt sich hier, wie in andern ähnlichen Beispielen, dafs bei richtiger Auffassung der Natur der Künstler nur ein Stück aus ihr herauszuschneiden und gleichsam in einen Rahmen zu fassen braucht, um seiner Wirkung gewifs zu sein, wenn es ihm nur gelingt, seiner Nachbildung das einzuhauchen, was in dem Blicke lag, mit dem er selbst den Gegenstand ansah. Dies Talent, die Kunst und die Natur überall wechselseitig in einander überzutragen und dadurch die erstere wie eine Sprache zu behandeln, in welche die ganze Natur eingehen kann, aber aus der sie immer schöner und klarer wieder hervortritt, bei den Künstlern und Liebhabern zu fördern und zu wecken, dient, wenn es einmal nicht an Talent und an Schule mangelt, vor Allem die Häufigkeit der dargebotenen Gelegenheit, Gegenstände der verschiedensten Art zu malen und zu bilden, und hierin liegt der bestimmteste und entschiedenste Nutzen der Kunstvereine.

Das grofse historische Bild, „der Orest" des Herrn Bouterwek ist hier entworfen und angefangen, aber in Paris vollendet worden, da sich der Künstler, nach seinen

hiesigen akademischen Studien ein Jahr in der Werkstatt des Malers Laroche beschäftigt hat. Er befindet sich jetzt auf einer Reise nach München und Rom, wohin er sich zu seiner fernern Ausbildung begiebt. Das griechische Alterthum spricht *) von einem Steine im Lacedämonischen Gebiete in geringer Entfernung vom Meere, auf dem Orest von seinem Wahnsinn befreit wurde. Diese Erzählung scheint der Künstler in diesem Bilde, zugleich richtig und sinnvoll, so aufgefafst zu haben, dafs der Unglückliche, nachdem er mit der äufsersten Mühe das Ziel seiner Rettung erreicht hat, sich mit krampfhafter Anstrengung an dem Steine festhält, und der Zug der Eumeniden, die ihn nicht weiter verfolgen dürfen, in der Luft über ihn hinwegschwebt. — Den Gemälden hat der Künstler-Ausschufs einen in Marmor ausgeführten lieblichen Kopf einer Danaide von Herrn Stützel beigesellt. Auch kommen zur heutigen Verloosung die noch vorräthigen Zeichnungen der bereits an die Mitglieder des Vereins ausgegebenen Umrisse.

---

Aus dem Bericht vom 23sten März 1835.

Die vorigjährige akademische Kunstausstellung hat abermals sehr erfreuliche Beweise der Regsamkeit des Künstlers und des Eifers der Liebhaber und Kunstfreunde gegeben. Gleich bei der Eröffnung fand sich nur eine kleine Anzahl von Gemälden noch im Besitze ihrer Verfertiger, die meisten waren schon durch frühere Verabredungen versagt. Es ist nicht zu verkennen, dafs diese jetzt durch ganz Deutschland zahlreichen Ausstellungen, so wie die Kunstvereine, eine wichtige Stelle in unserer neuesten va-

*) Pausanias III, 22.

terländischen Kunstgeschichte einnehmen. Ihr Nutzen beschränkt sich nicht auf die Vervielfältigung und Verbreitung der Kunstwerke. Sie wirken vorzüglich auch dadurch wohlthätig ein, dafs sie die Kunst in einer ihr mehr angemessenen Richtung erhalten. Indem sie, in regelmäfsiger Wiederkehr, für eine gröfsere Menge von Kunstwerken Vereinigungspunkte vor einem die Kunst liebenden und ihre Fortschritte mit förderndem Antheil begleitenden Publicum stiften, bringen sie die Ausübung und die Kritik, die Künstler unter einander und mit dem Kreise der Kenner und Liebhaber in nähere und lebendigere Berührung. Die Kunstwerke machen immer seltner blofs den einsamen Weg von der Werkstatt des Künstlers zu der Wohnung, für die sie bestimmt sind. Sie treten zugleich in einen Kreis weiterer Beurtheilung. Der Künstler weifs, dafs seine Arbeit mannigfaltiger Prüfung unterworfen werden wird; er erfreut sich, wenn sie gelungen erscheint, des belohnenden Gefühls, einer zahlreichen, gebildeten Versammlung einen hohen geistigen Genufs zu gewähren, und die verschiedenartigen Talente, deren Werke sich neben einander befinden, stufen sich in richtigem Verhältnifs gegen einander ab, so dafs der besondere künstlerische Character einen Jeden sich rein und entschieden hervorhebt. An der Spitze der Ausstellungen und Vereine stehen prüfende Künstler. Auch der Kenner fühlt sich durch die dargebotene Gelegenheit vielfacher Vergleichung in seinem Bestreben befestigt und gefördert, und das allgemeine Urtheil gewinnt allmählig an Richtigkeit und Schärfe. Die Künstler aber erhalten sich, da ihre Arbeiten bestimmt sind, zugleich und nebeneinander zu erscheinen, sicherer in der Bahn, die zu dem reinen und allgemeinen Begriffe der Kunst führt, in welchem doch alle, noch so verschiedenartigen Talente zuletzt zusammentreffen müssen. Von allen Seiten also arbeitet die Kunst

mehr unter den Augen der Kunst. Einseitige Richtungen können viel weniger aufkommen, da der gesunde Sinn des Publicums, gekräftigt durch so viele andere, solchen einzelnen Abirrungen entgegengesetzte Arbeiten, ihnen bald das Urtheil sprechen würde. Dagegen bewahrt aber auch der, eine richtige, wenn gleich kühnere Bahn verfolgende Künstler eine gröfsere Freiheit, da ihn der allgemeine Beifall gegen einzelne Mifsbilligung schützt. So wie daher der Künstler es immer jetzt ungern sieht, wenn ihm die Gelegenheit versagt wird, ein vollendetes Werk einer der gröfseren Ausstellungen zu übergeben, so wählen Kunstfreunde am liebsten ihre Erwerbungen da, wo denselben der errungene Beifall schon eine Bürgschaft ihres Werthes verleiht.

— — — — —

— — Ein neuer Antrag von 8 Mitgliedern unsers Vereins in Halberstadt geht darauf hin, in jedem Jahre die ausgezeichnetsten und sich weniger für den Privatbesitz eignenden Kunstwerke von der Verloosung auszunehmen und zur Bildung eines National-Museums zu bestimmen. —

— — Der aus diesem Schreiben hervorleuchtende warme Eifer für die Kunst und das sorgfältige Bemühen, für die vaterländische einen Vereinigungspunkt zu stiften, in welchem ihre gelungensten Werke gleichsam unter den Augen der ganzen Nation aufbewahrt würden, können gewifs nur höchst erfreuliche Erscheinungen genannt werden. Es ist ein sehr gerechter Wunsch, besonders ausgezeichnete Bilder unserer Künstler dadurch, dafs man sie der Entfremdung durch Privatbesitz entzieht, dem Publicum zugänglich zu erhalten. Der Kunstgenufs würde dadurch unläugbar allgemeiner verbreitet, was unfehlbar auf den Geschmack an Kunstwerken zurückwirken müfste. Den Künstlern diente eine solche Einrichtung zugleich zu einer grofsen Genug-

thuung bei schon gelungenen Werken und zum Sporn des Wetteifers bei erst zu versuchenden. Wenn aber die Idee eines National-Museums auf diese Weise alle auf die Kunst und auf die Ehre des Vaterlandes gerichtete Gefühle anspricht, so würde doch das Directorium des Vereins seinen Standpunkt zu verfehlen glauben, wenn es sich über dieselbe und ihre Ausführbarkeit im Allgemeinen verbreitete und nicht seine nächste Pflicht erfüllte, jene Idee in ihrer Beziehung zu den besonderen Verhältnissen unsers Vereins zu erwägen.

Die Stiftung eines National-Museums kann, unserer Ueberzeugung nach, nicht von einem einzelnen Vereine und selbst nicht von mehreren Vereinen zugleich ausgehen. Ein Verein, der sie unternehmen wollte, würde diesen Zweck höchst wahrscheinlich verfehlen und dagegen gewiſs diejenigen in Gefahr setzen und wirklich beeinträchtigen, die er jetzt genügend erfüllt. Die Idee eines National-Museums, die gewiſs die ernsthafteste und wohlwollendste Erwägung verdient, muſs für sich und unabhängig von einem andern Institute ins Leben gerufen werden. Einer solchen Anstalt müssen von allen Seiten her Bereicherungen zuflieſsen, sie muſs ihre eignen Theilnehmer, ihre eignen Mittel, ihren eignen prüfenden, richtenden und beaufsichtigenden Vorstand besitzen. Erst wenn auf diese Weise die Gründung eines Vereinigungspunktes der ausgezeichneten Werke vaterländischer Kunst wirklich beschlossen und begonnen wäre, könnte die Theilnahme der jetzt bestehenden Kunst-Vereine daran in Berathung gezogen werden. Bei dem Vorschlage, wie er jetzt gemacht ist, stellt sich gleich ein sehr bedenkliches Miſsverhältniſs dar. Man würde im Anfange kaum zwei bis drei Bilder in Händen haben, die man, bei Beobachtung aller nothwendigen Rücksichten, zugleich auf die neue Anstalt und die Verhältnisse unsers Vereins,

jener zuwenden könnte, und müfste dennoch gleich den mit einem solchen Aufbewahrungsorte für Kunstwerke erforderlichen Nebenaufwand bestreiten. Die Kosten hiervon würden, wenn man nicht alles der Sparsamkeit zum Opfer bringen wollte, nicht unbedeutend sein, demungeachtet aber würde der Anfang des neuen Instituts unter allem dem bleiben, was auch die nachsichtsvollsten Erwartungen davon voraussetzen müfsten. Wenn man die Sache, wie sie ist, aussprechen soll, so wäre jetzt nichts Anderes möglich, als einzelne zur Verloosung bestimmte Kunstwerke derselben zu entziehen und für die mögliche, allein noch ganz ungewisse Gründung eines National-Museums zurückzustellen. Dies dürfte aber um so weniger rathsam erscheinen, als bei dem Vorschlage auch noch andere Bedenken eintreten, die ich es für meine Pflicht halte, hier auseinanderzusetzen.

Das erste betrifft die Wahl der für das Museum zu bestimmenden Gegenstände. Die Verfasser des Antrages haben die Nothwendigkeit gefühlt, bestimmte Kennzeichen dafür festzustellen. Sie geben ganz richtig den Kunstwerth und eine sich weniger für den Privatbesitz eignende Beschaffenheit an. Es sollen natürlich nur die ausgezeichnetsten Kunstwerke in die öffentliche Sammlung übergehen. Dennoch kann nicht die Meinung sein, dafs dies Kennzeichen allein und abgesondert von dem andern angewendet werde. Es würde sonst Alles, was den höchsten Kunstwerth besäfse, dem Privatbesitz entzogen, was ungerecht gegen die Mitglieder des Vereins, gewifs aber auch der Kunst selbst unvortheilhaft wäre. Denn auf dem Privatbesitze, in seiner Gesammtheit genommen, auf der täglichen, ruhigen Betrachtung der Kunstwerke, auf der Gewöhnung, sie als etwas Nothwendiges zum geistigen Leben anzusehen, beruht grofsentheils die Beförderung des Geschmacks

und die Verbreitung der Liebe zur Kunst. Das andere Kennzeichen aber ist von sehr unbestimmter und vielseitiger Natur. Es läſst sich wohl sagen, welche Gegenstände und welche Behandlungsart würdig sind, der öffentlichen Beschauung dargeboten zu werden. Dieselben Kunstwerke aber kann man darum keineswegs ungeeignet für den Privatbesitz nennen. Wie verschieden hierüber die Ansichten sein können, beweisen die in dem vorgelesenen Antrage gegebenen Beispiele. Mir, und vermuthlich theilen hierin die meisten der hier anwesenden geehrten Mitglieder meine Meinung, würde Herrn Hildebrandt's heute zur Verloosung kommendes Bild, gerade im Widerspruch mit der Aeuſserung des Antrages, vorzugsweise geeignet für den Privatbesitz scheinen. Aus gefühlvoller Stimmung hervorgegangen, weckt es wieder eine solche, und wirkt daher am tiefsten, zufällig und natürlich im Laufe der täglichen Ereignisse, wie eine meisterhaft gelungene Schilderung einer rührenden Scene, gesehen. Wie man die Mannigfaltigkeit der bei unseren Verloosungen vorkommenden Kunstwerke in Gedanken durchgehen mag, so kann ich keinen andern Grund, aus dem eines sich vielleicht nicht zum Privatbesitze eignen könnte, als etwa seine Gröſse, entdecken. Auch diese aber ist nur ein relatives Hinderniſs, da eine bedeutende Zahl unserer Mitglieder dadurch auf keine Weise in Verlegenheit gesetzt werden würde. Wenn aber je ein Kunstwerk durch den Zufall des Looses wirklich an einen Besitzer gelangt, der es nicht für sich geeignet findet, oder ihm einen Platz gönnt, auf dem es zur häufigern Ansicht kommt, so bleiben ja Kunstwerke nicht immer in derselben Hand. Zu allen Zeiten ist es ihr Gang gewesen, vom einzelnen Hausbesitz in Gallerien, häufig in öffentliche, zu kommen. Auch bei unserm Verein hat sich Aehnliches zugetragen. Bei so unbestimmter Natur des zweiten der an-

gegebenen Kennzeichen würde es mithin, gegen die ausgesprochene Absicht, doch für die wirkliche Entscheidung fast allein auf das erste, den künstlerischen Werth, ankommen.

So ehrend nun hierbei das dem Directorium und dem Künstler-Ausschufs bewiesene Vertrauen ist, mit welchem der in Rede stehende Antrag ihnen den Ausspruch über die Würdigkeit der zur öffentlichen Aufbewahrung bestimmten Kunstwerke überträgt, eben so schwierig würde die Ausübung dieses Richteramts sein. Ohne auch des beständigen Schwankens zwischen dem Interesse der Mitglieder des Vereins und dem der neuen Anstalt zu erwähnen, so würde gewifs jeder Künstler Bedenken finden, über das Werk eines andern einen auf diese Weise aburtheilenden Ausspruch zu fällen. Denn es handelt sich hier nicht darum, einen einzelnen Preis zuzuerkennen, den nur Einer erlangen kann, sondern unter einer Reihe von Bildern eine Grenze der gröfsten und geringern Auszeichnung zu ziehen, und dies in einem Falle zu thun, der auf eine solche Weise bedeutend für die Würdigung des Künstlers ist. Denn wenn sich auch alle Stimmen für ein Kunstwerk erklärten und der Ausspruch der ihm zugewiesenen Auszeichnung sich leicht vertreten liefse, so würde die Schwierigkeit doch bei der Frage eintreten, warum nun das nächst vorzüglichste nach ihm nicht auch der gleichen Auszeichnung würdig gehalten werde? In der That könnte niemand sich herausnehmen, weder absolut, noch in einzelner Anwendung zu bestimmen, welcher Grad des Künstlerwerthes eben zur Aufnahme in das National-Museum erforderlich wäre. Diese Schwierigkeit aber entsteht nur, wenn eine solche Anstalt von einem Vereine ausgeht. Denn da hier immer mehrere Bilder in Concurrenz kommen, so ist die Auszeichnung kaum je von der Kränkung zu trennen. Ganz anders

ist es, wenn das vaterländische Museum, unabhängig für sich bestehend, Kunstwerke erwirbt. Es kommt alsdann blofs darauf an, ob das gewählte die getroffene Wahl rechtfertigt oder nicht? Die Ursachen, dafs andere nicht gewählt werden, können mannigfaltiger Art sein, ohne dafs auch nur scheinbar, ihr Verdienst dadurch geschmälert würde. Der Wetteifer des Künstlers könnte allerdings durch eine solche öffentliche Bestimmung erhöht werden. Es wären aber auch, nach dem so eben Bemerkten, Reizungen, Unzufriedenheit und Mifsstimmungen aller Art fast unzertrennlich mit der vorgeschlagenen Einrichtung verbunden, und dies könnte auch gerade im Gegentheil selbst vorzügliche Künstler dem Arbeiten für den Verein abgeneigt machen. Denn wer würde diesseits des Punktes bleiben wollen, der bei jeder Verloosung für die Würdigkeit zum National-Museum festgestellt würde? und die Feststellung eines solchen Scheidepunktes zwischen den in das Museum aufzunehmenden und davon zurückzuweisenden Kunstwerken, wäre doch bei dieser Einrichtung ganz unvermeidlich.

Endlich kann das Directorium nicht die Betrachtung unterdrücken, dafs es für das Fortbestehen und das Gedeihen des Vereins höchst bedenklich sein möchte, den Verloosungen gerade durch die Entziehung der besten Kunstwerke das Interesse zu nehmen, welches sie jetzt einflöfsen. Diese Kunstwerke wirken eben so, wie grofse Loose. Es ist ein sehr gerechter Wunsch, auf einem zugleich die allgemeinen Zwecke der Kunst befördernden Wege zu einem schönen Kunstwerke, welches sonst nicht zu erhalten sein würde, zu gelangen. Dabei ist der Wetteifer des Gewinnens, der Versuch, wie weit man vom Glücke begünstigt wird, ein gesellig erheiterndes Spiel. Es ist daher sehr begreiflich, dafs gerade die Verloosung den Vereinen eine gröfsere Zahl von Mitgliedern zuwendet, und von welcher

Seite man dies ansehen mag, so handelt es sich immer um einen edlen Erwerb, um den Besitz eines Kunstwerkes. Man mufs es daher in hohem Grade bedenklich finden, gerade in diesem Theile unsers Statuts eine Aenderung vorzuschlagen.

Unser Verein ist vom Anfang an ausschliefslich auf Verloosung und Bestimmung der Kunstgegenstände zum Privatbesitz gegründet worden. Das Directorium kann seine Ueberzeugung nicht anders, als dahin aussprechen, dafs es am besten sein wird, auch künftig hierbei stehen zu bleiben. Wir läugnen darum keinesweges, dafs es nicht einzelne Vorzüge haben könne, auch andere Zwecke damit zu verbinden. So ist es gewifs eine höchst würdige Anwendung der Mittel eines Vereins, öffentliche Denkmäler davon zu gründen oder auszuschmücken. Es liegt gewifs hierin eine höhere Bestimmung eines Kunstwerkes. Allein auch dabei finden sich Schwierigkeiten, welche die Erfahrung bestätigt.

Der Gedanke der Einrichtung eines Museums, nicht zwar eines allgemeinen vaterländischen, sondern eines Museums unsres Vereins, war schon bei Stiftung desselben in Betrachtung gezogen worden. Man glaubte aber schon damals, der Verloosung unter die Mitglieder den Vorzug geben zu müssen. Vielleicht ist es nicht unpassend, das in der ersten öffentlichen Aufforderung zur Theilnahme an dem Verein vom 23sten August 1825 darüber Gesagte hier jetzt wieder in Erinnerung zu bringen:

„Die Verloosung der Kunstwerke" heifst es in derselben, „schien den Stiftern des Vereins besser und der Kunst „förderlicher, als wenn man sie hätte verkaufen, oder aus „ihnen eine Sammlung des Vereins bilden wollen. Sie wer- „den auf diesem Wege in alle Provinzen der Monarchie

„verbreitet und kommen auch in den Besitz derer, die sie „sich sonst nicht hätten verschaffen können."

„Auch ist wohl nicht zu verkennen, dafs ein gutes Kunst- „werk in einer Privatwohnung, als Familienbesitz, wo es „einzeln, oft, in verschiedenen Stimmungen, und nach und „nach doch von sehr vielen betrachtet wird, einen tieferen „und richtigern Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, als „wenn man es in öffentlichen Ausstellungen und Sammlun- „gen jedesmal absichtlich aufsuchen mufs."

Diese damals geäufserte Meinung theilt das Directorium auch heute noch und hält es daher aus voller Ueberzeugung für besser, den bisher mit sichtbarem und entschiedenem Erfolge eingeschlagenen Weg ruhig fortzusetzen, ohne eine Aenderung in dem wichtigsten Theile unseres Statuts zu versuchen. —

## Sonette.

### I.

Die Milchstraſse.

Der golden-sternbesäte Himmelsbogen
Gleicht einem Meer, wo Glanz und Schimmer wogen,
Und doch getrennt da rollen Myriaden
Von Sonnen, die in Licht den Aether baden.

Der Mensch erkennt sie nicht; vom Schein betrogen,
Staunt er, vom Flammenanblick angezogen;
Herab des Himmels Götter möcht' er laden
Zu kommen auf den hellumstralten Pfaden;

Und sich aus ihnen eine Brücke bauen,
Die, was sein Herz in Lieb' umschlieſst, verbände,
Wenn nicht mit jedes Morgens Dämmergrauen

Erbleichend wiederum die Brücke schwände.
Ach, alle Wege, die zum Himmel führen,
Sieht er sich nebelgleich in Duft verlieren.

2.

Niobe.

Du kniest, das schmerzenschwere Haupt gesenket,
Zur Tochter, die du todt siehst vor dir liegen;
Du strebst den schweren Kummer zu besiegen
Um die, die du an deiner Brust getränket.

Der Götter Spruch des Menschen Schicksal lenket,
Auch du mufst dich in ihren Willen fügen,
Und leerst mit langen, seufzervollen Zügen
Den Becher, der dir voll ward eingeschenket.

Du hieltest sie in treuen Mutterarmen,
Du fühltest Herz an Herz dir süfs erwarmen,
Und Thränenströme netzten deine Wangen.

Die Brust der Göttin kennet kein Erbarmen;
Des Pfeiles Federn durch die Lüfte klangen;
Die Arme mufs den Todesstreich empfangen.

## 3.

### Die Danaiden.

In finstrer Unterwelt ein leeres Spielen
Das ewge Schöpfen scheint der Danaiden;
Vor Arbeitslast sie nicht die Arme fühlen,
Und kein Gelingen stellt die Brust zufrieden.

Im Leben auch, am Sonnenlicht hienieden,
Den Tag durchringet oft, den arbeitsschwülen,
Der Mensch, und dennoch ist ihm nicht beschieden,
Am Ziele sich in Schattenruh zu kühlen.

Dann zu der Thatkraft mufs der Blick sich wenden,
Das Mühen mufs, da, wo es anfängt, enden.
Wenn nichts der Arm auch äufserlich erstrebet,

Die Sehnen innerlich an Kraft gewinnen.
So leer die Danaidenschaar nicht hebet
Den Sieb, wenn alle Wasser auch verrinnen.

4.

Hoffnung der Liebe.

Der Göttin heilger Liebe sonst geweihet,
Wardst du zur Hoffnung später umgestaltet,
Und doppelt so dein himmlisch Wesen waltet
In dem, was Ruh und Trost der Brust verleihet.

An Liebe sich natürlich Hoffnung reihet,
Die nie, bleibt Lieb' auch unerhört, erkaltet.
Denn Liebe wächst, wenn sie auch einsam schaltet,
Und keiner Schuld je den Geliebten zeihet.

Ihr Hoffen nicht sich nach Erhörung wendet;
Erhörung ist ein plötzlich Götterblitzen,
Das von des Himmels reinen Aethersitzen

Herab die hohe Gunst des Schicksals sendet.
Der Liebe Hoffnung jenseits und auf Erden
Ist, würdig mehr stets ihrer selbst zu werden.

5.

Phantasien.

I.

Das Leben ist an Möglichkeit gebunden,
Und ihre Gränzen sind oft eng gezogen;
Der Freude Maaſs wird spärlich zugewogen,
Des Leidens Knäuel langsam abgewunden.

Allein der Mitternacht geheime Stunden
Sind günstiger dem Sterblichen gewogen,
Wer um des Tages Glück sich fühlt betrogen,
Der heilt in süſsem Traum des Wachens Wunden.

Die Phantasie da ungefesselt schweifet,
In Erde Himmel, Erd' in Himmel greifet;
Was kämpfend Ringen hätte nie erstritten,

Läſst sich von sanftem Traumgebild erbitten,
Und wenn der Schlaf entflieht, die Sterne bleichen,
Doch Nachgenuſs nicht und Erinnrung weichen.

6.

II.

Ein reich Gemüth des Himmels Bläue gleichet,
Kein Blick in seine tiefen Gründe reichet.
So wie zwei Lichter dort die Herrschaft führen,
Verstand hier also, und Gefühl regieren.

Wenn auch in Nacht zurück ihr Strahlen weichet,
Des Geisterlebens Licht drum nicht erbleichet.
Denn Ahndungsflammen lichte Träume schüren,
Die, Sternen gleich, die Ewigkeit berühren.

Stumm in der Nacht geheimnifsvollem Weben,
An kein Gesetz der Möglichkeit gekettet,
Aus Grabestiefe auf Gestalten leben,

Und wenn die Seele sich zu ihnen rettet
Ermüdet, lang in Wirklichkeit gebettet,
Sie Seligkeiten ihr des Himmels geben.

7.

III.

Der Erdenfreuden wirkliches Geniefsen
Kann man in jene inneren Gefilde
Verpflanzen, wo, als Phantasiegebilde,
Mit lichtren Strahlen sie den Menschen grüfsen.

So kann die Welt er in sich einsam schliefsen,
Dafs auch das schroff erscheinend Rauhe, Wilde
Umkleidet lieblich sich mit sanfter Milde,
Und die Gefühle reicher wogend fliefsen.

Die Pflanze dann nicht Erdenfrüchte träget,
Und in die Erde nicht die Wurzel schläget.
Mit selbstgenährter Kraft sie froh sich hebet

Und frei im reinen Aether sich beweget.
Sie nimmer stirbt, da sie nicht irdisch lebet,
Und nur nach dem, was nie vergehet, strebet.

---

8.

IV.

O, schelte nicht der Träume Wahngestalten!
Irrlichtern gleich sie kommen und entschweben,
Doch süſsres Glück in stillen Nächten geben,
Als wo des Lebens Wirklichkeiten walten.

Muſs alles denn der Mensch, wie Körper, halten?
Schlingt fester nicht, als um den Ulmbaum Reben,
Sich um den Geist des Wohllauts Zauberbeben,
Und lebt, wenn seine Töne längst verhallten?

Wie leise kommt bei Sternenlicht geschlichen,
Der ist der Tag in Sehnsucht bang verstrichen,
Wenn Mond und Sonne zögernd niemals wichen,

So wenn im tiefen Schlaf die Sinne schweigen,
Herauf des Busens liebste Bilder steigen
Und über den Beglückten süſs sich neigen.

9.

V.

Ihr seid entflohen, goldne Phantasien,
Die mich in Dichtung tiefer Rührung ziehen,
Und da von Wehmuth sie sind trüb' umfangen,
In doppelt fesselnder Begeistrung glühen.

Ihr kennt nach euch mein seelenvoll Verlangen,
Wiſst, wie mir süſs stets eure Stimmen klangen,
Wie mir des Lebens Glück und Sinn still blühen
Im schüchternen Erröthen eurer Wangen.

Ihr kehrt, und werdet niemals mich verlassen.
Wie ein Gestirn der Nacht zurück sich ziehet,
Und eine Zeit in Tagesglanz verblühet,

Von mir so weichen eure scheuen Schritte,
Doch in der innersten Gefühle Mitte
Laſst plötzlich ihr mich wieder euch umfassen.

## 10.

### Des Lebens Ausgang.

I.

Wir alle gehn in langgedehnter Reihe
Dem Tode zu, dem wir anheimgefallen,
Langsamen Schritts wir still ergeben wallen
Zu der von dem Geschick empfangnen Weihe.

Denn dafs sich der Geschlechte Zahl erneue,
Vernahmen ernstes Wort wir vor uns schallen:
Der Lebenslaut soll euch in Luft verhallen,
Dafs Andere das Licht, die Nacht euch freue.

So flutet auf und ab des Daseins Welle,
Und Tod und Leben wechseln ihre Stelle.
Wer an des Sonnenlichtes süfser Helle

Gewärmet hat die kraftdurchsprühten Glieder,
Der sinket zu des Schattens Kühle nieder,
Und wer dort einmal war, kehrt niemals wieder.

## 11.

### II.

Mir hingestorben sind des Lebens Freuden,
Nur Sehnsucht es in meinen Busen gieſset,
Die wundervoll im tiefen Kelch umschlieſset
Erinnrungslust und gegenwärtges Leiden.

Trennt sich vielleicht des Menschen Brust von beiden,
Wenn hin der Rest der flüchtgen Tage flieſset?
Er kennt den Morgen nicht der dann ihn grüſset,
Sein Erdenziel ist auch sein Erdenscheiden.

Wenn los die Bande sich des Körpers winden,
Mag auch die irdische Erinnrung schwinden,
Der Geist mit neuen Schwingen aufwärts fliegen.

Allein der Wesen Wahrheit doch muſs siegen,
Es kann nicht heilge Liebe täuschend lügen,
Was Eins ist, muſs als Eins sich wieder finden,

## 12.

III.

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen,
Nur nach dem Ausgang meine Augen sehen.
Mir süſser ist's, wenn Weste linde wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben nicht mich bangen;

Wie sonst wohl sehe die Natur ich prangen.
Um meiner Freuden höchste ist's geschehen,
Doch mir im Geist Gestalten auferstehen,
Die lieblich sich um meine Jugend schlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke sollen
Sie mich in heitrer Anmuth süſs umgeben,
Daſs beide Leben sanft zusammenschweben,

Muſs man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geist und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen.

## 13.

### Letztes Eigenthum.

Der Mensch, was er besitzt und wirkt, verlassen
Auf Erden mufs, und nichts hilft ihm zu wähnen,
Den Nachruhm über's Grab hinaus zu dehnen,
Wenn wenig Bretter ihn des Sarges fassen.

Das, was ihm bleibt, sein Lieben ist und Hassen,
Des Busens tief unausgesprochnes Sehnen,
Was theuer er erkauft mit Schmerz und Thränen;
Was Zeit nicht tilgt, Geschlechter nicht verprassen.

Wenn um ihn schrumpft in Nichts die Welt zusammen,
Währt fort des Geistes unzerstörbar Flammen,
Und wenn er, wie auf Vesta's heilgem Heerde,

Mit stiller Treue diese Flamme nähret,
Die sich im Wandel keines Seins verzehret,
Verläfst er, weisem Pilger gleich, die Erde.

## 14.

### Saat Gottes.

Wenn üppig prangt der goldnen Ernte Segen,
Die Halme dichtgedränget, reif zum Mähen,
Sich hin und her in mächtgem Wogen legen,
Wenn über sie die Winde rauschend gehen;

Dem zu vergleichen nicht ist, was entgegen
Uns blühet aus der Dichtung heilgem Wehen.
Wie Gras und Blumen auf der Wiese stehen,
Die Lieder sind, die uns das Herz bewegen.

Sie wachsen nicht, von Menschenhand gesäet,
Sie nur des Himmels Sonnenblick erzeuget,
Und wenn sie auch der Zeiten Hauch verwehet,

Ihr Klang doch hoch empor zum Aether steiget.
So auch verbreiten in die weiten Lüfte
Die Wiesenblumen ihre würzgen Düfte.

## 15.

### Kypris.

Entsprungen Kypris war aus Meeres Schaume,
Aufblühend aus den leichtbewegten Wogen,
Dann durch Gespann von Schwanen-Silberflaume
Hin durch den Sonnenglanz der Flut gezogen,

Und sie empfangend an des Meeres Saume
Entführten Tauben sie zum Aetherbogen.
Da ewig wohnt sie in dem Götterraume,
Und Jovis Haupt der Tochter winkt gewogen.

Auch Erdenliebe also sich gestaltet;
Aus süſsem Traum gestaltlos erst gewebet,
Sie dann in holdem Menschenbilde lebet,

Im irdschen Busen Göttliches erzeugend,
Und endlich auf zum reinen Himmel steigend,
Wo sie durch alle Ewigkeiten waltet.

## 16.

### Andromeda.

Die Weiber oft im Leben Fesseln tragen,
Die keines Menschen Auge spähend siehet.
Ihr Fufs durch dornenvolle Bahn sich mühet,
Doch aus der Brust entflieht kein leises Klagen.

Zum Lohn des also in des Lebens Tagen
Geübten Strahlenruhm vom Himmel sprühet;
Andromeda in Fesseln hart geschlagen
Ein Sinnbild dieser Tugend funkelnd glühet.

Wenn nun der Blick der stillen Dulderinnen
Sich zu dem nächtgen Aetherschatten hebet,
Das Sternenweib ein leuchtend Trostbild schwebet,

Und sanfter aller Schmerzen Thränen rinnen.
Denn was auf Erden unsanft wird verletzet,
Des Himmels Mild' in lichte Höh' versetzet.

17.

Die Nymphe.

Nach Wasser geht sie zu des Pindus Quelle;
Hoch auf der Schulter das Gefäfs sie träget,
Und um den Fufs das Kleid behutsam leget,
Dafs nicht benetzt es werde von der Welle.

Bestrahlt von wolkenlosen Tages Helle,
Der Bergbewohner Staunen sie erreget,
Wie selbst sich unbewufst sie Sorgfalt heget,
Dafs dem Geschäft sie Schönheitsreiz geselle.

Wie in des Mädchens einfachem Gemüthe,
Der gleiche Trieb in der Natur auch lebet.
Was wild in ihren Kräften gährt und webet,

Umkleidet sie mit milder Schönheit Blüthe.
Vulkane brennen, Berge stürzen nieder,
Und Anmuth lacht aus dem Ruine wieder.

18.

Friede mit dem Schicksal.

I.

Wenn einmal ist des Lebens Kreis gezogen,
Das Maaſs des Glücks und Leidens zugewogen,
So frommt es nicht, selbst davon abzuschweifen,
Noch mitleidsvoll von auſsen einzugreifen.

Wie die Gestirne gehn am Himmelsbogen,
Wie rauschen auf und ab des Meeres Wogen,
So muſs der Mensch in seinem Dasein reifen,
Die Brust an seines Schicksals Fels abschleifen.

In lang geprüfet durchempfundnen Jahren,
Wo wechselnd Glück und Schmerz mir war beschieden,
Hab' ich es still ergeben so erfahren,

Und wer des Lebens Odem zieht hienieden,
Darf vom einmal Verhängten nichts sich sparen
In seiner Schickung engem Gleis zufrieden.

19.

II.

Ich werde dem Verderben nicht entweichen.
Das Streben, mich darin zu fesseln, glühet,
Und immer engre Kreise um mich ziehet;
Es wird sein kalter Arm mich bald erreichen.

Ich achte still auf jedes leise Zeichen,
Es sträubt sich nicht die Hand, der Fuſs nicht fliehet,
Was mich verlangt, mich stumm erwarten siehet,
Wovor das Herz mir bebt, die Wangen bleichen.

Der Mensch mit kühnem Muth darf kämpfend streiten,
Wenn Elend Menschenhände ihm bereiten.
Doch wenn er liegt im Schicksalsnetz gefangen,

Sein Loos ist in sein Wesen eingeschrieben,
So darf er strafbar Rettung nicht verlangen,
Muſs willig duldenden Gehorsam üben.

20.

III.

Ich achte nur des Schicksals dunkle Mächte,
Die, mit den Kräften der Natur im Bunde,
Bestimmen die verhängnifsschwangre Stunde
Des Wohls und Wehs dem sterblichen Geschlechte.

Wer ehret seines Ausspruchs heilge Rechte,
Sinkt nicht, trifft ihn auch tiefen Unglücks Wunde,
Jauchzt nicht im Glücke mit vermessnem Munde,
Erkennt in Mild' und Strenge das Gerechte.

Wie ihre goldnen Bahnen gehn die Sterne,
So unverändert fest, nach Götter Weise,
Geht durch des Menschenwollens eitle Kreise

Das Schicksal, kommend aus geheimer Ferne.
So Linien in lockrem Sand gezogen,
Anrollend spülen fort des Meeres Wogen.

---

## 21.

### Die Klamme.

Nur Spalte in den mächtgen Felsenmassen,
Die an einander stehen dicht gedränget,
Von Feuers oder Wassers Kraft gesprenget,
Hat die Natur dem Wandrer hier gelassen.

Die Gipfel schwarzen Wald von Tannen fassen,
Der mit den Wurzeln in den Ritzen hänget,
Und tief ein Bach, von Klippen eingeenget,
Geht seinen Pfad, den schlüpfrig ewig nassen.

Nur wenn am heftigsten die Sonne glühet,
Und im Zenith des höchsten Mittags stehet,
Sie ihren Strahl in diese Tiefe schiefset.

Der Bach dann freudig voller sich ergiefset,
Und wie mit tausend Sternen übersäet,
Aus jedem Tropfen eine Sonne sprühet.

22.

Wurzeln und Zweige.

Wenn man die Zweige, die dem Baum entsprieſsen,
Den Stamm umkehrend, in die Erde senket,
Und ihn aus frischem Quelle nährend tränket,
Als Wurzeln tief sie in den Boden schieſsen.

Denn Luft und Licht, die freundlich sie umflieſsen,
Den Blättern Farb' und Form und Frische schenket,
Doch wenn die Tiefe zu sich hin sie lenket
Sich ihre Schatten halb um sie ergieſsen.

So mir auch süſse Lebenswonne blühte,
Als mir an ihres Busens mildem Frieden
Der Glanz beglückter Tage heiter glühte.

Doch jetzt ich meine grün umsproſsten Zweige,
Da sie ist aus dem Kreis des Lichts geschieden,
Als Wurzeln zu der Nacht der Tiefe neige.

## 23.

### Freigebigkeit der Natur.

Wohin kein Menschenfufs je klimmend dringet,
In steiler Klippen öden Wüsteneien
Bunt prangend stehen duftger Pflanzen Reihen,
Die die Natur hervor freiwillig bringet.

Wo sich hinab kein Lichtstrahl zitternd schwinget,
Des Dunkels ewge Nächte zu zerstreuen,
Im Meeresgrund sich Fische wimmelnd freuen,
Wo Farbenglanz mit Farbenglanze ringet.

Dafs je ein Auge nur die Wunder schauet,
Die sie herab vom Himmel mächtig thauet,
Und wovon reich die Erde blühend schimmert,

In stiller Gröfse die Natur nicht kümmert,
Zufrieden, dafs aus freier Fülle spriefset,
Was, fruchtbegabt, ihr Blüthenkelch umschliefset.

## 24.

### Morgengrufs der Geliebten.

So wie ich Morgens auf die Augen schlage,
Die vielgeliebten Züge sie erblicken,
Die mir mit stillempfundenem Entzücken
Umkränzten einst des Lebens goldne Tage.

Der Mensch weifs nicht, was mit dem letzten Schlage
Des Herzens das Geschick ihm kann entrücken.
Der Tod geht um ihn her, wie dunkle Sage,
Die tausend Lebensklänge dumpf ersticken.

Wie anders sich erschlofs des Morgens Pforte,
Als mir noch tönten ihrer Stimme Worte,
Als sie mit leisen, heifsersehnten Tritten

In meine Kammer liebend kam geschritten!
O dieser Paradiesestage Wonnen,
Wie sind sie alle nun in nichts zerronnen.

## 25.

### Die glückliche Zeit.

Wie Einer Sonne alles Licht entquillet,
In das am Tag sich Erd' und Himmel hüllet.
Ein Mond, mit dem sich ihre Strahlen gatten,
Erhellt mit sanftem Schein die nächtgen Schatten;

So Eine Zeit, die mich mit Wonne füllet,
Und mir des Busens tiefe Sehnsucht stillet,
Läfst mich, sonst in Entbehrung lebenssatten,
Durch ihren fernen Schimmer nicht ermatten.

Da sie in aller Schönheit Reife prangte,
Und sie verbanden gleichgestimmte Triebe
Mit mir zuerst in schwesterlicher Liebe;

Drauf Jovis Stern trat zu des Löwen Herzen,
Und nun mit tiefem Glück, mit süfsen Schmerzen,
Der eine nach dem anderen verlangte.

26.

Der Blitzableiter.

Der Blitz, der aus des Himmels Wolke zücket,
Läſst sich, eh' er Verderben kann bereiten,
An Orte hin, wo nicht er schadet, leiten
Und Haus und Hof sind der Gefahr entrücket.

Auch wenn die Brust Verdruſs und Unmuth drücket,
Und widerwärtige Gefühle streiten,
Kann sie entladen sich nach andren Seiten,
Und was in ihr hell flammte, ruht ersticket.

Ob nun der Mensch ist solcher, der muſs dulden,
Daſs, ohne alles eigene Verschulden,
Sich fremder Unmuth dreist an ihm entlade,

Ob er vielmehr nach seiner Laune Willen,
Den eignen Unmuth kann an Andren stillen?
Hängt von des Schicksals Ungunst ab, und Gnade.

## 27.

### Die Dryas.

Die, in des Baumes grünumlaubten Zweigen
Still wohnend, Knospen draus und Blüthen spriefset,
Die Dryas auch, wenn sie zum Tod sich neigen,
Die reine Seele in den Aether giefset.

Die dürren Aeste und der Wipfel Schweigen,
Wo frohes Säuseln nicht den Tag mehr grüfset,
Im dichten Wald sind wehmutsvolle Zeugen,
Wie Treue sich an den Geliebten schliefset.

Sie stirbt mit dem, mit dem sie hat gelebet,
Und übend ihres Götterdaseins Rechte,
Mit seinem auch ihr letzter Hauch entschwebet.

So wird es nicht dem menschlichen Geschlechte.
Der Tod die Liebe trennt, und dunkle Sage
Nur tröstend spricht vom Wiedersehenstage.

28.

### Licht und Dunkel.

Es sehnt der Mensch sich nach dem freudgen Lichte,
Wenn er mit glanzbestrahltem Angesichte
Dem Kommen Helios entgegenschreitet,
Und auf die Pracht des Tages sich bereitet.

Doch wieder, dafs er sich in Dunkel flüchte,
Ziehts ihn zur Nacht mit lastendem Gewichte,
Zur Nacht, in der die Brust sich still erweitet,
Und alles ruht, was an der Sonne streitet.

Doch wenn der Mensch sich nach dem Tode sehnet,
Was ist es, das ihm dann den Busen dehnet?
Ist es nach wechsellosem Licht Verlangen,

Ists Trieb, noch tiefres Dunkel zu umfangen?
Dann in des Erdenschofses Grabesschatten
Sich Himmelslicht und Erdendunkel gatten.

29.

Penelope.

In stiller Nacht, die Freier zu betrügen,
Löst ihr Geweb' Ikarios Tochter wieder,
Und Schlaf umhüllet erst die matten Glieder,
Wenn aufgetrennet alle Fäden liegen.

In gleiches Loos mufs oft der Mensch sich fügen,
Was mühvoll er gebaut, selbst stürzen nieder,
Wenn, wie der Wind zurückschnellt Pfeilgefieder,
Sein Streben nicht kann das Geschick besiegen.

Oft auch, was muthig er im Erdenleben
Beginnt, in sich zurück von selber irret,
Wenn, klar nicht schauend, was er kann erstreben,

Er in den eignen Fäden sich verwirret.
Er glaubt das Ziel zu sehen, wahnbefangen,
Und steht am Punkt, von dem er ausgegangen.

30.

Frauenliebe.

Wie Blumenstaub auf Lilienblättern lieget,
Und seinen Duft weit in die Luft verstreuet,
In Frauen also, zart und unentweihet,
Ist Neigung, die die Seele leis anflieget.

Sonst sich die Brust in schöner Ruhe wieget,
Und Denken sonnenklar an Denken reihet,
Dem Himmelslicht die Schwanenreinheit leihet,
Die jeder Färbung Schattenhauch besieget.

Ist auch die Neigung fein, wie Nebelschleier,
Gewebt hält doch sie fest wie Demantketten.
In Weibes Treu kann man sich sicher betten,

Und was in süſser Liebe Wonneschmerzen
Ist einmal eingewachsen ihrem Herzen,
Bleibt ihr für alle Ewigkeiten theuer.

28.

Amor im Wagen.

Im Vatikan, wo des Urbiners Hände
Verzierten sinnig des Gemaches Wände,
Sieht man zwei Nymphen angestrengt sich mühen,
Amorn im Wagen vorgebeugt zu ziehen. —

Ich in's Geschirr nicht zarte Mädchen bände,
Zu Fuſs eh' ging, als so im Wagen stände.
Doch Freud' und Lust ihm aus den Augen sprühen
Bei ihrer Rosennacken Purpurglühen. —

Mag immer er uns spannen vor den Wagen,
Wir wollen schon die leichte Müh' ertragen,
Und gern, schont er mit tiefrer Wunden Qualen,

Ihm den Tribut mit diesem Spiele zahlen,
Wenn wir nur bleiben von ihm abgewendet,
Und nicht ins Herz er seinen Pfeil uns sendet.

## 29.

### Die Stummheit.

Als ich zuerst von Stummheit ward befangen,
Erbleichten schreckergriffen meine Wangen,
Und heifser Thränenstrom sie bang bethaute
Vor Sehnsucht nach dem süfsen Menschenlaute.

Jetzt, da mir längst nicht meine Worte klangen,
Ist ausgestorben in mir das Verlangen,
Und eine innre Welt ich still mir baute
Aus dem, was sonst den Lippen ich vertraute.

Euch, die ihr auch mit hochgewölbten Zweigen
Dasteht, wie mir, in nie gelöstem Schweigen,
Den innren Drang die Rinde rauh verschliefset,

Verwandte Wesen in des Waldes Räumen
Mir suchend, red' ich stumm so zu den Bäumen,
Wenn sie mein Fufs, vorübereilend, grüfset.

## 33.

### An Ihn.

O trüge dich der Zeiten ewge Welle,
Erhörend meiner Sehnsucht tief Verlangen,
Zurück vom Orte, der dich hält umfangen,
Verödet fändst du bei mir jede Stelle.

Kein Anderer betrat der Thüre Schwelle,
Durch die so oft dein Fuſs ist still gegangen,
Und Einem nur netzt diese bleichen Wangen
Der heiſsen Thränen ewig neue Quelle.

Wie man nur einmal wird ans Licht geboren,
Und einmal nur kann aus dem Leben scheiden,
So sind auf ewig auch der Liebe Freuden,

Wenn der Geliebte ging, der Brust verloren.
Was aus dem Himmel zieht sein reines Leben,
Kann irdisches Geschick nicht zweimal geben.

34.

Petrarca.

Petrarca, den der Liebe Dichter nannte
Die Welt, die wahre Liebe doch nicht kannte;
Sie oft ihm heiſst ein menschlich süſses Irren,
Wahnbilder ihm den klaren Sinn verwirren.

Den Strahl der Wahrheit mir ein Gott erst sandte,
Als Liebe sich erbarmend zu mir wandte.
Erst da befreit von blöder Augen Flirren,
Sah ich nicht mehr mich Weltgebild' umschwirren.

Erhabnere und reinere Gestalten
Dem wüsten Chaos sonnenhell entstiegen,
Und alle Stürme der Begierden schwiegen

Vor höheren Gefühles heilgem Walten.
Denn Liebe, süſs vermählt mit stiller Treue,
Gab jeder Erdenregung Himmelsweihe.

---

35.

Kranz und Gedicht.

Auf ungepflegter Flur, auf freien Matten,
Verborgen tief in hohen Waldes Schatten,
Unzählge Blumen mannigfarbig sprieſsen,
Und Gottes Sonnenschein und Thau genieſsen.

Zum Kranze künstlich sie zusammenschlieſsen
Des Mädchens Finger, liebend zu begrüſsen,
Den langgewählt die stillen Wünsche hatten,
Und den sie bald umfängt als treuen Gatten.

So Dichterkläng' in farbgem Licht umschweben
Die Phantasie, und sie süſsschaukelnd heben,
Doch Liebe, die das tiefste Herz entzündet,

Zum Lied sie erst in Maaſs und Reime bindet.
Denn von der Liebe feucht verklärtem Glanze
Borgt Alles Licht, was strahlt im Dichterkranze.

## 36.

### Der Schwan.

Wenn auf Kaykos Flut die Schwäne ziehen,
Gleich Segeln, hohl die weiſsen Flügel schwellen,
Dann wölben stolzer sich des Stromes Wellen,
Und freudig schäumend ihren Zug umsprühen.

Denn Glanz und Weichheit dem Gefieder blühen,
Und sich dem Löwenmuth der Brust gesellen.
Des Wassers Blau die Schwimmenden erhellen,
Wie hoch die Wolken Lunas Silberglühen.

Und wenn sie fühlen sich das Leben enden,
Den Tod mit Zaubertönen sie begrüſsen,
Und erst des Busens Fülle dann erschlieſsen.

Die Zunge nicht voreilig eitel stammelt,
Nur was gereift das Leben aufgesammelt,
Sie todbegeistert in die Lüfte senden.

## 37.

### Die Weinrebe.

Die Rebe leicht die Wurzel nur vertrauet
Dem Boden, sie den Lüften angehöret,
Und von des Himmels Perlenquell umthauet,
Aus nacktem Stein emporwächst ungestöret.

Wenn auch das Alter schon das Haupt umgrauet,
Ihr glühnder Saft noch leichten Sinn bethöret.
Denn wie sie rankend nach dem Gipfel schauet,
So sprudelnd, Sinn und Brust der Wein empöret.

Der Rebe Locken ähnlich, schäumend steigen
In wahrheitgleichen, lichterhellten Träumen
Empor die glutbegeisterten Gedanken,

Und sind, enthebend sich der Erden Schranken,
Dort oben in den sternbesäten Räumen
Dem Menschen seines Aether-Daseins Zeugen.

## 38.

### Reiz der Heimath.

Kastiliens Schnee mit duftger Mandelblüthe
Ersetzen will mir deine zarte Güte;
Allein die Sehnsucht nicht der Brust entweichet,
Wenn man für Schlechtres auch ihr Schönres reichet.

In kalter Ebne innre Funken sprühte
Die Liebe, die zur Vaterstadt mir glühte;
Kein Flurenschmuck für mich dem Hauche gleichet,
Der frisch vom heimischen Gebirge streichet.

Die Treue fragt nach Schönheit nicht, noch Gröſse,
Sie hängt an dem, was einmal sie geliebet,
Und liebt es fort in seiner nackten Blöſse,

Wenn seinen Lichtglanz mancher Fleck auch trübet;
Sie ab vom blühend Prangenden sich wendet,
Und bleibt dem scheinbar Dürftigen verpfändet.

39.

Der Montserrat.

Im Berg, von kühner Adler Flug umschwebet,
Wo zu des Himmels dunkelblauer Heitre,
Dafs sich der Blick auf Land und Meer erweitre,
An Felsensäule Felsensäule strebet,

Geweihte Zahl von edlen Klausnern lebet,
Gewifs, dafs nicht das Schiff des Glücks mehr scheitre,
Und jeder Tag die reine Brust noch läutre,
Ein Leben, still von Seelenruh gewebet.

Doch nicht des Montserrate Felsenzacken
Bedarf die Brust, dafs von der Erde Schlacken
Sich heilge einsam strenggeübter Wille.

Auch in der Menschen lärmendem Gewimmel
Schafft selger Ruhe ungetrübten Himmel
Sich dem Gedanken zugewandte Stille.

## 40.

### Die Gegenwart.

Das Jetzt ist kaum nur im Moment zu fassen;
Ergreift mans, schnell es ins Gewesen fliehet,
Und zögert man, als künftig man es siehet;
So schwer ists, zwischen beid' es einzupassen.

Drum darf man Schmerz so meiden nicht und fassen;
Er ist kaum mehr, wenn eben recht er glühet,
Und ist er noch, der Hoffnung Funke sprühet,
Dafs seine Flammen bald nicht Nachklang lassen.

Allein auch deiner Freuden süfse Wonne
Nicht allzuviel der Gegenwart vertraue.
Sie brennet, wie des Sommers Mittags-Sonne;

Doch was Vergangenheit der Brust gewähret,
Wie Strahlenschein in duftgem Abendthaue,
Mit mildrer Rührung sie durchschauernd nähret.

## 41.

### Corinna.

Sie lebet streng im Kreise ihrer Pflichten,
Sie weiſs sie unverdrossen treu zu üben,
Fremd ist ihr eignes Hassen oder Lieben,
Sie hat nie Streit in ihrer Brust zu schlichten.

Gediegen ist und tüchtig stets ihr Tichten,
Sie wird durch Hoffnung nie von Lohn getrieben,
Ihr gnüget, wenn sie vorwurfsfrei geblieben
Von ihres eignen Busens ernstem Richten.

Daſs Demuth rein aus ihrer Seele quille,
Ist sorgsam sie im einfachen Gemüthe,
Sie freuet sich der anspruchlosen Blüthe,

Die aus der Pflichterfüllung Ruhe sprieſset,
Daſs, wo sie hintritt, sich in ihr erschlieſset
Der Seele Frieden und der Glieder Fülle.

## 42.

### Das Reich der andern Welt.

Ein geistig Reich sich nach und nach gestaltet,
Das zu der Sterne Pfad sich aufwärts schwinget,
In der Natur urtiefe Kräfte dringet,
Und da, wo rein nur der Gedanke waltet.

Wem nie die Glut für dieses Reich erkaltet,
Wer seine Grenzen auszudehnen ringet,
Und nur zu leben glaubt, wenn dies gelinget,
Der in zwei Welten sicher herrschend schaltet.

Denn was er so in stillem Sinnen bauet,
Unlösbar in sein Wesen sich verwebet,
Und wenn der Geist dem Körper einst entschwebet,

Hinaus in unbekannte Sphären schreitet,
Es unzertrennlich ihn getreu begleitet,
Ihm Licht anzündend, das nie Nacht umgrauet.

Humboldt, Wilhelm <<von>>,

Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke

Bd.: 3

1843

Coburg, Landesbibliothek -- B III 11/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916855-7